

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0264

Aktenzeichen

4/15/8

Titel

Manuskripte Pastor Hans Lokies und andere □□ (Christenlehre, Schul- und Erziehungsfragen; Indien und Mission)

Band

2

Laufzeit

1947 - 1962

Enthält

Manuskripte für Zeitungen und Zeitschriften, von Aufsätzen und Vorträgen; Arbeitsberichte d. Gossner Mission; auch Schriftwechsel betr. Veröffentlichung; auch theologische Betrachtungen, Verkündigung; Presseauschnitte; andere Autoren: W. Klimkeit, H. Bo

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Archiv der Gossner Mission
Inhaltsliste Akte G1 / 264

Manuskripte von Hans Lokies

Schul- und Erziehungsfragen:

Die Berliner Schulpolitik in kirchlicher Sicht, 1952
Warum evangelische Schulen in Westberlin, 1958
Christliche Unterweisung in den Schulen in Ost- und Westberlin, 1956
Grundsätzliches zur Schulfrage, 1953
Erziehung zur missionarischen Verantwortung, 1955
Zusammenordnung von Kirche und Staat in der Schule, 1952
Entfaltung des katechetischen Dienstes in Ost- und Westberlin 1945-1956, 1956

Indien und Mission

Kurze Bemerkungen zum Besuch Joel Lakra in Deutschland 1947
Bericht über Tagung d. Internationalen Missionsrats in Whitby bei Toronto (Kanada) 1947
In Schwachheit guten Mutes, Arbeitsbericht der Gossner Mission 1953
Lagebericht der Gossner Kirche 1953
The Gossner Church in India. Report on the journey and the situation in India Teil I, 1954
(2x)
Die Gossner Kirche in Indien. Reise- und Lagebericht Teil I, 1954 (Unterlagen für
Missionskonferenz in Wuppertal-Barmen 12.-15.10.1954
Die Gossner Kirche in Indien Teil II, 1955
Stand und Arbeit der Gossner Mission in Indien 1954 (Kurzbericht auf d. Berlin-
Brandenburgischen Missionskonferenz 1955, 2x)
Joint Work of Gossner Mission in Berlin and Gossner Church in India for the Year 1954
Bericht über die Zusammenarbeit der Gossner Mission Berlin mit der Gossner Kirche in
Indien für das Jahr 1954 (Arbeitsbericht für Commission on World Mission/LWF
1955 in Finnland
Fahrt hinauf auf die Höhe und werfet eure Netze aus. Ein Arbeitsbericht der Gossner Mission
für 1955, Presseauschnitt Ev. Sonntagsblatt Emden 24.6.1956
Arbeitsbericht der Gossner Mission in Berlin 1955, dazu ein zweites Exemplar, leicht
verändert für den DEMR
Arbeitsbericht der Gossner Mission 1956 (2x)
Kommen und Gehen. Arbeitsbericht der Gossner Mission 1957
Vortrag vor dem Diakonie-Verein 4.2.1958 (aus Anlass d. 100. Todestages von Johann
Evangelista Gossner)
Handelt, bis das ich wiederkomme. Arbeitsbericht der Gossner Mission, für Jahrbuch
Ostfriesland 1958
Arbeitsbericht der Gossner Mission 1957
Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Arbeitsbericht der
Gossner Mission 1958, für Jahrbuch Ostfriesland
Zu Gossners 100. Todestag 30.3.1958
Gossners Erbe (zum 100. Todestag Gossners am 30.3.1958), Artikel für das Gemeindeblatt
Schöneberg
Gossners Erbe (zum 100. Todesstag Gossners am 30.3.1958), Text entspricht nicht dem oben
unter dem gleichen Titel aufgeführtenem)
Gossner – Ein Berliner Kirchenvater des 19. Jahrhunderts, Artikel für Gemeindeblatt
Johannes Gossner an seinem 100. Todestag (30.3.1958) zu Dank und zum Gedenken, Artikel
für Ostfriesischer Sonntagsbote, Leer

Santi, eine Geschichte für den Kinderboten, Lübeck 1960
 Arbeitsbericht der Gossner Mission 1959
 Arbeitsbericht der Gossner Mission 1960 (für Commission on World Mission/LWF)
 Die Gossner Mission vor neuen, aktuellen Aufgaben, 1960
 Arbeitsbericht der Gossner Mission 1961 (für den Deutschen Evangelischen Missionsrat, DEMR)
 Jahresbericht der Gossner Mission 1960/61 (für d. LWF)
 Home Report Gossner Mission, Berlin (in dt. Sprache), o. J.
 De Rehumanisierung Christi und das Christentum in Indien, Manuskript für Gedenkbüchlein Prof. Vogel, August 1961
 Indien im Wandel der letzten fünfzehn Jahre, 1961 (für Breklumer Sonntagsblatt, Nov. 1961)
 Zum 125. Jubiläum der Gossner Mission, Entwurf 1 und 2, 1962
 Die Missionsverantwortung der Gemeinde, 1962 (für Gemeindeblatt „Zum guten Hirten“)
 Jahresbericht der Gossner Mission 1961/62 (für d. LWF)

Manuskripte anderer Autoren:

Indien

Klimkeit, : Die Gossnerkirche in Indien, Arbeitsbericht d. Gossner Mission 1953
 Stosch, : Bericht vor dem Kuratorium 10.10.1947 über die Lage der Kolskirche
 Auszüge aus Briefen von Klimkeit, Hedwig Schmidt und Borutta 1947
 Schultz, G.: Die Gossner Kirche von Chota Nagpur und Assam 1953
 Tyson, Basil: Die kritische Lage in Indien 1953
 Radsick, Wilhelm: Auszug aus seinem Bericht über die sechsjährige indische Gefangenschaft, o. J.
 Gossner Mission. Missionsfeld und Heimat. Auszüge aus Briefen von Radsick, Stosch, Borutta und Klimkeit
 Diller, Anni: Ferien in Darjeeling
 Bischoff, A.: Taufe in Purnapani 1957 (veröffentlicht in „Die Biene auf dem Missionsfeld“ 4/1957)
 Borutta, Helmuth: Rückschlag und Widerstand fordern doppelten Einsatz (veröffentlicht in „Die Biene auf dem Missionsfeld 1/1958)

Mission

Nothilfe, Protokollauszüge Deutscher Evangelischer Missionstag (DEMT) 1946 in Herborn
 Ostasien, Auszüge Oek. P. D. (Ökumenischer Pressedienst) Genf, 1946-1947
 Schultz, Günther: Weltwirkung der Mission, o. J. (Vortrag auf Evangelisationswoche ?)
 Holsten, Walter: Möglichkeit und Sinn einer heimatlichen Missionspredigt, o. J.

Sonstiges

Presseauschnitt zum 60. Geburtstag von Missionsdirektor Hans Lokies 1955
 Bericht über Abschlussgottesdienst eines Ökumenischen Aufbau-lagers in Ostberlin in der Galiläa-Kirchengemeinde 1956
 Lokies, H.: Lesepredigt „Gute Zeit für Streiter Christi“, 17.6.1956
 Lokies, H.: Nachruf für Waldemar Reuter 12.3.1960
 Lokies, H.: In Christus – eine neue Kreatur (2. Kor. 5,7), Predigt ?, 1961
 Hoppe, Joachim: Der Auftrag des evangelischen Religionsunterrichts in der Berliner Schule, 1970

"Der Auftrag des evangelischen Religionsunterrichtes
in der Berliner Schule"

Die Vereinbarungen zwischen Kirche und Senat, die vor kurzem getroffen worden sind, gehen von einer theologischen und gesellschaftspolitischen Grundauffassung aus, die den katechetischen Dienst der Berliner Kirche in der Berliner Schule von den Anfängen an geprägt haben, nämlich: Partnerschaft zwischen Kirche und Schule zum Instrument des Handelns aus den verschiedenen Verantwortungsbereichen heraus zu gestalten. Wenn es zu den genannten Vereinbarungen gekommen ist, dann ist nach meiner Einsicht zunächst denen zu danken, die als Katecheten und Lehrer nach 1945 diese Partnerschaft verwirklicht haben, also jenen, die Tag für Tag den damals oft sauren Weg in die Schule gegangen sind unter wahrhaft erbärmlichen Verhältnissen, um vom Erbarmen Gottes mit den wirklichen Menschen zu reden, um zum Frieden, zur Versöhnung, zur Menschlichkeit untereinander und miteinander anzustiften. Die damaligen Verhältnisse widersprachen allem, was diesem Unterricht "Religion" eine Lebenschance hätte geben können. Das gilt für die Aufbauarbeit in der Berliner Schule insgesamt. Wenn wir auf den 25-jährigen katechetischen Dienst in der Berliner Schule zurückblicken, dann bleibt uns der Mund verstopft, vollmundige Jubiläumsreden zu halten, weil wir einander und den Schülern vieles schuldig geblieben sind. In der biblischen Sprache der hebräischen Bibel nehmen die Worte "Erinnern" und "Gedenken" den Raum ein, der in Kirche und Gesellschaft in unseren Tagen weitgehend unbesetzt bleibt. "Erinnern" und "Gedenken" sind Grundformen menschlicher Existenz vor Gott und im Zusammenleben der Menschen. Dadurch soll das Denken und Handeln aktiviert werden für die Gegenwart und Zukunft, und die Menschen, die vor uns und mit uns an der Arbeit waren oder sind, geraten für uns in den Bann der guten und dankbaren Erinnerung. Es soll in unserem Gedenken die tägliche Mühe und die harte Arbeit mehr zählen, als alles, was nicht geleistet werden konnte. Und es soll für alle ehemaligen Mitarbeiter die Freude und der Spaß am Unterricht immer schwerer wiegen, als die Enttäuschungen und Niederlagen. Neue wichtige und fällige Erkenntnisse der Didaktik und der Theologie werden nicht in Frage stellen oder gar überholen können den Unterricht, der aus Liebe zum Mitmenschen Schüler aufgrund des Evangeliums Jesu Christi geschieht. Daß es dies gegeben hat und gibt, dessen erinnern wir uns heute dankbar.

Wenn es uns also gelingen sollte, theologisch und didaktisch den evangelischen Religionsunterricht den Erfordernissen unserer Tage angemessen zu beschreiben und ihn hoffentlich mehr recht als schlecht auch zu gestalten, dann ist alles Erforderliche und Notwendige, alle Phantasie, die geübt wird, nichts ohne die Liebe, die christliche Erkenntnis und christliches Handeln qualifiziert. Die fälligen Aufgaben haben sich in dem letzten Jahrzehnt auffallend gewandelt. Das verlangt Offenheit und Bereitschaft zum Lernen. Ein solcher Lernvorgang drückt sich in der Mitarbeit in den Berufsschulen aus, die sich seit ca. 13 Jahren unter anderen Voraussetzungen und Formen als in den "Allgemeinbildenden Schulen" vollzieht. Doch der Auftrag bleibt ein gemeinsamer, zu ihm gehört es, daß, wer lehren will, ein Lernender bleiben muß in der Gemeinschaft derer, die mit verschiedenen Erfahrungen, mit anderen Ansichten, mit unterschiedlicher Vorbildung und Fähigkeiten ausgestattet sind. Die kritische Überprüfung des eigenen Standortes und die Stimme des Andersdenkenden zu hören, qualifizieren theologische und pädagogische Arbeit. Darum möchte ich Sie einladen, im ersten Überlegungsgang des Referats den Auftrag unseres Unterrichtes von Theorieentwürfen zum Religionsunterricht neu zu bedenken.

Der Auftrag des evangelischen Religionsunterrichtes kann nicht ohne kritische Auseinandersetzung mit den religionspädagogischen Theorieentwürfen zum Religionsunterricht beschrieben werden. Im Rahmen unserer Überlegungen können wir nur exemplarische Betrachtungen vornehmen. Fast alle religionspädagogischen Veröffentlichungen kreisen in der innerfachlichen Diskussion um drei Fragen mit differenzierten Lösungsversuchen:

1. Wie kann ein evangelischer Religionsunterricht, der im Auftrage der Kirche erteilt wird und in Westdeutschland in fast allen Bundesländern ordentliches Lehrfach ist, legitim begründet werden?
2. Welche Stellung ~~nimmt~~ der evangelische Religionsunterricht im Verhältnis zur Kirche, zur Theologie und zur Gesellschaft ein?
3. Welche Relevanz hat der evangelische Religionsunterricht für das Leben der Schüler?

Zu 1.

Hat der evangelische Religionsunterricht in der Schule von morgen noch einen legitimen Ort?¹, so lautet ein Aufsatztitel zu dem genannten Fragenkreis. In dieser Fragestellung verbergen sich theologische, schulpädagogische und rechtspolitische Konflikte. Die Kirchen Westdeutschlands haben nach 1945 weitgehend ungeprüft und mit Selbstverständlichkeit einen kirchlichen Religionsunterricht in der Schule durchgesetzt, weil sie meinten, davon ausgehen zu können, daß unsere Gesellschaft christlich sei und die Kultur und Bildung vom christlichen Geist geprägt sei. Auch die Tatsache, daß mehr als 90 % der Bevölkerung nominelle Glieder der christlichen Kirchen waren, schien das Modell eines schulischen Religionsunterrichtes zu begründen. Die gesellschaftspolitischen Entwicklungen der letzten 20 Jahre lassen einen so begründeten Religionsunterricht fragwürdig erscheinen. Die Lösungsangebote reichen von der Forderung nach einem religionskundlichen Unterricht, der konfessionell und theologisch neutral erteilt werden soll als Pflichtfach über das bikonfessionelle Unterrichtsangebot, bis zu Erwägungen über einen Auszug des Religionsunterrichtes aus der Schule. Schlagworte wie "Religionsunterricht treibt Indoktrination und Manipulation" umreißen, was Ellen Key bereits 1905 so

sinngemäß formulierte:

Der Religionsunterricht bringe Dilettanten und Herdenmenschen hervor und erziehe zur öffentlichen Gewissenslosigkeit. Auch wenn sich diese Vorwürfe als Vorurteile herausstellen, werden sie besonders in der westdeutschen Debatte immer wieder erhoben und verlangen den Nachweis, daß eben dieser Religionsunterricht das Lebensrecht des Andersdenkenden vertritt und dadurch einen unersetzlichen Beitrag für humanes Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft leistet, die sich auch in der Welt der Schule manifestieren muß. Diese zitierten Vorwürfe können allerdings am allerwenigsten einen evangelischen Religionsunterricht im Sinne des Berliner Schulmodells treffen, weil eben dieser Unterricht ein freies Angebot darstellt, d.h. sich als Teilnahmefach versteht, so wie neuere Schulkonzepte, so wie es z.B. der Strukturplan des deutschen Bildungsrates vorsieht, Wahlfächer und Neigungsangebote auch für den Grundstufenbereich zu planen, um die Freude am Lernen zu intensivieren. Sie wissen, kennen und erfahren die Schwierigkeiten, die mit einem Teilnahmefach "Religionsunterricht" als freies Angebot verbunden sind, nämlich, wenn es als eine Art Abmeldefach praktiziert wird, wie es nach dem skizzierten Selbstverständnis eben nicht ist. Über die sachgemäße Überwindung eben dieser Schwierigkeiten wird in Zukunft gemeinsam, d.h. partnerschaftlich zu sprechen und zu entscheiden sein. Gerade als ein Teilnahme- oder Angebotsfach ohne Zwangscharakter entspricht der evangelische Religionsunterricht in der Berliner Schule jenen schulpädagogischen Einsichten, die die Schule neben berechtigten Leistungsanforderungen als den Lebensraum ansehen, in dem das Instrumentarium vermittelt wird, gegenwärtige und künftige Lebenssituationen mit humanen Mitteln selbstbestimmend zu bewältigen. Durch einen so verstandenen und praktizierten Religionsunterricht werden der Kirche keine Vorrechte eingeräumt, sondern pädagogische Pflichten auferlegt, die dem schulischen Erziehungsziel, ich spreche betont von einem Erziehungsziel, auch wenn es modisch ist, heute auf Erziehungsziele zu verzichten und im Verzicht unreflektiert welche zu setzen, einer humanen Selbstbestimmung und Mündigkeit der Menschen zu dienen, entsprechen. Die Sorge um den Menschen in einer leistungsorientierten Gesellschaft muß die Partner Kirche und Schule bewegen, daß dem Mitmenschen "Schüler" nicht bloß humanes Überleben, sondern humanes Leben ermöglicht wird. Noch einmal: Die Schwierigkeiten, die eine freiwillige Unterrichtsveranstaltung mit sich bringen, können diesen

theologisch-pädagogischen Auftrag nicht hinfällig machen. Auf alle Fälle sollten die organisatorischen und andere Probleme nicht einseitig zu Lasten derer werden, die dies Wagnis eines solchen Unterrichts Tag für Tag eingehen.

Zu 2.

Den zweiten Fragenkreis aus der religionspädagogischen Debatte hatten wir bereits formuliert. Welche Stellung nimmt der evangelische Religionsunterricht zur Kirche, zur Theologie, zur Gesellschaft ein? Dieser Fragenkreis berührt die Stellung und Position des Religionslehrers oder Katecheten fast am wesentlichsten, weil er durch den Schwund kirchlicher Autorität in Kirche und Gesellschaft durch die Infragestellung überkommener kirchlicher Lehrtradition und durch geschichtslose Zeitideologien am stärksten verunsichert ist. Die theologische "Gott ist tot Bewegung" zum Beispiel deckt gerade in ihrer theologischen Fragwürdigkeit auf, daß wir in einer latent atheistischen Umwelt leben und Teilhaber und Teilnehmer atheistischen Denkens immer schon sind. In dieser Situation soll der Religionslehrer oder Katechet mit pädagogischen Mitteln das biblisch-christliche Gotteszeugnis im Unterricht zur Sprache bringen. Die fachspezifischen Aufgaben, die mit diesem Fragenkreis verbunden sind, können wir hier nicht erörtern. Ein evangelischer Religionsunterricht, der auf das biblisch-christliche Gotteszeugnis verzichtet, nimmt sich selbst und die Schüler nicht ernst. Von den Lösungsversuchen zu dieser Problematik scheint es mir noch am überzeugendsten zu sein, wenn Theologie und Kirche die damit verbundene Denk- und Arbeitslast mittragen und die Folgen dieses Wandlungsprozesses nicht einseitig dem Unterrichtenden angelastet werden.

Für den westdeutschen Raum zeichnet sich jetzt aufgrund dieser Lage ein "katastrophaler Mangel an Religionslehrern" ab; die Stunden, die am häufigsten ausfallen, sind Religionsstunden. Zur Denk- und Arbeitslast, die für die Mitarbeiter geleistet werden, gehören als Globalaufgaben die Revision bestehender Lehrpläne unter curricularen Bedingungen mit der Beschreibung der Lernziele und dem Angebot erprobter Unterrichtsmodelle. Doch die Lehrplanrevision muß von Aus- und Weiterbildungsangeboten begleitet werden, die den tatsächlichen Anforderungen entsprechen. Andere Lösungsvermerke scheinen mir weniger akzeptabel, weil sie eher auf eine Rückzugsstrategie hinauslaufen, als auf Übernahme von Verantwortung

der Kirche für die Welt der Schule. Wenn manche die Verlegung des Religionsunterrichtes in den kirchlichen Raum verlangen, verlagern sie die didaktischen-theologischen Fragen nur an einen anderen Ort und lassen offen, wie das Vakuum ausgefüllt wird, das dann entstehen würde. Die Entwicklung, die der evangelische Religionsunterricht in der DDR genommen hat oder nehmen mußte, ist im Interesse der Schüler aufgrund freier Selbstentfaltung der Heranwachsenden nicht anzuraten und nicht wünschenswert. Bei der Religionsmündigkeit zum Beispiel geht es eben nicht nur um die Möglichkeit der negativen, sondern auch der positiven Religionsausübung; oder: wer das Recht auf Religionsfreiheit nur im Sinne der negativen Freiheit, d.h. sie nicht auszuüben, interpretiert, tut jenen Unrecht, die sie ausüben wollen.

Zu 3.

Ein dritter Fragenkreis, der im Rahmen der religionspädagogischen Theorie erörtert wird, bezieht sich auf die Relevanz des Religionsunterrichts für das Leben der Schüler. Es fehlen Untersuchungen, die den Erwartungshorizont und die Bedürfnislage der Schüler in Sachen "Religion" und "christlicher Glaube" wissenschaftsgerecht beschreiben. Das bereitet der religionspädagogischen Theorie und den Unterrichtspraktikern erhebliche Verlegenheiten, weil deshalb die berechtigte Forderung von der mitsteuernden Funktion der Schüler während des Lernprozesses oft bloße Forderung bleiben muß. Zwar wird in neueren Rahmenplänen für den evangelischen Religionsunterricht die Schülererwartung und das Schülerbedürfnis zugunsten der Mittelpunktstellung der Bibel vorrangig gewertet. Dieses Verfahren wird damit gerechtfertigt, daß man aufgrund von Befragungen unter Oberschülern so wertet:

Ein Religionsunterricht, der Lebensorientierung und Lebenshilfe anbietet zur kritischen Auseinandersetzung, wird neben einem informatorischen Unterricht bevorzugt. Auch wenn man den Ergebnissen und Wertungen solcher Umfragen gegenüber begründete Zweifel anmeldet, ist mit der Frage nach der individual- und sozialetischen Relevanz des Religionsunterrichts wiederum Theologie und Kirche in ihrem Verhältnis zum Einzelnen und zur Gesellschaft mit angesprochen. Dem Religionsunterricht fällt damit die folgende Aufgabe zu, um es mit Hans Stock auszudrücken:

"Im Gefüge der modernen Arbeits- und Leistungsschule bedarf der Schüler einer Unterrichtsstunde, einer Gelegenheit zu freier Selbstreflexion und zur Klärung seiner existentiellen Probleme. Der Religionsunterricht könnte der Ort solcher ausdrücklichen Aussprache sein."

Die gestellt Frage aber bleibt in vielen Theorieentwürfen offen, welches denn die wirklichen Existenzfragen der Schüler sind. Mindestens im Grundstufenbereich muß damit gerechnet werden, daß erhebliche Sprachschwierigkeiten in Existenzfragen für Schüler bestehen. So urteilt Joachim Scharfenberg:

"Auch im Religionsunterricht neuen Stils wird die Tatsache noch viel zu wenig konsequent durchreflektiert, daß kleine Kinder und Schüler der Unterstufe überhaupt nicht in der Lage sind, die Fragen zu formulieren, die sie am dringendsten angehen. Auch in der Oberstufe stößt der Religionsunterricht immer wieder auf die grundsätzliche Schwierigkeit, daß die Probleme und Fragestellungen, die in dieser Altersstufe besonders virulent sind, gar nicht bewußtgemacht und ausgesprochen werden können. Es wird also in den Bemühungen um eine Religionspädagogik neuen Stils noch viel zu abstrakt von 'dem Kind' oder 'dem Schüler' gesprochen. Hier ist offensichtlich noch vielfach die Vorstellung lebendig, als könnten Probleme im Rahmen einer Ich-Du-Beziehung zwischen Lehrer und Schüler gelöst werden. Demgegenüber gilt es zu bedenken, daß sämtliche religionspädagogischen Bemühungen, über die überhaupt methodische Reflexionen angestellt werden können, sich ausschließlich in Gruppen vollziehen. Ob es die familiäre Kleingruppe am Anfang der religiösen Sozialisationsprozesse ist, ob es vorschulische Kindergruppen oder die Gruppen innerhalb der Schule, des Konfirmandenunterrichts oder der kirchlichen Jugendarbeit sind, - nirgends ist die Ich-Du-Beziehung Erziehender-Erzogener das Primäre, sondern immer die Beziehung Erziehender-Gruppe. Diese Tatsache, die die Situation zunächst zusätzlich erschweren könnte, kann aber auch als ein wichtiges methodisches Hilfsmittel benutzt werden. Die Erfahrungen, die in den letzten Jahren fast explosionsartig unter dem Stichwort ' Gruppendynamik' verfügbar geworden sind, lassen durchaus die Möglichkeit zu, daß die Fragestellungen und Problemkreise, die Kinder und Jugendliche am stärksten bewegen, notwendigerweise auch in einer Gruppe ausagiert werden und damit zur Darstellung und zu einer gewissen Bewußtwerdung kommen."

Voraussetzung wäre nur, daß dafür der notwendige Spielraum zur Verfügung gestellt wird und daß die Beteiligten über die nötigen methodischen Mittel verfügen, um das in Gruppenprozessen sich vollziehende dynamische Geschehen in der rechten Weise zu erkennen, zu deuten und zu interpretieren. Damit stehen wir vor der Frage, auf welche Weise die wichtigsten Grunderkenntnisse und Methoden der Gruppendynamik in das religionspädagogische Bemühen der Gegenwart eingebracht werden können."

Die Intention dieses religionspädagogischen Ansatzes will nicht nur den Frage- und Wirklichkeitshorizont der Schüler aufnehmen, sondern durch Reifungshilfe die Lage der Schüler verändern. Man bezieht sich auf die Theorie Erik Eriksons, die "die Grundproblematik der Reifungsvorgänge in ihrem sozialen Bezogensein einsichtig zu machen versucht und zu systematisieren" bestrebt ist. " Eriksons Theorie hat sich in Gestalt der fast klassisch zu nennenden acht Stufen niedergeschlagen: 1. Vertrauen gegen Urmißtrauen, 2. Autonomie gegen Scham und Zweifel, 3. Initiative gegen Schuldgefühl, 4. Leistung gegen Minderwertigkeitsgefühl, 5. Identität gegen Rollendiffusion, 6. Intimität gegen Isolierung, 7. zeugende Fähigkeit gegen Stagnation, 8. Ich-Integrität gegen Verzweiflung."

Die Theorie steckt den Erwartungshorizont von Kindern und Jugendlichen ab. Die Religionspädagogen müßten die christliche Überlieferung einschließlich der Bibel tiefenpsychologisch verstehen lernen. Angestrebt wird nicht eine reine Bedürfnisbefriedigung, sondern die "Auseinandersetzung mit der Überlieferung über die reine Bedürfnisbefriedigung hinaus zum kritischen Prinzip einer Ich-gerechten Realitätsveränderung im individuellen und gesellschaftlichen Bereich."

Ein Religionsunterricht dieser Prägung will "das Einüben von Sprache, von Kritik, von Aktion und von Formen des gemeinsamen Lebens erreichen." Dieser gruppendynamisch-orientierte Religionsunterricht erfordert eine spezielle Fachausbildung, weil hier wissenschaftlicher Diletantismus in die gefährliche Nähe der Dummheit gerät. Eine konkrete Folgerung ist wohl erlaubt und erforderlich: Die wissenschaftlich überprüfte Gruppendynamik legt es nahe, die Disziplinschwierigkeiten als Sozialkonflikte zu verstehen, die nur in kleinen Gruppen lösbar sind. Darum erweist sich die Senkung der Schülerzahl in einem Klassenverband als eine sozialpädagogische

Notwendigkeit, die für alle Unterrichtsveranstaltungen gleich wichtig ist, um nicht die bereits sozial bevorzugten Schüler ausschließlich zu fördern und die unterprivilegierten Schüler noch stärker zu benachteiligen.

Mit dieser Feststellung verlassen wir den fachlichen Innenraum der religionspädagogischen Theorien zum Religionsunterricht und betreten den schulpädagogischen Ort der religionspädagogischen Debatte. Der Streit um die Christlichkeit der Schule als Konfessionsschule nimmt ab zugunsten einer Schultheorie und praktischen Schulgestalt, die sich als "Schule für alle" definieren läßt. Mit welchen Gründen werden von der Religionspädagogik die Kirchen zur schulpolitischen Aktivität aufgefordert? Die Skala der Antworten kann auch hier nur exemplarisch vorgelegt werden. Das Verhältnis Kirche und Schule ist ein wichtiger Ausschnitt des Verhältnisses Kirche und Staat. Diese Verhältnisbestimmung muß so vorgenommen werden, daß Kirche und Staat sich nicht als tragende Säulen der Gesellschaft verstehen, sondern Staat und Kirche sich ihres funktionalen Auftrages bewußt werden. Für die Kirche folgt daraus, daß sie ihre interinstitutionellen Beziehungen zum Staat, zur Schule und zu anderen gesellschaftlich relevanten Gruppen partnerschaftlich-dialogisch bestimmt und wahrnimmt. Die komplizierten verfassungsrechtlichen Fragen lassen wir unerörtert, soweit es sich um die Interpretationsdifferenzen der Artikel 4 und 7 des Grundgesetzes handelt, zumal weitgehende Übereinstimmung bei neueren Auslegungen des Grundgesetzes darin besteht, daß das Grundgesetz nicht Staatsverfassung von oben, sondern Grundgesetz einer demokratischen Gesellschaft ist, das den Kirchen oder Religionsgemeinschaften keine Sonderrechte, sondern Grundrechte einer demokratischen Gesellschaft einräumt, die anderen Gruppen auch zusteht.

An diesem Ausschnitt aus der theoretischen Debatte mag deutlich werden, daß das Plädoyer für eine Schule für alle so ernst gemeint ist, wie die Berliner Kirche und der Berliner Senat ihre Vereinbarungen getroffen haben. Die Initiative zu dieser Verhältnisbestimmung von Kirche, Staat und Schule ist von dem Wort des Rates der EKD zur Schulfrage aus dem Jahre 1958 ausgegangen. Diese Ratserklärung hat bedauerlicherweise nicht die Resonanz gefunden, wie andere Denkschriften der Evangelischen Kirche. Sie zeigt jedoch den sachlich-erforderlichen Wandel im Verhältnis Kirche und Schule an. Das Überdenken herkömmlicher Schulsysteme wird gefordert und zur Rolle des Lehrers wird festgestellt:

Der Schule und den Lehrern müssen für ihre Arbeit geistig und wirtschaftlich die bestmöglichen Grundlagen und Voraussetzungen auch im Hinblick auf die Studienförderung gegeben werden. Von der Errichtung der notwendigen Schulbauten und der Senkung der Klassenfrequenzen hängt es ab, ob die Schule ihre Aufgaben erfüllen kann. Diese Erklärung der EKID besitzt unverminderte Aktualität besonders für alle Gremien, die in Schulfragen Entscheidungen treffen können. Die Stellung des Religionsunterrichts im Auftrage der Kirchen, seine Aufgabe in der Schule kann nur begründet werden mit einem freien Dienst der Kirche in einer freien Schule. So frei aber wie eine Schule ist, so frei wird der Religionsunterricht sein, d.h. daß mit diesem Unterrichtsangebot eines evangelischen Religionsunterrichts, die Kirche diesen Unterricht durch die Beauftragten nicht um der Kirche willen betreibt als eine Art Zubringerdienst für potentielle Kirchensteuerzahler, sondern um auch durch dieses Unterrichtsangebot eine freie Schule zu ermöglichen, damit die Schüler sich auf das Leben vorbereiten können wie es ist, ohne daß sie sich dem Leben unterwerfen, wie es ist. (sinngemäß zitiert H.v.Hentig, Systemszwang und Selbstbestimmung) Das Berliner Modell des Religionsunterrichts ist auch wegen seiner rechtlichen Stellung als freiwilliges Unterrichtsfach ein Vorgriff auf eine freie Schule in einer demokratischen Gesellschaft, d.h. über Chancen und Schwierigkeiten des Religionsunterrichts nachzudenken, heißt gleichzeitig über die Chancen und Schwierigkeiten einer freien Schule nachzudenken. Das Postulat einer freien Schule ist zu erheben, damit alle, die am Leben der Schule beteiligt sind, dazu beitragen, daß auf das Leben vorbereitet wird, wie es ist, ohne daß man gezwungen wird, sich dem Leben zu unterwerfen, wie es ist. Das setzt schulrechtlich - wie in Berlin möglich - voraus, daß der Staat nicht ausschließlich Veranstalter der Schule ist, sondern daß die in der Gesellschaft für schulisches Leben relevanten Gruppen Mitbestimmung in Schulangelegenheiten erhalten. Auch das Berliner Schulgesetz und die Allgemeinen Rahmenpläne für Erziehung und Unterricht weisen ausdrücklich darauf hin, daß der Staat kein Erziehungsmonopol besitze. Die gesetzlichen Möglichkeiten sind vorhanden, um eine freie Schule in einer demokratischen Gesellschaft immer intensiver zu gestalten. Einige Kriterien einer freien Schule sollen genannt werden, um aufzuzeigen, wo Chance und Schwierigkeit des Religionsunterrichts liegen.

Schüler sind Partner im Lehr- und Lernprozess. Erziehungsziel einer freien Schule ist das Vermögen und die Fähigkeit, eines sozialen

Verhaltens und in selbsttätiges Entscheiden und Verantworten eingeübt zu werden. Es reicht nicht aus, in peripheren Angelegenheiten dem Schüler ein Mitspracherecht einzuräumen. Durch Mitsteuerung des Lehr- und Lernprozesses erhält der Schüler das Instrumentarium, das für demokratisches, soziales Verhalten in Zukunft erforderlich ist. Die Lehrer müssen einen größeren Spielraum des Handelns und Entscheidens erhalten, um wissenschaftsgerecht und ethisch verantwortlich handeln zu können. Die Ergebnisse der Curriculumforschung erzwingen eine andere Rollenfunktion des Lehrers. Als wissenschaftlicher Praktiker braucht der Lehrer einen regelmäßigen Studienurlaub und benötigt eine ständige Weiterbildung. (Entsprechende Erwägungen müssen für das Lehrerstudium Praxis werden. Die Gewerkschaft Wissenschaft und Erziehung hat hierzu diskutable Vorschläge erarbeitet)

Das Elternrecht muß für eine freie Schule so erweitert werden, daß aus der Mitberatung in Randfragen eine Mitbestimmung im Lehr- und Lernprozess wird. Die pädagogisch-relevanten Gruppen der Gesellschaft sind bestimmend am Lehr- und Lernprozess der Schule zu beteiligen. Die Kirchen als relevante gesellschaftliche Gruppen nehmen den Religionsunterricht in Eigenverantwortung nach ihrem Selbstverständnis wahr. Für den evangelischen Religionsunterricht gilt als ein didaktisches Lernziel das Lebensrecht der Andersdenkenden, die in der gegenwärtigen Schule nicht mitvertreten sind oder sein können, darzustellen. In einer freien Schule ist der herkömmliche Rechtstitel, "Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach", überflüssig, weil die freie Schule ohnehin andere Unterrichtsangebote in Wahlfächern kennt. Es entspricht auch nicht den demokratischen Grundsätzen einer freien Schule, die freien Unterrichtsangebote, z.B. den Religionsunterricht zu neutralisieren oder zu diskriminieren durch schulorganisatorische Benachteiligungen.

Die hier skizzierten Kriterien einer freien Schule geben dem Religionsunterricht Chancen und beheben seine wesentlichen Schwierigkeiten, daß die Schüler das freiwillige Unterrichtsangebot ev. Religionsunterricht als einziges dieser Art kennen und daraus häufig aufgrund des Leistungsdruckes an diesem Unterrichtsfach praktizieren (nämlich Abmeldung), weil ihnen sonst freiheitliche Entscheidung nicht zuge-
traut oder zugemutet wird.

Im Sinne der Ratserklärung aus dem Jahre 1958 versteht sich der evangelische Religionsunterricht als ein freier Dienst einer freien Schule, über den hinsichtlich seiner didaktisch-theologischen Zielprojektion aufgrund der Ausgangslage, der Beschreibung der Global-

ziele, der didaktischen Grundtypen, Auskunft gegeben werden soll. Die Ausgangslage des evangelischen Religionsunterrichts ist durch die vorgegebene Schulsituation, den Erwartungen, die mit einem Religionsunterricht verbunden werden, geprägt. Die beschriebenen Wandlungsprozesse im Verhältnis Kirche und Gesellschaft beeinflussen bereits die Grundschüler nachhaltig, bei denen aber in den 5. und 6. Klassen eine erhebliche Schulmüdigkeit auch festzustellen ist, die sich natürlich auf den Religionsunterricht auswirkt. Zur Beschreibung der Ausgangslage gehört auch die Feststellung, daß zwischen den Lehrern und Katecheten eine weitgehende Solidarität besteht, was die Verlegenheiten und Nöte der Arbeit anlangt, ja, daß die Katecheten sich oft von ihren schulischen Kollegen besser verstanden und unterstützt wissen, als von kirchlichen Stellen. Zur innerfachlichen Ausgangslage ist zu bemerken, daß sprachliche Verstehensschwierigkeiten gegenüber christlichen Texten erheblich zunehmen und wachsendes geschichtsloses Denken eine sachgerechte kritische Auseinandersetzung mit der Überlieferung erschweren. Die leistungsorientierte Wohlstandsgesellschaft vermittelt den Heranwachsenden weitgehend einen Nützlichkeits- und Besitzstandpunkt, der sich den Sinnfragen des individuellen und gesellschaftlichen verschließt oder an Ideologien bedingungslos ausliefert.

Aufgrund dieser allgemeinen Ausgangslage sind die Globalziele des evangelischen Religionsunterrichts in der Berliner Schule und die didaktischen Grundtypen so zu beschreiben: Dieser Unterricht beabsichtigt nicht primär Wissensanhäufung, sondern Kommunikationsfähigkeit, die am Beispiel Jesu orientiert ist. Zum übrigen Unterricht besteht einerseits eine fächerübergreifende Funktion, um anthropologische Fragen zu vertiefen, andererseits eine relationale Distanz, weil bestimmte Fächer- bzw. Sachangebote der Schule eine primäre Leistungsorientierung haben müssen. Dieser evangelische Religionsunterricht kann jedoch nur sachgerecht wahrgenommen werden, wenn er sein Unterrichtsangebot spezifisch anderen Fächern gegenüber definiert, durchsichtig macht und seine Effektivität besonders für das Bewußtsein der Schüler darstellt. Er sollte eine Sinndeutung des individuellen und gesellschaftlichen Lebens aufgrund der christlichen Überlieferung leisten mit den Mitteln kritischer Rationalität, um auf das "Leben vorzubereiten, wie es ist, ohne daß man sich dem Leben unterwirft, wie es ist." (H.v.Hentig). Diese christliche Überlieferung in Bibel, kirchlicher Lehre und Tradition muß kritisch befragt werden können auf ihren "Antwortcharakter" für menschliche Existenz heute und morgen.

Für alle Beteiligten ist die Bereitschaft zu erwarten, daß der christliche Glaube nicht einseitig konfessionalistisch, sondern in ökumenischer Offenheit interpretiert wird, d.h. Solidarität mit den Andersdenkenden weckt. Die Sinndeutung des Lebens, die dieser Unterricht beabsichtigt, will ermutigen, die Verantwortung für die Gestaltung der Welt im Horizont der Menschenliebe Jesu zu sehen und zu einem verantwortlichen Handeln aufzurufen.

Dieser Unterricht ^{ist} in ein Angebot an alle Schüler, die durch die Sinndeutung des Lebens aufgrund der christlichen Überlieferung sich Urteile, kritisches Denken und Verhaltensweisen aneignen wollen; er wird im Oberstufenbereich eine ideologie-kritische Funktion wahrnehmen müssen. Dieser Unterricht erstrebt Sinndeutung des Lebens aufgrund der christlichen Überlieferung zentral als Frage nach Gott, nach Jesus Christus und als Frage nach der Kirche Gottes und der Kirche der Menschen.

Diese Globalzielbeschreibung bedarf der Auffächerung in didaktische Grundtypen des Unterrichts, um für alle Beteiligten diese Zielsetzung überprüfbar zu machen, um Mißverständnisse und Vorurteile abzubauen und Verunsicherungen möglichst aufzuheben.

Als ersten Grundtyp bezeichnen wir die Einführung in die biblische Geschichte, in das biblische Denken und in die biblische Sprache. Es soll aber auch weithin im Grundstufenbereich ein biblisches Grundwissen vermittelt werden, um die dort bezeugte Glaubenswirklichkeit zu wecken und die Entstehung und die Zusammenhänge der Glaubensüberlieferung zu durchschauen. Der biblische Unterricht intendiert ferner Interpretation der biblischen Sprache im Bereich des christlichen Glaubens, um sprachfähig zu werden. Wir distanzieren uns damit von einer Konzeption des evangelischen Religionsunterrichts, die z.B. für den Anfangsunterricht meint, ohne biblische Texte und Themen auskommen zu können. Als Gegenangebote denkt man an Geschichten aus der neueren Literatur mit biblischen Intentionen. Diese Vorschläge werden begründet mit der hermeneutischen Unmöglichkeit, biblische Texte im Anfangsunterricht verstehbar zu machen, d.h. sprachlich-existentiell zu erschließen. Einige Hinweise zu dieser Auffassung sollen gegeben werden, um die weiterhin notwendige Stellung der Bibel im Unterricht zu begründen. Die Mittelpunktstellung der Bibel im Religionsunterricht hat zur Immunisierung gegenüber Glaubensfragen beigetragen, so heißt es. Daran ist richtig,

daß ein biblischer Unterricht, der sich auf die Reproduktion der Texte im Erzählen, Wiederholen und Besprechen beschränkt, tatsächlich diese genannte Wirkung hervorbringt. D.h., der theologische und didaktische Umgang mit der Bibel im Unterricht entscheidet wesentlich darüber, ob die Bibel für das Denken und Leben der Schüler Relevanz bekommt. Die Kritiker eines Bibelunterrichtes setzen - so weit ich es übersehe - kein überzeugendes Modell an die Stelle des biblischen Unterrichtes. Wir müssen jedoch festhalten, um nicht einen Rückfall in den immunisierenden Bibelunterricht zu provozieren, daß die Bibel im Religionsunterricht funktionale Bedeutung im Sinne der Globalbeschreibung hat, nämlich die Sinndeutung des Lebens in altersspezifischer Hinsicht zu ermöglichen. Um den Immunisierungserscheinungen gegenüber der biblischen Botschaft und ihren Texten entgegenzuwirken, planen wir einen realkundlichen Grundtyp im evangelischen Religionsunterricht, der den biblischen Unterricht stützt und begleitet. Bei diesem Grundtyp gehen wir davon aus, daß die religiösen, sozialen Dimensionen der biblischen Texte wissenschaftsgerecht entfaltet werden müssen, um mit der fremden Welt und Umwelt der Bibel bekannt zu machen. Gesammelte Erfahrungen zu diesem Grundtyp bestätigen besonders Schüler der Grundschule in diesem Bereich ein starkes Informationsbedürfnis haben und biblische Texte sich sachgerechter erschließen lassen.

Doch dieser realkundliche Grundtyp stützt und begleitet die noch zu beschreibenden dritten und vierten Grundtypen. Information und Informationsverarbeitung über Fremdreigionen, Konfessionen und andere Glaubensweisen soll geleistet werden. Mit dem Stichwort der Informationsverarbeitung beziehen wir uns auf eine Einsicht, die in den Allgemeinen Rahmen-plänen für Erziehung und Unterricht in der Berliner Schule ausgesprochen ist und zum dritten didaktischen Grundtyp überleitet. Dieser sozialetische Grundtyp geht davon aus, daß die Schüler zunehmende Informationen besonders durch die Massenmedien über Denk- und Lebensvorgänge erfahren, daß sie über individuelle und gesellschaftliche Sozialkonflikte orientiert werden oder sich orientieren, und zwar mit sehr unterschiedlicher Qualität. Im Sinne unseres Globalzieles, die Sinndeutung des Lebens aufgrund der christlichen Überlieferung zu ermöglichen, müssen die sozial-ethischen Themen die Lebenswirklichkeit der Schüler respektieren, also die anthropogenen und soziokulturellen Voraussetzungen berücksichtigen. Die theologische Position hat D. Bonhoeffer in seiner Ethik in dem Abschnitt "Was heißt die Wahrheit sagen" dargelegt.

Diese Ausführungen möchte ich einen didaktischen Katechismus für den sozialetischen Unterricht nennen. Bei diesen Unterrichtsinhalten und Verfahren ist besonders zu bedenken, daß Reifungshilfe ermöglicht wird, d.h. wenn die Erwachsenen ihre Themen, zu allermeist ihre ungelösten Probleme als Schülerbedürfnis plakatieren, tritt das Gegenteil von Reifungshilfe ein.

Im Namen einer mißverstandenen antiautoritären Erziehung wird in fröhlicher oder verbissener Naivität ein Schülerbedürfnis postuliert, das es nicht gibt und dadurch wird nicht Mündigkeit und Freiheit erzielt, sondern Überforderung erreicht. Um diesen Gefahren zu begegnen, muß das Globalziel beachtet werden, daß nämlich die Sinn-
deutung des Lebens aufgrund der christlichen Überlieferung Antwortmöglichkeiten und Verhaltensweisen dialogisch anbietet. Im Sekundar- und Oberstufenbereich gewinnt dieser Grundtyp den Charakter einer ideologie-kritischen Funktion.

Der vierte didaktische Grundtyp, der als "gottesdienstlicher" bezeichnet werden soll, geht davon aus, daß in der christlichen Überlieferung der Gottesdienst in zweifacher Gestalt begegnet, und zwar

1. als Gottesdienst der Gemeinde durch Verkündigung, Lob und Dank und Abendmahlsgemeinschaft, sowie
2. als Gottesdienst im Handeln und Leben und in dem Bekenntnis der Christen.

Hier sind im Sinne des Globalziels jene Fragen zu thematisieren, die sich aus dieser zweifachen Gestalt des Gottesdienstes ergeben, um den Antwortcharakter für menschliche Existenz zu erhellen.

Es konzentrieren sich in diesem Grundtyp Fragen der Kirchengeschichte, der Glaubenslehre und der Ethik mit dem genannten Lernziel. In der Planungsarbeit der letzten Monate ist von den Mitarbeitern selbst immer wieder nach der Realisierbarkeit einer theologisch-didaktischen Zielprojektion gefragt worden, und zwar gerade aufgrund sachlicher Übereinstimmung. Es scheint mir deshalb notwendig, die Arbeitsfelder abzustecken, die sich im Interesse der Mitarbeiter ergeben.

1. Die Ausbildung und Weiterbildung der Katecheten und Religionslehrer konnte sich bisher nur teilweise auf die Zielprojektion einstellen; dafür sind personelle, finanzielle und sachliche Gründe verantwortlich zu machen.
2. Die Revision der Lehrpläne wird seit geraumer Zeit betrieben. Hier erweist sich die Erarbeitung von Unterrichtsmodellen als schwierigstes Projekt.

3. Die Schulentwicklung ist zu beobachten, um der Schule und den Mitarbeitern nicht unerträgliche Lasten aufzuerlegen.
4. Die Erwartungen der Eltern, ihre Ansprüche, ihre Fragen sind zu erkunden und im Sinne des Globalzieles aufzunehmen.
5. Konfirmandenunterricht und Religionsunterricht sind in ihren Lernzielen und Verfahren so im Verhältnis zu einander zu beschreiben, daß die gegenseitige Belastung im Interesse aller Beteiligten ausgeschlossen wird.
6. Die Medien für den Unterricht nach dieser Zielprojektion stehen in der theoretischen Planung bereit, so z.B. Schulbücher zu den realkundlichen und sozial-ethischen Grundtypen und anderes Material.

Es sind hier diese sechs Arbeitsfelder genannt, die aber repräsentativ sind für das gemeinsame Vorhaben. Von den zahlreichen Abhängigkeiten nenne ich nun doch erläuternd die finanziellen.

Die kirchenleitenden Organe stehen in der Haushaltsplanung vor der Aufgabe, Prioritäten setzen zu müssen. Niemand beneidet sie darum. Wir können nur hoffen, daß diese Gremien so sachkundig gemacht worden sind, so daß der gute Wille, der dort vorhanden ist, zu guten Entscheidungen führt. Dabei respektiert wohl jeder von uns, daß die gesamtkirchliche Verantwortung den Umgang mit dem Geld erheblich erschwert. Diese kirchenleitenden Organe haben in der Vergangenheit den arbeitsrechtlichen Forderungen gegenüber viel Verständnis gezeigt. Das ist nicht überall so, sondern darin erweist sich ein hohes Maß an Vertrauen zu dem katechetischen Dienst. Wir wollen uns bemühen, durch sachgerechte Arbeit dieses Vertrauen zu erhalten. Die biblischen Grundworte vom "Erinnern" und "Gedenken" verpflichten uns dazu. Sie rufen für uns alle mit dem Datum des 9. Novembers jene Menschen in unser Gedächtnis zurück, die Opfer von Gewalt und Tyrannei geworden sind. Biblisches Erinnern und Gedenken macht immer deutlich, wie sehr uns diese Menschen fehlen, wie arm unser Volk, unser Land und unsere Kirche geworden sind, weil sie vernichtet worden sind. Diese Sinndeutung des Lebens darf nicht verlorengehen im Auftrag unseres evangelischen Religionsunterrichtes.

Es entspricht zwar nicht den konventionalen Vorstellungen von einem Vortrag, doch ich kann dieses Erinnern und Gedenken nicht anders üben, als daß ich zum Schluß ein jüdisches Gebet vorlese, das in einem Konzentrationslager entstanden ist:

"Friede sei den Menschen, die bösen Willens sind, und ein Ende sei gesetzt aller Rache und allem Reden von Strafe und Züchtigung. Aller Maßstäbe spotten die Greuelthaten, sie stehen jenseits aller Grenzen menschlicher Fassungskraft, und der Blutzeugen sind gar viele. Darum, o Gott, wäge nicht mit der Waage der Gerechtigkeit ihre Leiden, daß du sie ihren Henkern zurechnest und von ihnen grauenvolle Rechenschaft forderst, sondern laß es anders gelten. Schreibe vielmehr den Henkern und Angebern und Verrätern und allen schlechten Menschen zugut und rechne ihnen an: all den Mut und die Seelenkraft der anderen, ihr Sichbescheiden, ihre hochgesinnte Würde, ihr stilles Mühen bei alledem, die Hoffnung, die sich nicht besiegt gab, und das tapfere Lächeln, das die Tränen versiegen ließ, und alle Liebe und alle Opfer, all die heiße Liebe. Alle die durchpflügten, gequälten Herzen, die dennoch stark und immer vertrauensvoll blieben, angesichts des Todes und im Tode, ja auch die Stunden der tiefsten Schwäche. Alles das, o mein Gott, soll zählen vor dir für eine Vergebung der Schuld als Lösegeld, zählen für eine Auferstehung der Gerechtigkeit - all das Gute soll zählen und nicht das Böse. Und für unsere Feinde sollen wir nicht mehr ihre Opfer sein, nicht mehr ihr Alpdruck und Gespensterschreck, vielmehr ihre Hilfe, daß sie von der Raserei ablassen. Nur das heischt man von ihnen, daß wir, wenn nun alles vorbei ist, wieder als Menschen unter Menschen leben dürfen und wieder Friede werde auf dieser armen Erde für die Menschen deines Wohlgefallens, daß Friede werde für uns und für die anderen."

Dr. Joachim Hoppe

9.11.1970

7. III. 67

In Christus - eine neue Kreatur

(2. Korinther 5,17)

Natürlich gibt es für die Auferstehung Jesu Christi keinen wissenschaftlich und logisch-einsichtigen Beweis. Ebenso wenig kann man mit ~~wissenschaftlichen~~ Methoden nachweisen, daß es für den Christusgläubigen soetwas gibt wie ein Sterben und Auferstehen mit Christus.

Und doch ist die Glaubenstatsache, daß Christus von den Toten auferstanden ist, lebt und bei uns ist (Johannes 14, 19; Matthäus 28,20) nicht weniger eine Wirklichkeit als alles, was auf wissenschaftliche Wege als wirklich festgestellt werden kann. Von dem in unserer Mitte gegenwärtigen Christus gehen auch Wirkungen aus, die so wirklich sind, daß sie den Menschen im Kern seiner Existenz verändern ~~können~~. Dazu gehört nur eines: eine Art Symbiose, ~~ein~~ ^{Koexistenz} Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Christus. ~~Das ist es, was der Apostel Paulus mit dem~~ ^{Das ist es, was der Apostel Paulus mit dem} Wort ~~unseres~~ ^{unseres} Textes meint:

" Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden ! "

Es handelt sich also bei dieser Aussage des Apostels darum, daß bei dem Menschen, der mit Christus im Glauben verbunden ist, etwas endgültig zuende geht und etwas völlig ~~neu~~ ^{neu} beginnt. Durch das Leben dessen, dem dieses widerfährt, geht gewissermaßen eine Demarkationslinie, die radikal zwischen dem Alten, das vergangen ist, und dem Neuen, das begonnen hat, eine Grenzscheide zieht. ~~Es ist also~~ ^{Das ist also} hier nicht von einer Emporentwicklung von Stufe zu Stufe - ohne Bruch - die Rede, bis der Mensch zu

einer sittlich-religiösen Reife und Vollkommenheit gelangt.

Wem das widerfahren ist, was dem ^{Widerfahrnis} Apostel ~~erfuhr~~, hat eine äußerste Grenze überschritten, hinter die er niemals zurück-

kehren kann. ^{- nicht kann in unchristliche Richtung} Er ist wirklich und wahrhaftig durch den Tod

zu einem neuen Leben hindurchgedrungen. Das ist nicht ein

Stück sturer Dogmatik oder ~~bloße~~ theologische ^{Systematik} Theorie, das ist ~~selige~~ Wirklichkeit.

Die Initialzündung aber zu diesem Lebensumbruch durch den der Christusgläubige hindurchgeht, liegt in der Kraft der Taufe. Im Römerbrief 6, 4 heißt es :

" So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. "

Der Taufvorgang als Initialakt darf nicht gleichnishaft oder ideologisch verstanden werden; er nimmt in komprimierter Form schon ganz real vorweg, was der Christ dann im Hören auf Gottes Wort ein ganzes Leben lang auszuleben und auszusterben hat: das Mitleben und Mitsterben mit Christus - kurzum: O s t e r n !

Das bedeutet aber in Wirklichkeit eine Veränderung des ganzen Menschen bis hinein in den Kern seiner Existenz. Bisher hat er aus den Werten und Kräften diesseits der Demarkationslinie gelebt: in einer Welt, in der der Mensch und das Menschliche (das humanum) den Mittelpunkt bilden. Was dem Christen jetzt widerfährt, ist nicht mehr und nicht weniger als die radikale Auswechslung der Lebensmitte. Fortan lebt er nicht mehr aus sich selbst, sondern aus den Kräften der neuen, zukünftigen Welt - jenseits der Demarkationslinie. So kann der Apostel Paulus von sich selbst bezeugen: " Ich bin ... gestorben, auf daß ich Gott lebe; ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir " (Galater 2, 19/20).

Ein solches österliches Leben hat nichts mit religiöser Schwärmerei zu tun. Der Christ bleibt trotzdem in dieser Welt, auch wenn er nicht mehr von der Welt her lebt. Gewiß, er ist nicht von der Welt, aber in der Welt und für sie da. Ein solches Verhältnis des Menschen zum Leben und zur Welt, das es sonst nirgendwo gibt (in keiner Religion und in keiner Weltanschauung) macht ihn für die Aufgaben, die er in dieser Welt hat, nicht untüchtig - im Gegenteil: Der Christ, der ein Bürger zweier Welten ist, lebt dieses Leben doppelt intensiv. Er steht mit Freuden im Dienst in dieser Welt, weil er mit allem, was er tut, im Dienste Gottes steht. Aber, wie eine feurige, immer noch brennende Narbe zieht sich durch seine Existenz jene Demarkationslinie, von der wir sprachen.

~~Erst~~ seit dem Tode und der Auferstehung Jesu Christi ist sie da und ist die Ursache dafür, daß der Christ in dem Spannungsfeld zwischen ^{zwei} Welten lebt: einer alten, die grundsätzlich vergangen ist, und einer neuen, die auf uns zukommt. Nur aus dieser Situation heraus ist z.B. der Lebensraum und das Klima der Bergpredigt zu verstehen. Sie ist nicht etwa ein neues, verfeinertes, sublimiertes Sittengesetz, sie ist ein drastisches Zeugnis, ^{Original} wie verblüffend anders ein Mensch auf die Forderungen dieser Welt reagiert, ^{anil w} der zugleich in einer anderen lebt. Und erst von dort aus werden jene Widersprüchlichkeiten (Antinomien) sinnvoll und einleuchtend, von denen das biblische Schrifttum voll ist.

Zum Beispiel die Seligpreisungen : Wer sie auszulegen versucht und seinen Standort nur diesseits der Demarkationslinie bezieht, muß sie mißverstehen. Man könnte über den blanken Unsinn, der da dahergeredet wird, geradezu fröhlich auflachen, wenn der Anlaß nicht so traurig wäre.

Für denjenigen aber, der über die Demarkationslinie hinweg geführt worden ist ("nicht aus eigener Vernunft noch Kraft"), werden gerade diese Widersprüche "Ärgernisse", "Torheiten" in der Schrift zu seligen Widersprüchlichkeiten. Er versteht mit einem Male, daß die göttliche Torheit und die göttliche Schwachheit weiser und stärker sind, denn die Menschen" (1.Körr. 1,18-31). - Er weiß mit einem Male, daß Armut ohne Christus Armut bleibt, mit Christus aber in Reichtum verwandelt wird. Leid ohne Christus bleibt Leid; aber mit Christus wird es in Freude verwandelt Und er begreift auch das letzte Geheimnis, daß der Tod ohne Christus wirklich Tod ist; aber mit Christus mündet er ins Leben ein, in ein unvergängliches, unzerstörbares, ewiges Leben.

" Als die nichts innehaben, und doch alles haben;
Als die Armen, aber die doch viele reich machen;
Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich;
Als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet ;
Als die Sterbenden, und siehe, wir leben !"
(2.Korrinther 6, 9-10).

Und sollte nicht der, der diese Kräfte weiß, die von der
Auferstehung Jesu Christi ausgehen, nicht an die Auf-
erstehung und den Auferstandenen selber glauben ?

Lokies

7.III.61
Lo/Su.

Mit Waldemar R e u t e r wurde am 4. März auf dem Stubenrauch-Friedhof nicht nur ein in Friedenau altbekannter und beliebter Mitbürger, sondern auch ein Stück Friedenauer Geschichte zu Grabe getragen. Als der Heimgegangene vor 54 Jahren mit seiner strahlend jungen Frau hierher zog, um eine Weinstube zu eröffnen, war Friedenau noch ein Vorort von Berlin, umgeben von Wiesen und rauschenden Kornfeldern.

Wer ist nicht alles durch Reuters Weinstuben gegangen: Junges und altes Volk, Männer der Öffentlichkeit, Künstler, Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Vertreter aller Stände und Berufe. Man brauchte nur auf die Bilder und Zeichnungen an den Wänden (meist Originale) und auf die Namenszüge darunter zu blicken, und die alten Zeiten wurden wieder wach.

Stil und Ausdrucksform von damals sind vergangen; aber die Atmosphäre, die sie schufen, war in den alten Räumen hängengeblieben. Mitten unter seinen Gästen waltete - so muß man sich schon ausdrücken - Waldemar Reuter seines Amtes: Ein Bild Berliner Solidität und Sauberkeit. Was er verkaufte, hatte seinen Wert. Manchmal konnte er unmutig werden, wenn ein Gast etwas verlangte, was seiner Wertauffassung widersprach.

Das ganze große Weltgeschehen - zwei Weltkriege mit ihrem Zwischenspiel eingeschlossen - fluteten in die Räume seines Weinlokals hinein. Es hat auch ein Stück Kirchengeschichte gesehen. Was zur Bekennenden Kirche gehörte, fand sich dort im hintersten Stübchen zum Nachrichten- und Meinungsaustausch zusammen.

Als nach dem politischen und kulturellen Zusammenbruch in Berlin der Wiederaufbau begann, und die Kirche in den Schulen Gesamtberlins den kirchlichen Religionsunterricht einführte, mieteten die Katecheten vorübergehend dieses Zimmer für ihre regelmäßigen Arbeitsgemeinschaften

ab. -

Was ist in Reuters Weinstuben (Moselstraße 2) nicht alles gesprochen worden : Fröhliches, Gefährliches, Ernstes und Trauriges. Manche Tragik hat sich dort abgespielt; Waldemar Reuter ist nichts Menschliches fremd geblieben. Er nahm alles in sich auf, um alles sorgsam und weise in sich zu verschließen. Jeder, der dort daher redete, manchmal im Zorn, manchmal unvorsichtig und manchmal töricht, durfte dessen gewiß sein, daß alles Gesagte bei ihm so gut und sicher aufgehoben war wie ein Beichtgeheimnis. Vielen half er mit lebensklugem Rat.

Nach dem Verkauf seines Weinstuben durfte Waldemar Reuter noch zwei Jahre im Ruhestande leben. Auch seine nächsten Angehörigen ahnten nicht, daß am Sonntag, dem 28. Februar, seine letzte Stunde bevorstand. Es war kurz vor seinem 89. Geburtstag als er plötzlich heimgerufen wurde. In dem gefaßten Frieden, den er während seines Lebens ausstrahlte, ist er auch ohne viel Schmerzen zur letzten Ruhe eingegangen - unvergeßlich für alle, die ihn kannten.

H.L.

17 83

Lese Gottesdienst für den 3. Sonntag n. Trin., 17. Juni 1986

Text: 1. Petr. 5, 5b—11. Gute Zeit für Streiter Christi

Gemeinde: Ich will dich lieben, meine Stärke (254, 1—4).

Lektor: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und und Erde gemacht hat.

Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten! Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen! Wenn sich schon ein Heer wider mich legt, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht.

Laßt uns vor dem Herrn unsere Sünden bekennen:

Allmächtiger, heiliger Gott, wir beugen uns vor deiner Majestät um unserer Sünde willen. Wir haben es fehlen lassen an der Heiligung unseres Lebens, unsere Liebe war schwach, und unser Glaube war arm. Gehe nicht mit uns ins Gericht, sondern vergib, was wir gefehlt haben, um des Verdienstes deines lieben Sohnes, unseres Heilandes Jesu Christi willen! Herr, erbarme dich unser!

Gemeinde: Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! ...

Lektor: So spricht der Herr: Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen und das Verwundete verbinden. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ehre sei Gott in der Höhe!

Gemeinde: Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! ...

Lektor: Höret in Andacht das Evangelium des heutigen Sonntags bei Lukas Kap. 15, V. 1—10. Halleluja!

Gemeinde: Halleluja, Halleluja, Halleluja.

Lektor: Laßt uns Gott loben mit dem gemeinsamen Bekenntnis unseres Glaubens (Glaubensbekenntnis).

Gemeinde: Rüstet euch, ihr Christenleute (267, 1—3).

Lektor: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen. Wir hören Gottes Wort aus dem 1. Petrusbrief im 5. Kapitel, V. 5b—11.

Liebe Gemeinde!

1848 bricht in Berlin die Revolution aus, die erste echte, die die preußische Hauptstadt gesehen hat. Sie kommt ein wenig spät, fast 70 Jahre nach der französischen Revolution, wie eine Bombe mit Spätzünder. Und wenn in Berlin bisher die Parole galt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, so scheint es jetzt mit aller Ruhe und Ordnung zu Ende zu sein. Adel und Bürgertum fliehen von Schrecken erfaßt aus der Stadt. Damals schreibt der bekannte Berliner Pastor Johannes Goßner, der Gründer des ersten Krankenhauses in Berlin (des Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhauses) und der Stifter der Goßner-Mission, die in Indien arbeitet, an seine geflüchteten Freunde und Gemeindeglieder folgende Zeilen:

„Wo seid ihr denn, ihr Flüchtigen! Doch in den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt! Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus! Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. Wie die Soldaten den Krieg lieber haben als den Frieden, nur um zu avancieren (befördert zu werden), so müssen wir die Kriegs-, Prüfungs- und Läuterungszeit auch gern haben. Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein — aber auch nichts zu erobern und fortzuschreiten. Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen. Welch ein Gewinn und Avancement (Aufstiegsmöglichkeit)!“

Johannes Goßner war ein Prediger des Evangeliums und kein Militarist. Wenn er trotzdem Bilder aus dem Kriegsdienst verwendet, dann doch nur zu dem Zwecke, um die Haltung eines Christenmenschen in einer Welt voll Unsicherheit, Unruhe, Kampf und Streit durch ein Gleichnis deutlich zu machen. Der Christ, ein Streiter Jesu Christi: das ist auch das Thema unseres Textes. Einem Menschen, der an Christus glaubt, ist es nicht erlaubt, den Fragestellungen, Entscheidungen und auch dem Kampf und der Verpflichtung zum Widerstand auszuweichen, wenn die Zeitlage und das Leben sie ihm aufzwingen. „Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus!“ Goßner hat ganz recht, wenn er dies als Losung für seine verängstigten Gemeindeglieder ausgibt. Und auch unser Text weist uns unsern Platz mitten in der Welt an, auch wenn sie die Welt ist, von der Christus sagt: „In der Welt habt ihr Angst.“

Man kann die Situation eines Christenmenschen in dieser Welt wirklich mit der Lage eines Soldaten vergleichen, der den Gestellungsbefehl in Händen hat. Er blickt noch ein letztes Mal auf eine Welt bürgerlicher Ordnung, Sicherheit und Satttheit zurück. Was vor ihm liegt, ist ein ungesichertes und gefährliches Leben voll Kampf und Streit, Sorge und Leiden. Jede Ausweichmöglichkeit ist ihm versperrt. Hier hilft weder Klage noch Anklage; es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Zeit, in die ihn Gott hineingestellt hat — mag sie sein, wie sie will —, zu bejahen und glaubensvoll zu bestehen. So kennt denn auch der Christ so etwas wie eine Mobilmachung; sie erfolgt sicherlich nicht durch eine Regierung oder Militärstelle, wohl aber durch den Herrn, dem er im Gehorsam des Glaubens zu Dienst verpflichtet ist. Und wie einem Soldaten, der an die Front geht, zuerst eine Felddienstordnung in die Hand gegeben wird, so ist auch in unserm Text von einer Dienstordnung die Rede, die für jeden Christenmenschen verpflichtend ist:

„Allesamt seid untereinander untertan und haltet fest an der Demut. Denn Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ Wie der Soldat nicht fragt, warum ihm dies oder jenes befohlen wird, sondern einfach gehorcht, so weiß auch der Christ um eine unbedingte Autorität, der er sich zu beugen hat: Gott. Und es gibt für ihn eine Gemeinschaft, der er sich freudig ein- und demütig unterzuordnen hat: das ist die Gemeinschaft mit seinem Nächsten. Nur wenn er sich an diese Ordnung hält, steht er in der Nachfolge Jesu Christi, der auch in diese Welt gekommen ist, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene“, und der Gott, seinem Vater, gehorsam gewesen ist bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht, wie er jeden erhöht, der sich unter seine gewaltige Hand beugt. Wir wissen sehr wohl, wie schwer es uns allen fällt, uns widerspruchslos in diese christliche Dienstordnung einzufügen. Aber was Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich: er kann uns zu einer solchen Haltung demütigen Gehorsams

ihm gegenüber und dienender Liebe untereinander geschenkweise verhelfen, bis sie uns einmal zur zweiten Natur wird. Laßt uns Gott um diese Gnade seines Geistes unablässig bitten.

Wir sagten, daß den Kämpfer, der an die Front kommt, ein Leben voller Gefahren erwartet. Es handelt sich für ihn dabei immer um eine Frage auf Leben und Tod. Aber zu gleicher Zeit wird ihm eine ungeheure Last abgenommen, nämlich die Beantwortung der Frage: „Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?“ Jeder, der einmal Soldat gewesen ist, weiß, daß die Verantwortung dafür höhere Stellen tragen müssen: er, der Frontkämpfer, wird gewissermaßen von oben versorgt. Wir meinen nun nicht, daß ein Streiter Jesu Christi sich nicht mehr um sein tägliches Brot zu kümmern habe und seine Hände ruhig in den Schoß legen könne; aber was von ihm von der Schrift und auch von unserem Text her erwartet wird, ist jenes unbegrenzte Vertrauen darauf, daß auch er „von oben“ versorgt ist. Darum die Mahnung an uns: „Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt für euch.“

Daß das keine Schwärmerei bedeutet und keiner unangebrachten Leichtfertigkeit und Fahrlässigkeit Vorschub leisten soll, geht daraus hervor, daß wir im selben Augenblick zur Nüchternheit und zu höchster Wachsamkeit vor dem Feinde aufgerufen werden. Der Feind ist immer da. Er, der große, kluge und böse Geist, der Widersacher Gottes, sieht und hört mit. Und er hat ein probates Mittel, die Streiter Jesu Christi einzuschüchtern und zu lähmen: das ist die Verbreitung von Angst und Schrecken. Darum wird er in unserem Textwort mit dem „brüllenden Löwen“ verglichen, „der da umhergeht und sucht, welchen er verschlinge“. Angst ist es, die einst selbst die Apostel dazu verführte, ihren Herrn und Heiland zu verleugnen und zu verlassen. Und ist es nicht die Angst vor Menschen und Mächten gewesen, die auch die jüngste Geschichte unserer Kirche und unseres Volkes so unheilvoll bestimmt hat? Von dieser Angst kann und will uns unser Herr Christus freimachen, wenn er zu uns spricht: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ Und weil er dieses Wunder auch an uns wirken will und kann, damit Menschen, die von Natur feige sind, rechte Streiter Christi werden, darum ergeht auch an uns der strikte Befehl: „Dem widerstehet fest im Glauben!“ Wohlverstanden, es handelt sich hier um den Widerstand aus Glauben und nicht aus Politik. Der steht auf einem ganz anderen Blatt. Jeder Widerstand aber, der im Glauben an den Herrn Christus und um seines Namens willen unternommen wird, hat die Verheißung, daß auch er „überwindet“.

Das gilt erst recht, wenn es — wie bei unserem Herrn Christus — zum Leiden und zum Sterben kommt. Seine Gemeinde darf sich nicht wundern, daß sie den gleichen Weg geführt wird. Er hat es ihr vorausgesagt. Es wäre falsch, den Feind herauszufordern und sich selbst zu Märtyrern zu machen. Aber kommt die Stunde des Leidens aus Gottes Hand, dann dürfen wir als seine Gemeinde getrost sein und mit Goßner sprechen: „Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. — — — Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen.“

Aus unserem Predigttext aber erhalten wir einen dreifachen Trost mit auf den Leidensweg:

1. Das Leiden dauert nur kurze Zeit.
2. Das Leiden ist in der Kirche Jesu Christi allgemein; ob alte oder junge Kirche, sie kommen alle früher oder später an die Reihe und müssen sich entscheiden;

und 3. Alles Leiden um Christi willen ist überhaupt kein Leiden.

Liebe Brüder und Schwestern! Das ist das große Geheimnis: Leiden ohne Christus ist und bleibt ein ganz gewöhnliches, natürliches Leiden; aber alles Leiden mit Christus und für ihn verwandelt sich in etwas anderes. Wenn das echte Leiden in der Gemeinde Gottes anhebt (manches, worüber wir uns so bitter beklagen, ist als solches noch nicht anzusehen), dann dürfen wir das Geheimnis des in seiner Kirche gegenwärtigen Herrn schauen. Dann ist er am Werke. Ihr fragt, was er dann tut? Er verwandelt! Er verwandelt Sorge in Segen, Armut in Reichtum, Ohnmacht in Kraft, Leid in Freude, Tod in Leben — und Schande, öffentliche Schande in Herrlichkeit. Wir verstehen darum, daß der Apostel Petrus, der uns diesen Predigttext geschrieben hat, zuletzt in den Lobpreis ausbricht: „Ihm sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen“. Und wenn er dann sein Wort an uns mit einer Fürbitte für die streitende und leidende Gemeinde beendet, dann wollen auch wir uns in sie mit einschließen lassen:

„Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.“ Amen.

Gemeinde: Rüstet euch, ihr Christenleute (267, 4).

Lektor: Laßt uns beten:

Allmächtiger, barmherziger Gott, wir sagen dir Lob und Dank, daß du in unsre Finsternis dein ewiges Licht leuchten lässest und unsre Herzen erfüllst mit der gewissen Zuversicht, daß deine Gnade uns hält und daß dein Reich herrscht über alles.

Wir bitten dich: Schirme deine Kirche in aller Welt und laß sie in allen Nöten der Zeit deine gnadenvolle Gegenwart erfahren! Mache sie fest und unbeweglich im Bekenntnis deiner Wahrheit und strafe uns nicht mit Mangel an deinem Wort! Mache sie reich an Liebe und freudig zu einem heiligen Wandel vor deinem Angesicht!

Walte in Gnaden über unserm Vaterland! Segne alle ehrliche Arbeit in unserm Volk! Laß Gerechtigkeit und Frieden wachsen in unsrer Mitte! Sei mit dieser unsrer Gemeinde! Steh denen bei, die sich in Not und Anfechtung auf dich verlassen! Laß uns alle dir, dem ewigen König, mit Freuden dienen, bis du einst wiederkommen wirst zur Erlösung deiner Gemeinde, die auf dich wartet! Amen, ja komm, Herr Jesu! Amen.

Vater unser ...

Gemeinde: Ist Gott für mich, so trete (250, 11).

Lektor: Der Herr segne uns und behüte uns. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig. Der Herr hebe sein Angesicht über uns und gebe uns Frieden.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen.

Ist Gott für mich, so trete (250, 12—13).

Missionsdirektor D. Lokies, Berlin

Thema: Gute Zeit für Streiter Christi.

Liebe Gemeinde!

1848 bricht in Berlin die Revolution aus, die erste echte, die die preussische Hauptstadt gesehen hat. Sie kommt ein wenig spät, fast 70 Jahre nach der französischen Revolution, wie eine Bombe mit Spätzünder. Und wenn in Berlin bisher die Parole galt: "Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", so scheint es jetzt mit aller Ruhe und Ordnung zuende zu sein. Adel und Bürgertum fliehen von Schrecken erfasst aus der Stadt. Damals schreibt der bekannte Berliner Pastor Johannes Goßner, der Gründer des ersten Krankenhauses in Berlin (des Elisabeth. Diakonissen- und Krankenhauses) und der Stifter der Goßner - Mission, die in Indien arbeitet, an seine geflüchteten Freunde und Gemeindeglieder folgende Zeilen:

"Wo seid ihr denn, ihr Flüchtigen! Doch in den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt! Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus! Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. Wie die Soldaten den Krieg lieber haben als den Frieden, nur um zu avancieren (befördert zu werden), so müssen wir die Kriegs-, Prüfungs- und Läuterungszeit auch gern haben. Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein - aber auch nichts zu erobern und fortzuschreiten. Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen. Welch ein Gewinn und Avancement (Aufstiegsmöglichkeit)!"

Johannes Goßner war ein Prediger des Evangeliums und kein Militarist. Wenn er trotzdem Bilder aus dem Kriegsdienst verwendet, dann doch nur zu dem Zwecke, um die Haltung eines Christenmenschen in einer Welt voll Unsicherheit, Unruhe, Kampf und Streit durch ein Gleichnis deutlich zu machen. Der Christ, ein Streiter Jesu Christi: das ist auch das Thema unseres Textes. Einem Menschen, der an Christus glaubt, ist es nicht erlaubt, den Fragestellungen, Entscheidungen und auch dem Kampf und der Verpflichtung zum Widerstand auszuweichen, wenn die Zeitlage und das Leben sie ihm aufzwingen. "Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus"! Goßner hat ganz recht, wenn er dies als Losung für seine verängstigten Gemeindeglieder ausgibt. Und auch unser Text weist uns unsern Platz mitten in der Welt an, auch wenn sie die Welt ist, von der Christus sagt: "In der Welt habt ihr Angst".

Man kann die Situation eines Christenmenschen in dieser Welt wirklich mit der Lage eines Soldaten vergleichen, der den Gestellungs-

befehl in Händen hat. Er blickt noch ein letztes Mal auf eine Welt bürgerlicher Ordnung, Sicherheit und Satttheit zurück. Was vor ihm liegt, ist ein ungesichertes und gefährliches Leben voll Kampf und Streit, Sorge und Leiden. Jede Ausweichmöglichkeit ist ihm versperrt. Hier hilft weder Klage noch Anklage; es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Zeit, in die ihn Gott hineingestellt hat, mag sie sein wie sie will, zu bejahen und glaubensvoll zu bestehen. So kennt denn auch der Christ so etwas wie eine Mobilmachung; sie erfolgt sicherlich nicht durch eine Regierung oder Militärstelle, wohl aber durch den Herrn, dem er im Gehorsam des Glaubens zu Dienst verpflichtet ist. Und wie einem Soldaten, der an die Front geht, zuerst eine Felddienstordnung in die Hand gegeben wird, so ist auch in unserm Text von einer Dienstordnung die Rede, die für jeden Christenmenschen verpflichtend ist:

"Allesamt seid untereinander untertan und haltet fest an der Demut. Denn Gott widersteht dem Hoffärtigen, aber dem Demütigen gibt er Gnade. So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit".

Wie der Soldat nicht fragt, warum ihm dies oder jenes befohlen wird, sondern einfach gehorcht, so weiß auch der Christ um eine unbedingte Autorität, der er sich zu beugen hat: Gott. Und es gibt für ihn eine Gemeinschaft, der er sich freudig ein- und demütig unterzuordnen hat: das ist die Gemeinschaft mit seinem Nächsten. Nur wenn er sich an diese Ordnung hält, steht er in der Nachfolge Jesu Christi, der auch in diese Welt gekommen ist, "nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene", und der Gott, seinem Vater, gehorsam ist bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht, wie er jeden erhöht, der sich unter seine gewaltige Hand beugt. Wir wissen sehr wohl, wie schwer es uns allen fällt, uns widerspruchslos in diese christliche Dienstordnung einzufügen. Aber was Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich: er kann uns zu einer solchen Haltung demütigen Gehorsams ihm gegenüber und dienender Liebe untereinander geschenkweise verhelfen, bis sie uns einmal zur zweiten Natur wird. Lasst uns Gott um diese Gabe seines Geistes unablässig bitten.

Wir sagten, daß den Kämpfer, der an die Front kommt, ein Leben voller Gefahren erwartet. Es handelt sich für ihn dabei immer um eine Frage auf Leben und Tod. Aber zu gleicher Zeit wird ihm eine Last abgenommen, nämlich die Beantwortung der Frage: "Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?" Jeder, der

unge-
heure

einmal Soldat gewesen ist, weiß, daß die Verantwortung dafür höhere Stellen tragen müssen: er, der Frontkämpfer, wird gewissermassen von oben versorgt. Wir meinen nun aber nicht, daß ein Streiter Jesu Christi sich nicht mehr um sein tägliches Brot zu kümmern habe und seine Hände ruhig in den Schoß legen könne; aber was von ihm von der Schrift und auch von unserem Text her erwartet wird, ist jenes unbegrenzte Vertrauen darauf, daß auch er "von oben" versorgt ist. Darum die Mahnung auch heute an uns: "Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorgt für euch".

Daß das keine Schwärmerei bedeutet und keiner unangebrachten Leichtfertigkeit und Fahrlässigkeit Vorschub leisten soll, geht daraus hervor, daß wir im selben Augenblick zur Nüchternheit und höchster Wachsamkeit vor dem Feinde aufgerufen werden. Der Feind ist immer da. Er, der große, kluge und böse Geist, der Widersacher Gottes, sieht und hört mit. Und er hat ein probates Mittel, die Streiter Jesu Christi einzuschüchtern und zu lähmen: das ist die Verbreitung von Angst und Schrecken. Darum wird er in unserem Textwort mit dem "brüllenden Löwen" verglichen, "der da umhergeht und sucht, welchen er verschlinge". Die Angst war es, die einst selbst die Apostel dazu verführte, ihren Herrn und Heiland zu verleugnen und zu verlassen. Und ist es nicht die Angst vor Menschen und Mächten gewesen, die auch die jüngste Geschichte unserer Kirche und unseres Volkes so unheilvoll bestimmt hat? Von dieser Angst kann und will uns unser Herr Christus freimachen, wenn er zu uns spricht: "In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" Und weil er dieses Wunder auch an uns wirken will und kann, daß nämlich Menschen, die von Natur feige sind, rechte Streiter Christi werden, darum ergeht auch ^{an} uns der strikte Befehl: "Dem widerstehet fest im Glauben!" Wohlverstanden, es handelt sich hier um den Widerstand aus Glauben und nicht aus Politik. Der steht auf einem ganz anderen Blatt. Jeder Widerstand aber, der im Glauben an den Herrn Christus und um seines Namens willen unternommen wird, hat die Verheißung, daß auch er "überwindet".

Auch dann, wenn es - wie bei unserem Herrn Christus - zum Leiden und zum Sterben kommt. Seine Gemeinde darf sich nicht wundern, daß sie den gleichen Weg geführt wird. Er hat es ihr vorausgesagt. Es wäre falsch, den Feind herauszufordern und sich selbst zu Märtyrern zu machen. Aber kommt die Stunde des Leidens aus Gottes Hand, dann dürfen wir als seine Gemeinde getrost sein und mit dem alten Vater Goßner sprechen: "Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch

vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi.
- - - Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen."

Aus unserem Predigttext aber erhalten wir einen dreifachen Trost mit auf den Leidensweg:

1. Das Leiden dauert nur eine kurze Zeit.
2. Das Leiden ist in der Kirche Jesu Christi allgemein; ob alte oder junge Kirche, sie kommen alle früher oder später an die Reihe und müssen sich entscheiden.
- und 3. Alles Leiden um Christi willen ist überhaupt kein Leiden.

Liebe Brüder und Schwestern! Das ist das große Geheimnis: Leiden ohne Christus ist und bleibt ein ganz gewöhnliches, natürliches Leiden; aber alles Leiden mit Christus und für ihn verwandelt sich in etwas anderes. Wenn das echte Leiden in der Gemeinde Gottes anhebt (manches, worüber wir uns so bitter beklagen, ist als solches noch nicht anzusehen), dann dürfen wir das Geheimnis des in seiner Kirche gegenwärtigen Herrn schauen. Dann ist er am Werke. Ihr fragt, was er dann tut? Er verwandelt! Er verwandelt Sorge in Segen, Armut in Reichtum, Ohnmacht in Kraft, Leid in Freude, Tod in Leben und Schande, öffentliche Schanden in Herrlichkeit. Wir verstehen darum, daß der Apostel Petrus, der uns diesen Predigttext geschrieben hat, zuletzt in den Lobpreis ausbricht: "Ihm sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen."

Und wenn er dann sein Wort an uns mit einer Fürbitte für die streitende und leidende Gemeinde beendet, dann wollen auch wir uns in sie mit einschließen lassen:

"Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, der wir-d euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen." Amen.

Zum 60. Geburtstag von Missionsdirektor Lokies

1955

Die Evangelische Lehrerschaft in Berlin denkt am 3. 2. dankbar und mit herzlichen Segenswünschen an Herrn Missionsdirektor Lokies. Nicht erst die Katecheten sind mit seinem Lebenswerk in der Schule so eng verbunden, viel mehr und viel länger, nämlich schon seit 1934, sind es die evangelischen Lehrer. Unter ihnen nicht nur die, die jetzt Christenlehre erteilen, sondern Lehrer und Lehrerinnen aller Unterrichtsfächer, die seit der Not, die die nationalsozialistische Weltanschauung über Kinder, Eltern und Lehrer brachte, mit ihm durch die Arbeit in der Schulkammer der Bekennenden Kirche, aus der dann die Erziehungskammer entstand, und auf Freizeiten und Tagungen, in Bibelarbeit und Kursen, in Gottesdienst und Fürbitte verbunden sind. Seinem weitschauenden Blick verdankt die Evangelische Lehrerschaft die Vorbereitung und Planung, auch die Schulung in aller Stille, die dafür sorgte, daß nach dem Zusammenbruch 1945 die christliche Unterweisung so schnell in den Berliner Schulen weithin wieder durchgeführt werden konnte. Die Evangelische Lehrerschaft dankt Herrn Missionsdirektor Lokies für seine treue Verbundenheit und für alle Großzügigkeit, mit der er ihre Arbeit fördert und mitträgt.

Petri

327
Evangelische Kirchengemeinde
Galiläa

Eingegangen
am 21. AUG. 1956
erledigt

Berlin O 34, den 18.8.1956
Rigaer Straße 9

415/56

Tgb.-Nr.:

gelen
D. Juchel

An die
Goßnersche Missionsgesellschaft
z.Hd. von Herrn Miss.Dir. L o k i e s
Blm. Friedenau
Stubenrauchstraße 12

Lieber Bruder Lokies!

Die Brüder und Schwestern des ökumenischen Aufbaulagers, die in unserer Gegend einen Kinderspielplatz gebaut haben, hielten mit unserer Gemeinde zusammen am Kirchentagssonntag 1956 einen ökumenischen Gottesdienst. Ich überreiche Ihnen hiermit die Abschrift eines Berichtes über diesen Gottesdienst, den ich an das Büro des Kirchentages geschickt habe und hoffe, daß er ihnen von Wert ist.

Mit brüderlichem Gruß

Ihr

Lm, B.

Bericht über den Kirchentagssonntag
12.8.1956 in der Galiläakirche zu Berlin.

Die Galiläa-Kirchengemeinde im Berliner Osten hatte Gelegenheit, den Kirchentagssonntag, den 12. August 1956, in besonderer Weise zu begehen. Ungefähr 30 junge Christen aus allen Erdteilen und vielen europäischen Ländern haben in einem ökumenischen Aufbaulager einige Wochen damit verbracht, im Osten Berlins einen Kinderspielplatz zu bauen. Zum Abschluß ihrer Tätigkeit hielten sie einen Gottesdienst und hatten sich dazu die Galiläakirche ausgewählt. So hielt unsere Gemeinde am 12. August um 10.00 Uhr einen festlichen ökumenischen Gottesdienst mit den Schwestern und Brüdern aus aller Welt.

Eine Reihe der jungen Christen hatte einzelne Dienste im Gottesdienst übernommen. Die Predigt hielt ein junger Theologe aus Australien, über den vorgeschriebenen Text Römer 8. Es war ihm möglich, die Predigt in deutscher Sprache zu halten. Die Liturgie wurde von einem schweizer Bruder gehalten. Als Lektoren betätigten sich vier junge Brüder. Einer kam aus der Bundesrepublik, einer aus der DDR. Sie lasen Evangelium und Epistel. Einer aus der holländischen Kirche las die Lesungen in holländischer Sprache, und ein Bruder der anglikanischen Kirche tat dasselbe in englischer Sprache. Die Schlußliturgie wurde von dem unterzeichneten Pfarrer der Galiläagemeinde gehalten. Das Gemeindeopfer sammelten Glieder der jungen Gemeinde unserer Kirche durch die Bankreihen ein, während die Ausgangskollekte von Kirchenältesten gesammelt wurde. Ein trotz der Ferienzeit zusammengestellter Bosaunenchor aus Gliedern unserer und einer anderen ostberliner Gemeinde half mit, dem Gottesdienst ein festliches Gepräge zu geben.

Im Anschluß an den Gottesdienst wurde ökumenisches Abendmahl gehalten, an dem alle weltweiten Gäste und viele Glieder unserer Gemeinde teilnahmen. Es wurde ausgeteilt von dem Superintendenten unseres Kirchenkreises, Herrn Superintendent Jungklaus, wobei ihm ein junger Bruder der englischen Kirche assistierte. Letzterer übersetzte die Abendmahlsansprache fortlaufend ins Englische und sprach Beichtgebet, Absolution und Einsetzungsworte für die fremden Gäste ebenfalls in Englisch. Jeder nahm das Abendmahl in der ihm aus seiner Heimatkirche geläufigen Weise und so hatten alle Abendmahlsgäste einen starken Eindruck der weltweiten Gemeinschaft, die unser aller Meiland uns in seinem heiligen Mahle zu schenken bereit ist.

Die Gemeinde war dankbar für diese Möglichkeit, ein Stück Weltchristenheit in Gottesdienst und Abendmahl zu erleben und wird den Kirchentagssonntag 1956 noch lange in Herz und Gedächtnis behalten.

Berlin, den 12. August 1956

L. Mi, B.

Pfarrer an der Galiläakirche

4. Die Entfaltung des Katechetischen Dienstes in Ost- und Westberlin 1945 - 1956.

Von Anfang an meldeten sich völlig freiwillig rd. 300.000 Kinder in Ost- und Westberlin zum Religionsunterricht an (87 % der schulpflichtigen evangelischen Jugend). Die Kirche stand dieser überwältigend großen Zahl zunächst ohne Mittel und Menschen gegenüber. Die ersten Helfer, die einsprangen, waren Laien, die in der Bekennenden Kirche als kirchliche Lehrer ("Katecheten") ausgebildet waren, und Schullehrer (rd. 500 in Westberlin und 150 in Ostberlin). Es sei gleich an dieser Stelle bemerkt, daß heute in Ostberlin kein Schullehrer mehr Religionsunterricht im Auftrag der Kirche erteilt, während in Westberlin die Zahl der Lehrer, die freiwillig Religionsstunden übernehmen, auf etwas über 600 gestiegen ist. Die Finanzierung des Religionsunterrichts erfolgte jahrelang außerhalb des ordentlichen Etats der Kirche; die Mittel mußten als Opfer und Spenden von den Eltern und Gemeinden, von der Gesamtkirche und der Ökumene erbeten werden. Doch wie es der Berliner Kirche (bzw. der Kirchlichen Erziehungskammer Berlin) nach und nach gelungen ist, die schwierigen personellen und finanziellen Fragen zu bewältigen, soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Darüber hat eingehend der Referent der Kirchlichen Erziehungskammer, Professor Dr. Giese, in seiner Schrift, "Die Kirche" in der Berliner Schule" berichtet, auf die empfehlend hingewiesen wird.

Worauf es hier ankommt, ist der Nachweis, wie sich aus der der Berliner Schulpolitik auferlegten Grundformel "Trennung zwischen Kirche und Staat" in Ost- und Westberlin zwei völlig verschiedene Tendenzen entwickelt haben: eine anti- und eine prokirchliche.

In Ostberlin verhielt sich das Hauptschulamt unter einem von Paris her westlich geprägten kommunistischen Leiter (Wildangel) der Kirche gegenüber zunächst loyal; doch schon zu seiner Zeit begannen die Schwierigkeiten, die es den Schullehrern unmöglich machten, freiwillig über ihre Pflichtstunden hinaus zusätzlich auch Religionsstunden im Auftrag ihrer Kirche zu übernehmen, obwohl das Schulgesetz es ihnen gestattete. Es hieß, Lehrer, die Geschichtsunterricht erteilten oder Gegenwartskunde, könnten damit unmöglich einen christlichen Religionsunterricht verbinden; ein ungewolltes Zugeständnis, daß Christentum und dialektischer Materialismus in der Tat unvereinbare Größen darstellen. Dann durften die Lehrer nicht in ihrer eigenen Klasse Religionsunterricht geben, weil dadurch die Schüler auf unfaire Weise zur Teilnahme am Religionsunterricht beeinflußt werden könnten. Endlich wurde den Lehrern untersagt, in ihrer eigenen Schule Religionsstunden zu übernehmen - und damit war ihnen jede Art der praktischen Mitarbeit mit der Kirche unmöglich gemacht. So ließ man den Wortlaut des Schulgesetzes unangetastet stehen; es waren die Ausführungsbestimmungen, die aus der unbestimmten photographischen Platte immer deutlicher den antikirchlichen, ja antichristlichen Charakter der ~~der~~ Ostberliner Kultur- und Schulpolitik enthüllten. Die Schule als ganze wurde mehr und mehr zu Bekenntnisschule der neuen Staatsreligion, des dialektischen Materialismus, so daß die Beauftragten der Kirche, die Katecheten und Katechetinnen, in ihr völlig isoliert dastehen - nicht anders als Missionare auf dem Missionsfelde auf vorgeschobenem Posten. Es wäre sehr viel leichter (auch aus technischen Gründen), den Religionsunterricht aus der Schulfront zurückzuziehen und ihn in kirchlichen Räumen zu geben; aber die Katechetenschaft hält die vorderste Linie, die sich durch die Schule hindurchzieht, fest, um nicht die noch christlichen Eltern, Lehrer und Schüler allein zu lassen. So ist denn die Ostberliner Schulbehörde selbst zum offenen Angriff übergegangen. Das Ziel ist klar: Fort mit dem Religionsunterricht aus der kommunistischen Schule Ostberlins! Durch die

Anweisung zur Sicherung von Ordnung und Stetigkeit im Erziehungs- und Bildungsprozeß der demokratischen Schule" vom 15.2.1956 wird der Kirche verwehrt, die Religionsstunden unmittelbar vor oder nach dem Schulunterricht zu legen, um nicht die "Kinder zu ermüden". So muß die "Christenlehre" am Nachmittag gegeben und der Großstadtjugend ein zweimaliger Schulgang zugemutet werden. Aber schon macht die Schule der Kirche auch die Nachmittagsstunden streitig. An den Oberschulen ist 10 Jahre lang unwidersprochen Religionsunterricht erteilt worden. Jetzt erklärt das Hauptschulamt, daß alle Oberschulen als Fach- und Berufsschulen anzusehen seien und der Religionsunterricht an dieser Art von Schulen fortfalle. Das geltende Schulgesetz lautet anders; aber die Auslegung liegt weder bei der Kirche, noch beim Gesetzgeber, sondern bei der Partei, die unfehlbar ist. Ferner wird angeordnet, daß nur der Katechet Unterricht erteilen dürfe, der einen Ausweis vom Schulleiter habe. Und der Schulleiter selbst erhält die Vollmacht, den Religionsunterricht der Kirche in schulischen und außerschulischen Räumen nach Form und Inhalt zu überhören (also der kommunistischen Schulleiter den christlichen Religionsunterricht!).

Damit hat der eine Partner, der Staat, die vereinbarte kulturpolitische Formel ("Trennung zwischen Kirche und Staat") von dem einen Ende bis zum anderen durchgemessen und steht nun genau an der Stelle, wo die Extreme sich berühren. Jetzt erhebt der Staat den Anspruch auf Kontrolle über die Kirche: gegen das Gesetz, ja gegen die in Geltung stehende Verfassung. Aber was bedeuten Gesetz und Verfassung für die Rechtsauffassung eines totalitären Staates. Die Kirche hat ihren Katecheten die Weisung gegeben, mit dem Religionsunterricht solange als möglich in der Schule zu bleiben und ihn in kirchliche Räume zurückzuverlegen, nur wenn es unausweichlich notwendig geworden ist. Für den Fall, daß ein Schulleiter den Religionsunterricht besucht, sind die Katecheten angewiesen, sofort mit einer Gesangsstunde einzusetzen oder falls er auf längere Anwesenheit besteht, den Unterricht abubrechen und die Kinder zu entlassen. Theoretisch ist der Schulleiter nach der erfolgten Anweisung sogar berechtigt, den Konfirmandenunterricht eines Pfarrers abzuheören. Der Fall ist noch nicht eingetreten. Man wagt es noch nicht, die letzten Konsequenzen aus der etwas vorschnell erlassenen Weisung zu ziehen, die wie ein Arm ist, der zum Schlage gegen die Kirche ausholt. Er ist aber in der Luft erstarrt. Bedeutet das die Stille vor dem Sturm, vor dem Ausbruch eines richtigen Kirchenkampfes in Ostberlin? Oder wird der totalitäre Staat, dessen antikirchliche Strategie unbeirrt bleibt, wieder einmal im Taktischen so wendig sein und vorübergehend einen "neuen", für die Kirche günstigeren Kurs einschlagen? Wer weiß das?!

In Westberlin ist der Senat und das Hauptschulamt den entgegengesetzten Weg gegangen wie Ostberlin. Anfänglich begegnete man auch hier der Kirche mit dem von den alten sozialistischen Parteien ererbten Mißtrauen, die Kirche wolle gewisse machtpolitische Positionen in der Schule wieder besetzen. Viele grundsätzliche Gespräche, die die Kirche mit der Sozialdemokratischen Partei und die Kirchliche Erziehungskammer mit dem Hauptschulamt führte, schufen aber bald eine Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens, aus der eine gemeinsame, später offiziell bekanntgegebene Auslegung des Satzes: "Trennung zwischen Kirche und Staat" hervorging (1950). Danach ist die Trennung zwischen Kirche und Staat nicht als absolut anzusehen; Kirche und Staat haben nur verschiedene Funktionen und arbeiten auf zwei verschiedenen Ebenen; sie haben aber in der Schule ein gemeinsames Ziel ... usw. Damit war die Möglichkeit zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen der Kirche und dem Staat auf dem Schulgebiet eröffnet. Die von dem sozialdemokratischen Stadtrat May am 9.11.1950 herausgegebenen "Richtlinien über den Religionsunterricht" machten den Anfang. Später, als die christlich-bürgerlichen Parteien die Regierungsmehrheit bildeten, war es der Senator für Volksbildung, Prof. Dr. Tiburtius, eine der Kirche eng verbundene Persönlichkeit,

der durch seine ergänzenden Bestimmungen vom Dezember 1951 und die durch ihn durchgesetzte Gesetzes-änderung vom Sommer 1952 den Stand des Religionsunterrichts in den Westberliner Schulen bis zur Stunde bestimmt hat: für die Kirche in einem Maße günstig, wie sie es 1945 nicht zu erhoffen wagte. Heute ist in den Schulen Westberlins der Religionsunterricht in den Gesamtstundenplan der Schule sinnvoll eingebaut. Die Katecheten gehören dem Lehrerkollegium an. Wechselseitige Hospitationen sind Katecheten und Schul-Fachlehrern zwecks gegenseitiger Förderung gestattet. Es wird von der Schulbehörde als wünschenswert bezeichnet, daß Schullehrer Religionsunterricht im Auftrag der Kirche übernehmen. Dieser Unterricht wird ihnen auf ihre Pflichtstunden angerechnet. Seit 1951 leistet der Westberliner Senat für den kirchlichen Religionsunterricht an den Schulen Jahr für Jahr erhöhte Zuschüsse (auch für Lernmittelbeschaffung), ohne dafür irgendein Recht abzuleiten. Er hat an der Pädagogischen Hochschule und der Freien Universität je eine Planstelle für einen Religionsdozenten geschaffen, der die besondere Aufgabe hat, die zukünftigen Lehrer an den Grund- und Oberschulen für die zusätzliche Erteilung von Religionsunterricht auszubilden.

Und noch ein Letztes: Während der Religionsunterricht in Ostberlin aus der Schule ausgetrieben wird oder dort nur noch geduldet, wie in isolierten Einzelzellen durchgeführt werden kann, hat die Kirche in Westberlin (allerdings seit Jahrzehnten wieder zum ersten Mal!) die Möglichkeit, die Schule als Ganzes anzusprechen: in den sogenannten Evangelischen Schulwochen, in denen eine ganze Woche lang während der letzten Stunden brennende Glaubens- und Lebensfragen vor der ganzen Schulgemeinde (Schülern und Lehrern) vorgetragen und von ihr lebhaft diskutiert werden. Wer an einer solchen Veranstaltung (man könnte sie eine "Schulevangelisation" nennen) mitgewirkt hat und sich dieses Anblicks erinnert: 500 bis 600 kritische Schüler und Schülerinnen mit ihren so verschieden gläubigen oder nichtgläubigen Lehrern gewissermaßen "unter Gottes Wort" - der versteht am besten, welch diametral entgegengesetzten Weg die Schulpolitik gegangen ist - in Ost- und in Westberlin.

Hans Lokies.

30.8.1956

Die Zusammenordnung von Kirche und Staat in der Schule

(Referent: Missionsdirektor Hans L o k i e s)

In dem bekannten Goethewort: "Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion" - werden Religion und Kultur in eins gesetzt. Und See Goethe versteht unter dem allgemeinen Begriff "Religion" zweifellos das Christentum. Uns ist heute die Bezeichnung "Religion" (und damit auch "Religionsunterricht"), angewandt auf das Christentum, fraglich geworden. Gerade aufgrund des neuesten Standes der vergleichenden Religionswissenschaft, die im Endergebnis zu ihrer eigenen und aller Überraschung feststellt, daß das Gesetz, nach dem das Christentum angetreten ist, ein total anderes ist als das in den Weltreligionen. Diese sind in der Tat zugleich kulturelle, politische und soziale Gebilde, die sich aus einem religiösen Kern entfalten. In ihnen ist Religion der Herzschlag der Kultur. Im Christentum verhält es sich genau umgekehrt. Durch das Christentum ist zum ersten Mal in die Menschheitsgeschichte ein Element der Spannung hineingetragen worden, das durch nichts wieder aufgehoben werden kann. Gerade die jüngste Geschichte ist ein Beweis dafür. Der Versuch des Nationalsozialismus, das Christentum als "positives Christentum" sich selbst gleichzuschalten, ist gescheitert. So muß auch das gegenwärtig von der Ost-CDU unternommene Experiment, das Christentum als einen "christlichen Realismus" in die Ideologie des Ostens einzubauen, fehlschlagen.

Das Christentum ist eben keine Ideologie, sondern eine Tatsache, über die der Mensch nicht verfügt. Sie wird in der Verkündigung der Kirche nur ausgerufen und angeboten. Christ sein heißt dann: sich auf den Boden dieser Tatsache stellen lassen. Wem das widerfährt, der erfährt, daß in dieser Welt noch eine andere als etwas Gegebenes vorhanden ist: eine neue Welt, in der ganz andere Lebensgesetze und Kräfte walten als in der uns allgemein bekannten.

Es hat in unserer Geistesgeschichte Jahrhunderte gegeben, in denen das Christentum als eine mehr oder weniger innerweltliche Größe der jeweils herrschenden Kultur als Kulturelement einverleibt war. Wir denken dabei an die Zeiten eines spannungslosen Bündnisses des Christentums mit dem Humanismus, Rationalismus und Idealismus. Dieses Kulturchristentum ist uns verdächtig geworden, gerade auch deswegen, weil es heute in der restaurativen Strömung des Bildungsdenkens, im besonderen im Westen, wieder eine aktuelle Versuchung bedeutet. Wir sagen darum statt des mißverständlichen Wortes "Christentum" (eben wegen seiner Vorbelastung) lieber ganz konkret "Kirche" und verstehen ~~unt~~ darunter den Raum, in dem jene andere neue, durch Christus heraufgeführte Welt

in dieser alten Welt spannungsvoll, und alle Spannungen lösend, in Erscheinung tritt.

Aber gerade diese Gegensätzlichkeit, diese Antinomie, in der das Reich Christi zu den Reichen dieser Welt steht, ist ein Zeichen für seine Wirklichkeit. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: das Wesen der Kirche in dieser Welt ist Ohnmacht; aber gerade ihre Ohnmacht ist ihre Stärke. Darum lehnt die Kirche nach dem Stande ihrer heutigen Erkenntnis das Bündnis mit der politischen Macht ab, um kirchliche Ziele zu verwirklichen. Die Konzeption eines Metternich, die Heilige Allianz, d.h. das Bündnis der Kirche mit dem Staate zwecks Verchristlichung der Welt ist als Illusion durchschaut. Damit gibt die Kirche den ganzen Schematismus einer christlichen Kulturpolitik auf, die durch die Katastrophe der beiden Weltkriege und die durch diese eingeleitete europäische Kulturkrise als Selbsttäuschung entlarvt ist. So glaubt sie auch nicht mehr daran, daß man eine Schule mit staatlichen Maßnahmen verchristlichen kann. Eine Schule ist in dem Maße christlich als ihre Lehrer und Schüler und die Häuser, aus denen sie kommen, christlich sind. Das aber hängt nicht vom Staate, sondern von der Vollmacht und Lebendigkeit der christlichen Gemeinde ab.

Damit sind wir an die Beantwortung der Frage herangekommen, die uns unser Thema stellt: Zusammenordnung von Kirche und Staat in der Schule. Die Antwort kann, nachdem die Vorfrage so ausführlich behandelt worden ist, in Kürze gegeben werden.

~~ix~~ Man mißversteht das Christentum, wenn man es mit der Weltkultur in eins setzt. Es ist kein Kulturfaktor oder Bildungselement neben anderen.

Zugleich wird aber auch die Behauptung, daß das Christentum kulturfeindlich sei, abgelehnt. Die Kirche Jesu Christi ist zwar nicht von der Welt, aber in der Welt und für sie da. Darum keine Trennung zwischen Kirche und Staat, auch in der Schule nicht.

Man kann die Zusammenordnung von Kirche und Staat in der Schule unter ein ganz bestimmtes Stichwort stellen, das aus der Christologie der alten Kirche stammt. Es lautet: "Unvermischt und ungetrennt". Das heißt: Kirche und Welt, Kirche und Staat, auch nach ihren Funktionen in der Schule unvermischt miteinander und doch voneinander getrennt.

Praktisch bedeutet das:

1.) daß der Religionsunterricht in der Schule Sache der Kirche ist. In der Hand des Staates oder der Schule steht der Religionsunterricht immer in der Gefährdung, zu einer vom Leben der Kirche losgelösten christlichen Weltanschauung oder Ethik, d.h. also in Kulturchristentum verfälscht zu werden. Auch der staatlich angestellte Lehrer, der in der Schule Religionsunterricht gibt, erteilt ihn nicht im staatlichen,

sondern kirchlichen Auftrage: als Glied der Kirche, und in diesem seinem Amte den anderen kirchlichen Amtsträgern, den Pastoren und Katecheten, brüderlich nebengeordnet. Die Möglichkeit, einen solchen kirchlichen Religionsunterricht an allen Schularten, einschließlich der Berufsschule, auf der Grundlage völliger Freiwilligkeit zu erteilen, ist eine Grundforderung der Kirche, die sich aus ihrer neuen Zusammenschau von Kirche und Welt ergibt.

2.) In der Frage der Schulform erklärt sich die Kirche frei und unbefangen. Sie fordert vom Staat grundsätzlich und allgemein nur, daß die allgemeine öffentliche Schule auch im Gesamtunterricht und im Leben der Schule dem Christentum offenstehe. Sie ist ihrerseits bereit, auch an einer Gemeinschaftsschule mitzuarbeiten, die nicht nur von Christen, sondern auch von Nichtchristen besucht wird. Sie hat den Mut dazu, weil sie durch eine theologische Neubesinnung und Ansätze der kirchlichen Erneuerung, die ihr geschenkt worden sind, ihrer Botschaft und damit auch ihrer Verantwortung für die Welt gewiß geworden ist. Auch diese Schule soll eine dem Christentum offene Schule sein, in der die christlichen Lehrer, Kinder und Eltern ihres Glaubens leben dürfen. Dem kirchlichen Religionsunterricht kommt gerade hier eine besondere Bedeutung zu.

3.) In gleicher Weise erwartet die Kirche vom Staate, daß auch die Lehrerausbildungsstätten - ähnlich wie die Schulen - dem Evangelium offenstehen und der Kirche die Möglichkeit geben, Lehrer für den Religionsunterricht in der Schule auszubilden.

4.) Endlich gehört zum schulpolitischen Programm der Kirche das Recht, eigene kirchliche Schulen zu errichten, die als ~~Beispiel-~~ ^{Vorbild-} oder Übungsschulen dienen sollen: Schulen unter dem Evangelium, in denen christliche Eltern und Lehrer mit den Schülern auf der Basis völliger Freiwilligkeit beispielhaft eine Schule zu verwirklichen versuchen, die in ihrem Leben und Denken das Evangelium als ihre Mitte hat.

Zusammenfassend antworten wir auf die uns vom Thema gestellte Frage, daß es das Prinzip der Polarität ist, nach dem sich die Kirche die Zusammenordnung von Kirche und Staat in der Schule vorstellt. Nicht Trennung zwischen Kirche und Staat in der Schule - wie im Osten; nicht In-Eins-Setzung kirchlicher und staatlicher Verantwortlichkeiten in der Bildungs- und Erziehungsarbeit der Schule, sondern Polarität: d.h. Zusammenarbeit von Kirche und Staat aus zwei verschiedenen Bereichen heraus - in einem echten Gegenüber und in einem aufrichtigen Miteinander.

Auf der Synode der Evangelischen Kirche der Union, die kürzlich in Spandau stattfand, wurde auch Professor Dr. Kraemer von der Universität Leyden, zugleich Leiter des Ökumenischen Instituts de Bossey bei Genf, als Gast begrüßt. In einem Gespräch nach Tisch, in dem u.a. auch die Frage Kirche und Staat diskutiert wurde, wandte er sich mit leidenschaftlicher Kritik gegen die Überschätzung des Staates durch uns Deutsche. "Was erwartet Ihr nicht alles vom Staate!", so äußerte er sich. "Die Verchristlichung des Parteilbens, also der Politik, der Wirtschaft, des kulturellen Lebens und so auch der Schule: alles das glaubt Ihr durch die Gesetzgebung des Staates für garantiert. Ein Druck am Schalthebel des Gesetzes - und alles ist mit einem Mal christlich. Es schaut bei Euch Deutschen fast so aus, als bekennet Ihr Euch im 3. Artikel weniger zum Glauben an den Heiligen Geist als zu dem Glauben an den omnipotenten, allwirksamen, heiligen Staat."

Professor Kraemer hat mit seiner Kritik nicht ganz unrecht. Er übersieht aber dabei, daß Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Zeit der Bekennenden Kirche die Evangelische Kirche ganz im Geiste seiner Ausführungen auf den Weg der Selbstkritik und einer kulturpolitischen Umbesinnung geführt haben - gerade auch hier in Berlin. Die Kirche ist mehr und mehr über das staats- und volkskirchliche Denken hinausgewachsen und auf dem politischen und schulpolitischen Gebiet zu einer vom Evangelium bestimmten missionarischen Haltung übergegangen. Was bedeutet das im einzelnen?

Zunächst der Begriff "Mission"! "Mission" ist etwas anderes als Propaganda (das Wort nicht im abwertenden, berüchtigten Sinne gebraucht); ja, sie ist das genaue Gegenteil davon. Wer Propaganda treibt, bemüht sich, den anderen Menschen zu einer Kopie dessen zu machen, was er selber ist. Das ist sein Recht und seine Pflicht. So treiben alle Religionen und Weltanschauungen Propaganda, die Kirche

dagegen Mission. Der Unterschied liegt nicht nur in der Arbeitsweise, sondern entscheidend in der Sache begründet. Die Sache, mit der ~~sich~~ die Religionen und Weltanschauungen befassen^{sind}, sind Konzeptionen von Welt und Leben (Weisheit), die der Menschegeist aus sich heraus schafft, produziert und darum auch reproduzieren, sich aneignen und vermitteln kann. Propaganda ist eine Leistung, die menschlich möglich ist. Ganz anders steht es mit der Mission. Sie sieht sich grundsätzlich vor lauter Unmöglichkeiten gestellt. Das liegt daran, daß sie es nicht mit einer Welt- und Lebensschau oder einem Denksystem zu tun hat, sondern mit Geschichte, die einmalig, unwiderruflich geschieht und den Menschen vor fertige Tatsachen stellt, über die er nicht willkürlich verfügen kann. "Es begab sich ..." "Es begab sich": So steht es immer wieder in der Bibel zu lesen. In dem aber, was sich da ereignet, tut sich eine Gotteswirklichkeit kund, die allen Konzeptionen, Systemen und Anschauungen des Menschen geradezu ins Gesicht schlägt (Ärgernis und Torheit). Die Mission kann diese Tatsachen als Heilstatsachen nur ausrufen und anbieten. Sie kann aber nicht bewirken, daß jemand an sie glaubt. Selbst der gläubigste Missionar, Pastor, Lehrer und Religionslehrer muß hier Halt machen. Das Unmögliche möglich zu machen, liegt in eines anderen Hand.

Wem aber das Wunder des Glaubens widerfährt, sieht sich mitten in dieser Welt versetzt in eine andere, neue Welt, in der ganz andere Lebensgesetze und Kräfte walten. Diese ^{neue} Welt ("Das Reich Gottes", das Christus heraufgeführt hat) kann in Zeiten, in denen sich die christliche Kirche dieser Welt anpaßt und verweltlicht, lange, ja jahrhundertlang latent bleiben. Sie wird aber sichtbar und tritt in Kraft, sobald sie als Reich Gottes mit Reichen dieser Welt, also mit politischen Mächten, zusammenprallt: wie z.B. mit dem sogenannten Dritten Reich oder im japanischen Raum mit dem Kaiserkultus oder

- 3.) Der missionarische Auftrag stellt den Christen in die Koexistenz gerade auch mit dem Nichtchristen (wie Paulus, der große Missionar, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche wurde). 7

Was wäre das für ein Missionar, der aufs Missionsfeld ginge und vor den Nichtchristen wegliefe! Jeder Christ ist an der Stelle, an der er steht (der Kaufmann im Geschäft, der Angestellte im Büro, der Lehrer in der Schule, der Arbeiter in der Fabrik), zur missionarischen Verantwortung gerufen. Vom Missionsfeld her sollte ^{aber} er wissen, daß alle achte Missionsarbeit nicht im Anpredigen besteht. Der Missionar ist kein christlicher Lautsprecher. Alle Missionsarbeit ~~draußen~~ vollzieht sich in der Hauptsache im persönlichen Gespräch. Was aber die Nichtchristen am meisten überzeugt, ist die vom Evangelium bestimmte Verhaltensweise des Christen im Alltag. Auf die ganz kleinen, menschlichen Dinge kommt es an: zueinander freundlich sein, Geduld haben, einander helfen und selbstlos dienen. Wer in den Briefen des Apostels Paulus zuhause ist, weiß, daß nach dem ersten theologischen Teil immer ein ethischer folgt, in dem auf die Früchte des Glaubens hingewiesen wird. Man ist dann jedesmal erstaunt, wenn nach den vorausgehenden, Tod und Leben, Himmel und Hölle umspannenden Glaubensaussagen des Apostels solche ganz einfachen Weisungen folgen wie: "Seid allezeit fröhlich"; "Seid dankbar"; "Seid untereinander freundlich" u.a. Das Evangelium macht den Menschen ^{eben} menschlich, und solches fast selbstverständlich menschliches Verhalten ist das beste Missionszeugnis.

"Erziehung zur missionarischen Verantwortung": so lautet unser Thema. Aber kann man dazu wirklich erziehen? Man soll und kann es, freilich nur in den Grenzen, in denen ein Christ überhaupt erziehen kann: indem er sich in jedem Augenblick dessen bewußt ist, dass das

jetzt im sowjetischen Bereich. Gerade dann erfährt der Christ die Realität dieser anderen, neuen Welt, in der alles so ganz anders ist, als er es sich je hat vorstellen können. Alle bürgerliche Sicherheit ist dahin; aber mitten in der Bedrohung erfährt er eine unüberbietbare Geborgenheit. Und alles verwandelt sich: Gefangenschaft in Freiheit, Armut in Reichtum, Schwachheit in Kraft, Erniedrigung in Ehre und - sprechen wir das ~~hier~~ ^{mer ganz vorsichtig} Geheimnis aus -: Tod in Leben. Ja, das gibt es, und das zu bezeugen, ist der Auftrag der Mission.

Welche Schlüsse haben wir aus dem Gesagten für unser Thema "Erziehung zur missionarischen Verantwortung" zu ziehen?

1.) Mission kennt keinen Zwang zum Glauben. Nach evangelischer Auffassung darf weder die Kirche noch der Staat zum Glaubenzwingen. Der Grundsatz "Cujus regio, ejus religio" widerspricht in jedem Falle dem Evangelium, ob er nun für ein geographisches Gebiet oder für einen bestimmten Lebensbereich, z.B. die Schule, beansprucht wird. Das Prinzip der Freiwilligkeit in allen Glaubensfragen entspricht dem biblischen Verständnis des Glaubens, der niemals von Menschen gewirkt, geschweige denn erzwungen werden kann. ~~selbst von Menschen~~ Freilich lehnen wir als Christen gerade auch für die Schule jeden Zwang zum Unglauben ab.

2.) Der Christ begegnet dem Nichtchristen nicht mit anmaßender Überlegenheit. Beim christlichen Glauben handelt es sich im Vergleich mit anderen Religionen und Weltanschauungen nicht um ein Besser oder Schlechter oder Mehr oder Weniger, sondern um etwas völlig anderes, und dieses andere ist niemals Erwerb und Besitz, sondern nur Gabe und Geschenk. Ein schäbiger Bettler, der mit seiner Gabe prahlt, als sei sie sein Eigentum - und wenn er ein Königreich geschenkt bekommen hätte.

Eigentliche in aller "christlichen Erziehung" durch einen anderen geschieht, der der Erzieher auch des Erziehers ist. Soll die Schule - wie es immer heißt - "verchristlicht" werden, so kann es nur durch den geschehen, zu dem wir uns im 3. Glaubensartikel bekennen: den Heiligen Geist, und nicht ~~Staat~~ - - - durch den Staat oder irgendwelche staatliche Maßnahmen. Diese können nur rein äußerlich den Raum, das Recht und die Möglichkeit für ein missionarisches Verhältnis von Kirche und ~~Staat~~ Schule schaffen - mehr nicht. Kirchliche Ziele können nur mit kirchlichen Mitteln erreicht werden. So sollten wir der Behutsamkeit dieser ganzen Frage behutsam begegnen und dabei einen schwereren und längeren Weg zum Ziel nicht scheuen.

L o k i e s

Grundsätzliches zur Schulfrage

Mit der Gründung einiger weniger evangelischer Schulen in Berlin hat die Kirche den Versuch unternommen, eine Frage zu beantworten, die ihr durch die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart unausweichlich gestellt ist und deren Beantwortung von schicksalhafter Bedeutung für unser Volk sein kann. Es handelt sich um die Frage: wie war es möglich und wie kann es immer wieder möglich sein, daß eine antichristliche Bewegung in unserem Volk zur totalen Herrschaft gelangen und es bis an die Grenze der Vernichtung führen kann, obwohl ganze Generationen unseres Volkes bis hin zur jüngsten in ihrer Haltung durch christliche Bekenntnis- und Gemeinschaftsschulen geformt worden sind. Die Antwort kann doch nur lauten: mit dieser Art Christlichkeit in der Schule muß etwas schon im Ansatz nicht stimmen.

Ihre Substanzlosigkeit wird erneut durch die schulpolitischen Vorgänge in der Ostzone offenbar, wo Kinder noch christlicher Eltern durch Lehrer, die auch noch Christen sind, in einer Schule unterrichtet werden, die gewissermaßen im Handumdrehen zu einer antichristlichen Bekenntnisschule des Kommunismus umgestaltet werden konnte. Die Eltern, Lehrer und Kinder, aber auch die christlichen Gemeinden sehen diesen Vorgang widerstandslos und wie gelähmt mit an, ohne die sittliche Kraft zu einem Protest aufzubringen. Aber diese innere Ohnmacht ist so echt, daß sie angesichts der ganzen Situation gerechtfertigt erscheint; denn warum sollte man sich über die gewaltsame Austreibung eines Geistes entrüsten, der vielleicht gar nicht erst ausgetrieben zu werden brauchte - einfach weil er in echter Lebendigkeit gar nicht vorhanden war. Die Christlichkeit der christlichen Bekenntnis- und Simultanschulen, wie wir sie früher hatten, war durch den Staat und nicht durch die Kirche konstituiert. Aus der Sicht des Ostens konnte sie gar nicht anders als die Ideologie des westlich geprägten Staates angesehen werden, die der neue Staat mit seiner neuen Ideologie kurzerhand austauschte. Das Seltsame an diesem Vorgang ist nur dies, daß der Austausch tatsächlich gelang. Das eben nötigt die Kirche, einmal darüber nachzudenken, wie es mit dieser durch den Staat gewährleisteten Christlichkeit in der Schule bestellt ist. Christliche Staatsschulen können nach unserer Überzeugung ihren Schülern bestenfalls eine christliche Weltanschauung und eine christliche Ethik vermitteln, die austauschbare Größen bleiben - eintauschbar selbst gegen eine nichtchristliche Weltanschauung und Ethik - wenn sie nicht im Leben der Kirche, in Wort und Sakrament verwurzelt sind. Tritt nicht die Kirche aktiv als ein echter Erziehungsfaktor in die Erziehungs- und Bildungsarbeit der Schule ein, dann stößt der antichristliche Staat in der christlichen Staatsschule lediglich auf den Staat und seine "Machtideologie", die im Westen ein christliches Vorzeichen trägt, und fühlt sich damit berechtigt, sie durch seine eigene zu ersetzen. Auf die Kirche ist der sowjetische Staat in der Schule erst gestoßen, als er den Widerstand einer verschwindend geringen Zahl von Oberschülern erfuhr, deren Christlichkeit eine kirchliche Bindung hatte. Diese Oberschüler waren durch den kirchlichen Unterricht gegangen und waren Glieder der Jungen Gemeinde geworden. Es zeigt sich dabei, daß es in Glaubensfragen auf die Zahl nicht ankommt. Dieser Widerstand einer Minderheit war deswegen wirksam, weil er in der Wirklichkeit der Kirche wurzelte. Hier zeigte sich der Unterschied zwischen einer christlichen Kulturpolitik, die mit politischen Mitteln durchgeführt wird,

und dem kulturpolitischen Weg der Kirche. Die Kirche treibt Kulturpolitik nicht aus einem kulturpolitischen Ideal und mit politischen Mitteln, sondern in der Bindung an Gottes Wort und durch das Zeugnis des Glaubens. Was man durch eine christliche Kulturpolitik mit machtpolitischen Mitteln erreicht, kann wiederum nur etwas Kulturpolitisches sein. Kirchliche und geistliche Ziele werden nur mit kirchlichen und geistlichen Mitteln erreicht. Eine christliche Schule gibt es nur und insoweit, als es christliche Eltern, Lehrer und Schüler gibt. Und Christ wird man nicht dadurch, daß man in der Schule das Christentum als Erziehungs- und Bildungselement in sich aufgenommen hat, sondern heute wie je allein durch die Kraft des Heiligen Geistes. Darum hängt die Christlichkeit einer Schule entscheidend mit der Lebendigkeit der christlichen Gemeinde und der kirchlichen Erneuerung im Ganzen zusammen. Die Probe aufs Exempel, daß die alte christliche Bekenntnisschule, wie wir sie in Norddeutschland besaßen, bestenfalls eine christliche Weltanschauung, losgelöst vom Leben der Gemeinde, vermittelt, ist die Kirchenfremdheit, ja Kirchenfeindschaft besonders der gebildeten Schichten unseres Volkes. Selbst die Lehrer, die Religionsunterricht erteilten, lebten zu einem erheblichen Teil nicht in der Gemeinde und waren mit antikirchlichen Ressentiments erfüllt. Das kann man heute noch durch Stichproben feststellen. Sie lebten in der Illusion, gute Christen zu sein, und vermittelten Generationen von Schülern diese Illusion, bis sie in der Begegnung der Schule mit dem anti-christlichen Staat zerbrach.

Aus allen diesen Erkenntnissen und Erfahrungen, die für die Schulpolitik der Kirche bestimmend sein sollten, formulieren wir darum heute kurz und knapp:

Christ kann man nur als lebendiges Glied
der christlichen Gemeinde sein.

Das ist der Ausgangspunkt, das A und das O, aller kirchlichen Schulpolitik heute.

Darum fordern wir

1. den Religionsunterricht in der Schule im kirchlichen Auftrag, erteilt durch kirchliche Lehrer (Katecheten und Schullehrer), deren Ausbildung, Prüfung und Einstellung in kirchlicher Hand liegt. Dadurch tritt die Kirche in der Schule ganz konkret in Erscheinung, in einem echten Gegenüber und Miteinander mit dem Staate. Dabei wird durchaus dem Staate gegeben, was des Staates ist; aber die religiöse Unterweisung der Schuljugend gehört eben nicht in seine Zuständigkeit, sondern in die der Kirche. Wird sie trotzdem wider alle bisherigen Erfahrungen in die Hände des Staates gelegt (durch die christliche Kulturpolitik der politischen Parteien), tritt jene oben gezeichnete Fehlentwicklung ein. Es ist einem Staate, der dem Christentum freundlich gegenübersteht, unbenommen, der Kirche in ihrer Aufgabe helfend zur Seite stehen und auch den Religionsunterricht zu finanzieren. Nur darf er niemals als Preis dafür fordern, daß die Kirche auf ihr eigenes Recht und ihren eigenen Auftrag verzichtet.

Darum hat

2. die Evangelische Kirche in Berlin einige wenige kirchliche Schulen eingerichtet, in denen alle Erziehungs- und Bildungsarbeit in Anlehnung und Bindung an eine Gemeinde geschieht. Sie haben nichts mit den alten christlichen Bekenntnis- oder - besser gesagt - christlichen Weltanschauungsschulen des Staates zu tun: sie sind Gemeindeschulen.

Es sei gestattet, an dieser Stelle eine Zwischenbemerkung über die christliche Bekenntnisschule einzuschalten, wie sie sich in Süddeutschland, z. B. in Bayern, entwickelt hat. Ohne Zweifel anders als in Norddeutschland, wo die allgemeine öffentliche Schule als christliche Bekenntnisschule auf eine staatskirchliche Konzeption zurückgeht. Hier überließ man die Garantie für die Christlichkeit der Schule dem Staate und nahm selbst des kümmerlichen Restes an Rechten, die der Kirche in der Schule verblieben waren, nämlich der Teilnahme der Generalsuperintendenten an den Lehrerprüfungen, mit großer Fahrlässigkeit wahr. Anders, ganz anders in Süddeutschland! Hier schaltete sich die Kirche aktiv in die Erziehungs- und Unterrichtsarbeit der Schule ein. Die Pastoren wurden durchweg zur Erteilung von Religionsunterricht in den Grund- und Oberschulen verpflichtet. Auch heute gibt fast jeder bayrische Pfarrer im Durchschnitt 12 - 16 Wochenstunden Religionsunterricht. Selbst die vielbeschäftigten Großstadtpfarrer und auch die Dekane schließen sich von dieser Verpflichtung nicht aus. Nach dem Gesetz ist der Kirche die Leitung und Aufsicht über den Religionsunterricht übertragen, obwohl er ordentliches Lehrfach der Schule ist. Es gibt hauptamtliche Katecheten, die durch die Kirche angestellt und (aus staatlichen Zuschüssen) besoldet werden. Es gibt hauptamtliche Katecheten, die der Staat direkt anstellt und in den Schuletat übernimmt. Bei der Ausbildung und Prüfung der Religionslehrer wirkt die Kirche mit. Jeder Religionslehrer muß die kirchliche Vokatio haben.

So seltsam es klingt, die Schulpolitik der Bayrischen Landeskirche berührt sich mit der Schulkonzeption, wie sie der Evangelischen Kirche in Westberlin bisher vorgeschwebt hat, auf das allerengste. Man könnte fast sagen: die Extreme berühren sich; denn zweifellos ist der Klerikalismus, der zu Lasten des politischen Katholizismus geht und von dem auch die bayrischen Schulgesetze bestimmt werden, für die Berliner schulpolitische Situation das Extrem. Worin aber die Kirche in Westberlin das schulpolitische Handeln der Evangelischen Kirche in Bayern gleichenschaftlich zustimmt, ist der unmittelbare Einsatz der Kirche in der Schule. Die Schulform der christlichen Bekenntnisschule, wie sie in Bayern gewachsen ist, kann freilich auf den Berliner Boden nicht verpflanzt werden. Dazu ist die Berliner Großstadtbevölkerung bis in die christliche Gemeinde hinein viel zu sehr verweltlicht. Wenn die allgemeine öffentliche Schule in Berlin durch Gesetz in die Form einer christlichen Bekenntnisschule

gepreßt würde, so würde das nur eine christliche Schulfassade ergeben.

Umso wichtiger aber ist - um es noch einmal zu betonen -

1. der unmittelbare Einsatz der Kirche im Religionsunterricht der Schule, die Aufnahme der Katecheten in das Lehrerkollegium, die Stimme der Kirche im Erziehungsbeirat des Hauptschulamtes usw. und
2. die Errichtung einiger weniger evangelischer Schulen als Beispiel- oder Übungsschulen.

Diese Schulen sind dazu bestimmt, der Evangelischen Kirche und dem öffentlichen Schulwesen in Berlin einen ganz bestimmten Dienst zu erweisen. Der Erziehungs- und Bildungsprozeß in diesen Schulen geht ganz und gar im Raum der Gemeinde vor sich. Das Lehrerkollegium treibt Bibelarbeit. Es hält sich zum Gottesdienst der Gemeinde und zum Sakrament. Mit aller heiligen Scheu vor jeder Art von Formalismus lernt und lehrt es Beten. Zwischen dem Pfarrer der Gemeinde und dem Lehrerkollegium gibt es ein ständiges vertrauensvolles Hin und Her. Alle Elternversammlungen sind zugleich Gemeindeversammlungen. Eltern wie die Kinder werden im Raum der Gemeinde festgehalten. Das alles bedeutet nicht die Schaffung eines bestimmten Frömmigkeitstyps, etwa die Wiederbelebung eines pietistischen Schulideals. Entscheidend ist das Schriftverständnis, aus dem heraus Lehrer, Schüler und Eltern zusammenarbeiten und zusammenleben. Wir sind der Überzeugung, daß, wenn das Wort Gottes einen Menschen nur wenige Millimeter neben dem Zentrum trifft, dann immer noch ein Frömmigkeitstyp entsteht, äußerlich erkennbar. Wenn aber ein Mensch vom Worte Gottes im Zentrum seiner Existenz getroffen wird, unterscheidet er sich in nichts von einem natürlichen Menschen, nur daß sein Leben in der total entgegengesetzten Richtung verläuft. So wird in den evangelischen Schulen auf ein natürlich-frisches, kindliches und jugendliches Zusammenleben Wert gelegt, freilich in der Bindung an Gottes Wort.

Das Evangelium Jesu Christi schenkt uns die Freiheit auch in wissenschaftlicher Beziehung. In einer Zeit, in der aller Unterricht mehr oder weniger tendenziös erteilt wird, wird in den evangelischen Schulen ein Unterricht in allen Fächern versucht, der aller echten Wissenschaftlichkeit Raum gibt und sich von jeder Tendenz freizuhalten versucht, auch von der christlichen Tendenz.

Worin besteht nun der Dienst, den diese Schulen der Kirche und dem öffentlichen Schulwesen Westberlins leisten sollen?

Bei vollem Ausbau des Evangelischen Gymnasiums und der 5 vorhandenen evangelischen Grundschulen würde es sich um rd. 100 Lehrer handeln, die durch ihren Dienst in diesen Schulen in eine enge Bindung mit der Kirche hineinwachsen. Sie würden den Kern einer kirchlichen Lehrerschaft bilden. Wer eine Vorstellung davon hat, wie unsagbar schwierig es auch heute noch ist, an die evangelische Lehrerwelt heranzukommen und sie vom Worte Gottes aus in Bewegung zu setzen, wird ermessen können, welche Bedeutung es haben kann, wenn sich solch eine Kerngemeinde unter den evangelischen Lehrern Berlins bildet. Dazu kommt, daß durch das neue Private

schulgesetz die Möglichkeit gegeben ist, einen Lehreraustausch zwischen den evangelischen und öffentlichen Schulen laufend durchzuführen. Auf einen solchen Austausch wird unsererseits größter Wert gelegt.

Nach dem Ausbau der Schulen wird es sich ferner um rd. 6000 - 8000 Elternpaare handeln, die eine evangelischen Schulgemeinde bilden können, die wirklich weiß, was Kirche ist. Wir haben in Berlin viele evangelische Eltern, die christliche Kulturpolitik mit Hilfe politischer Parteien treiben und mit anerkannter Streitbarkeit in einem christlichen Kulturkampf das Schwert ziehen möchten. Wir haben aber nur sehr wenige Eltern, die etwas von dem kulturpolitischen Weg der Kirche wissen und zu der Erkenntnis gekommen sind, dass selbst der schneidigste christliche Kulturkampf nicht dazu geführt hat, auch nur ein einziges Elternhaus zu einem Leben unter Gottes Wort zu erwecken. Jeder, der die Schwierigkeit evangelischer Elternarbeit in Westberlin kennt, wird es darum begrüßen, dass sich um die evangelischen Schulen ein Elternkreis sammelt, der den Anstoß zu einer echt-kirchlichen Elternbewegung geben könnte.

Was endlich die Schüler betrifft, so hoffen wir, sie in den evangelischen Schulen nicht von der Kirche weg, sondern zu ihr hin erziehen zu können. Das bezieht sich vor allem auch auf ihre künftige Berufswahl. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass in den allgemeinen öffentlichen Schulen ein Berufsbild für alle anderen, ausser für die kirchlichen Berufe (den Beruf des Theologen eingeschlossen) erarbeitet worden ist. So sind die Schüler in den öffentlichen Schulen durch die Berufsberatung für alle ausserkirchlichen Berufe bestens bedient. Männer und Frauen aber, die einen kirchlichen Beruf ergreifen, scheinen mehr oder weniger zufällig zu ihm zu gelangen. Das gilt im besonderen auch für den kirchlichen Verwaltungsdienst, die Diakonie und die Katechetik. Den evangelischen Schulen erwächst die Aufgabe, ihren Schülern und Schülerinnen durch Anschauung und Beratung zu einem Berufsbild auch der kirchlichen Dienste und Berufe zu verhelfen und auf diese Weise für einen kirchlichen Nachwuchs Sorge zu tragen: einen Dienst, der in der gegenwärtigen Nachwuchskrise der Kirche nicht unterschätzt werden darf.

Zum Schluß gestehen wir gern ein: dieser Schulversuch, wie er oben begründet und in seinen Methoden und Zielsetzungen beschrieben worden ist, kann nur in Westberlin durchgeführt werden, nicht in der Ostzone und wahrscheinlich auch nicht in Westdeutschland. Soll er darum - im besondern aus Rücksicht auf den Osten, dem die Hände zu einem ähnlichen schulischen Unternehmen gebunden sind - unterlassen werden? Könnte es nicht sein, dass der westberliner Schulversuch stellvertretend für den Osten und vielleicht sogar für den Westen geschieht, der mehr/ auf restaurative Lösungen ausweicht?

Möge die grundsätzliche Auseinandersetzung über die Frage der evangelischen Schulen in Westberlin zu einer Lösung führen, die die Erkenntnisse und Erfahrungen der Vergangenheit ernst nimmt und bereit ist, auch neue Wege zu gehen, wenn es die Zukunft der Kirche fordert.

Im Namen des Kammerkollegiums der
Kirchlichen Erziehungskammer Berlin

Die christliche Unterweisung in den Schulen in Ost- und Westberlin.

1. Die Vorgeschichte.

Bis Ende des Krieges wurde in ganz Deutschland der Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen als ordentliches Lehrfach im Auftrage des Staates und durch staatliche Lehrer erteilt. Das ist in Westdeutschland wider die gesetzliche Regelung und eines der Zeichen dafür, daß der deutsche Westen wie auf anderen Gebieten so auch hier zu restaurativen Lösungen neigt. Die Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Kirchen- und Schulpolitik hätten einen ganz neuen Ansatz und eine andere weiterführende Entwicklung in der Frage Kirche und Schule nahegelegt. Und Westdeutschland hätte nicht so leicht vergessen sollen, was der Staat aus einem Religionsunterricht, der in seine Hand gelegt ist, ja was er mit seinen Lehrern überhaupt zu machen fähig ist. Während des Kulturkampfes zwischen Kirche und Nationalsozialismus wurde die deutsche Lehrerschaft z. T. mit Leichtigkeit verführt und für die neuen Ideen gewonnen, z. T. in einen Zustand ständiger Furcht versetzt und dadurch demoralisiert. So gab es denn damals - wie heute im kommunistisch beeinflussten Ostdeutschland - in Stadt und Land Lehrer, die die politische Konjunktur hemmungslos zu ihrem Vorteil ausnutzten und solche, die immer mit einem schlechten Gewissen herumliefen. Wie in jeder Berufsgruppe (die Pfarrerschaft eingeschlossen) war es nur eine Minderheit, die ohne Rücksicht auf bürgerliche Sicherheit fest zu ihrer Überzeugung stand und auch der Kirche und dem unverfälschten Bekenntnis christlichen Glaubens die Treue hielt. Die Schule selbst wurde während dieser Zeit "entkonfessionalisiert" und damit entchristlicht, der Religionsunterricht zuerst stundenmäßig gekürzt, in seinem Inhalt verfälscht, und dann in weiten Gebieten ganz abgeschafft: ein Vorgang, der die Christlichkeit einer solchen Schule, die von Staats wegen christlich ist, zum mindesten fragwürdig macht. Man fragt sich unwillkürlich, ob eine solche Christlichkeit echt sein könne, wenn es nur einer Manipulation des Staates bedarf, eine Schule im Handumdrehen das eine Mal christlich, das andere Mal nichtchristlich zu machen. Kurzum: die Erfahrungen jeder Zeit, die durch die heutigen in der kommunistisch regierten Ostzone bestätigt werden, hätten im neuen Deutschland zu einer grundsätzlich anderen Zuordnung von Kirche und Staat in der Schule führen sollen.

Daß es in Ost- und Westberlin und in der sogenannten Ostzone dazu gekommen ist, kann nicht als ein Verdienst auf deutscher Seite gebucht werden: es geschah kurzerhand auf Anordnung der Besatzungsmächte. Die Kirche wurde vor eine fertige Tatsache gestellt.

2. Die Kultur- und Schulpolitik der Besatzungsmächte 1945.

Seltsam diese tiefsinnige Dialektik im Zusammen- und Gegenspiel der Geschichte, diese - ich möchte fast sagen- göttliche Ironie in der Weltpolitik! Unter einer ganz bestimmten geschichtlichen Konstellation fanden zwei nach Struktur und Charakter so grundverschiedene, ja gegensätzliche Völker und Staaten wie Amerika und Rußland die ausreichende Basis zu einem militärischen Zusammengehen und jetzt nach dem gemeinsam erfochtenen Siege in Berlin auch die gemeinsame Formel, nach der die Kultur- und Schulpolitik im besetzten Gebiet geordnet und ausgerichtet werden sollte. Es ist buchstäblich ein- und dieselbe Formel, aber jeder Verhandlungspartner versteht unter demselben Wortlaut das genaue Gegenteil: "Trennung zwischen Kirche und Staat!" Für den Russen konnte diese alte, schon ein wenig abgenutzte programmatische Forderung des kontinentalen Marxismus nur einen eindeutig antikirchlichen Sinn haben. Der Amerikaner gab ihr auf Grund seiner Geschichte eine für die Kirche durchaus günstige Sinnbedeutung: Schutz der Kirche gegen staatliche Übergriffe - also eine wohlwollend neutrale, wenn nicht gar prokirchliche Haltung des Staates gegenüber der Kirche.

Dieser in der gleichen Formel eingeschlossene und zunächst latente Doppel- und Widersinn ist dann auch im Laufe der letzten zehn Jahre ans Tageslicht getreten: in Ostberlin mehr und mehr in einer negativen, kirchenfeindlichen und in Westberlin in einer positiven, kirchenfreundlichen Richtung. Mit dieser Feststellung ist eigentlich alles gesagt, was über den Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen West- und Ostberlins zu sagen wäre.

Es müßte nur noch ausgeführt werden, welche Rolle die Kirche dabei gespielt hat und wie sich der Auf- und Ausbau des sogenannten "katechetischen Dienstes" und der "Christenlehre" im einzelnen vollzogen hat.

3. Die grundsätzliche Haltung der Kirche.

Die Kirche wurde - wie gesagt - einfach vor ein Faktum gestellt. Sie bekam die fertige Formel aus der Hand der Besatzungsmächte überreicht und nahm sie widerspruchslos - das ist ganz ernsthaft und auf keinen Fall ironisch gemeint - als Gabe Gottes, und zwar als die genau richtige und zur rechten Stunde geschenkte, im Empfang. Diese Gabe war eine Aufgabe, für die die Kirche sinnvoll zugerüstet war. Darum stimmte sie der ihr von außen aufgenötigten Formel willig zu, um sie sofort mit einem überraschend neuen Inhalt zu füllen, der ihr aus den Erkenntnissen und Erfahrungen des Kirchenkampfes zugewachsen war. So erhielt die alte kulturkämpferische These von der "Trennung zwischen Kirche und Staat" von seiten der Kirche noch eine dritte eigene Auslegung, die so völlig anders gelagert war, daß die alten Auslegungen, ob sie sich nun positiv oder negativ zur Kirche stellten, wie blind an ihr vorbei ins Leere griffen und ihren Sinn absolut verfehlten. Das lag daran, daß die verhandelnden politischen Mächte es mit einer ihnen noch unbekannten Größe, nämlich einer erneuerten Kirche zu tun hatten. Das lag an dem neuen der Kirche geschenkten Selbstverständnis und der Position, die sie inzwischen unter Spannung, Druck und Leiden gegenüber dem Staate, der Welt und auch der Weltkultur bezogen hatte.

Der Religionsunterricht wurde auf Anordnung der Besatzungsmächte aus der Hand des Staates in die Hand der Kirche gelegt. Ersollte in Berlin in den Schulräumen und während der Schulzeit (in der Ostzone außerhalb der Schulzeit und in Schulräumen nur, wenn keine anderen Räume verfügbar waren) erteilt werden. Als Lehrer kamen nur von der Kirche ausgebildete und beauftragte Kräfte in Frage. Schullehrer durften freiwillig Religionsunterricht im Auftrag der Kirche übernehmen, aber nur außerhalb ihrer Pflichtstundenzahl. Die Anmeldung der Kinder zum Religionsunterricht hatte auf der Basis völliger Freiwilligkeit zu erfolgen. Die Finanzierung war ausschließlich Sache der Kirche. Zu dieser Anordnung, die durch das Schulgesetz von 1948 bestätigt wurde, sagte die Kirche ein volles, zuversichtliches Ja. Sie hat erst später erkannt, in welch ein Wagnis sie damit eingewilligt hatte.

Grundsätzlich aber hat sich an ihrer anfänglichen Haltung nichts geändert. Sie ist nach wie vor davon überzeugt, daß der Staat, wenn er in eigenem Auftrage Religionsunterricht erteilen läßt, ein fremdes Werk tut. Das Christentum, den Kindern nicht aus erster Hand durch die Kirche, sondern aus zweiter Hand durch den Staat vermittelt, verwandelt sich unmerklich in etwas anderes: in ein christliches Fachwissen, in ein Bildungselement, in ein Mittel der Erziehung zur guten Staatsgesinnung oder zur Gemeinschaft u.s.w. - kurzum: in eine völlig frei schwebende christliche Ethik und Weltanschauung, die man sich aus dem Unterricht aneignen und auch so haben kann - ohne Gliedschaft in der Gemeinde und ohne Sakrament. Der staatliche Religionsunterricht schenkt kein Verhältnis zur Kirche. Man mache dazu nur eine Stichprobe, und man wird erstaunt sein, festzustellen, für wie überflüssig zum Christsein die Kirche angesehen wird - bei Schülern und bei Lehrern. Diese sogenannte "christliche Weltanschauung" ist ein Ersatzchristentum, das nicht in der Gemeinde wurzelt und darum auch jederzeit ausgerissen und durch eine

andere Weltanschauung / ersetzt werden kann. Es bedarf dazu nur eines Handgriffs des Staates am Gesetzeshebel - und siehe da: das eine Mal ist die Schule christlich und das andere Mal nichtchristlich - so wie es die politische Mehrheit bestimmt. Diese sogenannte "christliche Weltanschauung" ist ein Pseudochristentum, das dadurch entsteht, daß man vom vollen biblischen Christentum eine ganze Dimension, nämlich die kirchlich-eschatologische wegnimmt oder ignoriert. Auf diese Weise wird das biblische Christentum säkularisiert und zu einem quasi christlichen Ferment und Bindemittel erweicht, durch das eine Welt, die sich noch christlich nennt, aber weithin nicht mehr christlich ist, mit all ihren Institutionen, Schulen, Parteien, Staatsformen usw. zusammengehalten werden soll. Und die Kirche? Aufgeschreckt durch den Zusammenstoß mit den neuzeitlichen totalitären Mächten, hat sie neu gelernt, was Christentum wirklich ist: nämlich die Gegenwart Jesu Christi und die Wirklichkeit seines Reiches in dieser Welt. Gerade in der Zeit der Diskriminierung, der Entmächtigung, Verarmung und Verfolgung hat sie neu erkannt, daß die Kirche Jesu Christi nicht anders als in Spannung mit dieser Welt, die vergeht, verbunden und für die da sein kann; sie hat aber auch in dieser Not- und Gnadenzeit die Kräfte der zukünftigen Welt gekostet - jetzt und hier - und die Realität all' der Antinomien bestätigt gefunden, von denen das Neue Testament voll ist: "Als die Armen und doch Reichen, als die Gebundenen und doch Freien, als die Traurigen und doch fröhlich, als die Sterbenden und doch Lebendigen."

Wenn es sich um die Ausrichtung dieser Botschaft handelt und nicht um die Vermittlung eines Christentums second-hand, also eines Kulturchristentums, dann kann es niemals im Auftrage des Staates, sondern nur unmittelbar durch die Kirche geschehen - auch in der Schule.

Man versteht jetzt, wie willkommen der Kirche die durch die Besatzungsmächte getroffene gesetzliche Regelung des Religionsunterrichts in den Berliner Schulen sein mußte. Es kam jetzt alles darauf an, für die Durchführung des der Kirche erteilten Auftrages wenn nicht das Vertrauen und die Unterstützung, so doch ein loyales Verhalten bei den staatlichen und schulischen Behörden zu erreichen.

30. 8. 1956

*zum Manuskript:
"Zehn Jahre Evang. Schulen"*

*M. Lere J. 7. 10.
M. Lere J. 7. 10.*

Warum Evangelische Schulen in Westberlin?

B. 7. 10.

483

Bei einer Standortbestimmung, also bei der Frage, woher wir kommen, wo wir stehen und wohin wir gehen, können wir im Blick auf das Gebiet der Schulerziehung zwei Namen nicht ausweichen, die wie mit feuriger Schrift in unser Gewissen eingebrannt sind: Auschwitz und Hiroshima.

Auschwitz stellt uns vor die Frage, wie es denn überhaupt möglich war, daß sich eine solche zutiefst antichristliche Bewegung wie der Nationalsozialismus der Seele eines ganzen Volkes bemächtigen konnte, dessen Jugend Generation um Generation christliche Schulen besucht hatte.

Und Hiroshima steht vor unseren Augen als das Flammenzeichen einer zuendegehenden Epoche von rd. 500 Jahren. Damals - um 1500 - glich das sogenannte christliche Abendland einer belagerten Festung. Die damalige antichristliche Weltmacht des Islam drohte es von den Quellen seiner Existenz abzudrosseln. So sind denn die kühnen Fahrten Prinz Heinrich des Seefahrers an der afrikanischen Küste entlang nicht der Abenteuerlust oder einem "europäischen Fernweh" zuzuschreiben; sie gleichen den fahrig, zuckenden Bewegungen eines Erstickenden. Man versuchte dem Islam in den Rücken zu gelangen. Die Rettung war das offene Meer. Und das Wunder geschah: der Seeweg nach Indien wurde gefunden, Amerika, die Inselwelt des fernen Ostens und der letzte Kontinent entdeckt. Gott gab Europa noch einmal eine Chance von Jahrhunderten. Die Tore der Welt standen ihm offen. Heute schließen sie sich wieder zu. Europa wird aus Asien und früher oder später auch aus Afrika ausgetrieben: ein Vorgang, der sich unabwendbar vollzieht und dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie die westliche Christenheit die ihr von Gott geschenkten weltweiten Möglichkeiten ausgenutzt hat. Hat sie je die eigentliche Sendung und Aufgabe,

die mit dieser Gabe Gottes verbunden war, ^{ja} verstanden? Wir fürchten: nein!

V Als Missionsmann denke ^{ich} ^{nicht} gering von der christlichen Weltmission, die zu der Bildung von jungen Kirchen hinter allen Eisernen- und Bambus^{Vorhängen} geführt hat, ^{aber} die Berührung Asiens und Afrikas mit der Mission erfolgte nur punktuell. Auf breiter Basis stießen der Westen und die östliche Welt - wie die Puffer zweier Eisenbahnwagen - vernehmlich auf zwei Gebieten zusammen: der Politik und der Wirtschaft. Und hier war von christlichem Geist wenig oder gar nichts zu spüren. Das Erfahrungsurteil Asiens und Afrikas über die Christlichkeit des christlichen Westens lautet vernichtend.

Und wieder fragen wir uns: Wie hat sich dies alles ereignen können, obwohl die europäische Jugend jahrhundertlang durch christliche Schulen und eine christliche Unterweisung hindurchgegangen ist. Was war das für eine Erziehung, die so wenig ins Leben eingehen und im öffentlichen Leben der sogenannten christlichen Staaten und Völker wirksam werden könnte?

Diese Erwägungen haben uns mehr und mehr an jeder Art von korporativem, kollektivem und institutionellem Christen^{tum} irregemacht. So glauben wir denn auch nicht mehr an die Christlichkeit solcher Schulen, die von Staats wegen christlich sind. Die Durchdringung einer Schule mit christlichem Geist ist für uns ein viel zu subtiler Vorgang geworden, als daß er durch den Druck auf den Gesetzeshebel des Staates ausgelöst werden könnte. Wir glauben vielmehr, daß er allein durch das Wehen des Geistes herbeigeführt werden kann, von dem wir nicht wissen, woher er kommt und wohin er fährt. Damit aber sind wir in den Raum der Kirche eingetreten, in dem die Kraft des Wortes Gottes und des Heiligen Geistes wirksam ist. Wenn darum ein

Staat in seinen Schulen die Erziehung der Jugend im christlichen Geiste ernsthaft wünscht, so sollte er die unmittelbare Zusammenarbeit mit der Kirche in einem echten Mit- und Nebeneinander suchen.

Mit all' diesen Fragen, die uns bedrängen, und für die wir eine Antwort suchen, befinden wir uns mitten im Brennpunkt der Westberliner Schulpolitik, wie sie sich dem Blick der Evangelischen Kirche darstellt. Das bedeutet nicht, daß die Kirche diese Schulpolitik vorgelegt hat; sie ist am Zustandekommen des Berliner Schulgesetzes überhaupt nicht beteiligt worden. Die Besatzungsmächte und die damals zuständigen deutschen Instanzen stellten sie vor eine fertige Tatsache. Die Kirche hat aber - und das ist das Entscheidende - aus einer eigenen Schau und aus einer radikalen Umbesinnung zu diesem Schulgesetz ja gesagt, das eine im Grunde weltliche Schule mit kirchlichem Religionsunterricht und daneben nur ein kleines System kirchlicher Privatschulen vorsieht. Sie hat diesem Umbau des Schulwesens in Berlin zugestimmt, weil sie nicht mehr daran glaubt, daß eine Schule von Staats wegen verchristlicht werden kann. Diese Absage an eine mehr als hundertjährige Illusion ist das Entscheidende. Aus diesem Grunde hat denn auch die Kirche in Berlin nicht den restaurativen Wege beschritten wie Westdeutschland und wieder die christliche Staatsschule gefordert, sei es in der konfessionellen, sei es in der simultanen Form.

So versteht denn ~~1.)~~ ^{ausführt 1.} Die Kirche in Westberlin die öffentliche Staatsschule mit ihren Lehrern, Schülern und Eltern als einen Ausschnitt aus der Welt, wie sie sich auch sonst außerhalb der Schule vorfindet. Sie nimmt diese Schulwirklichkeit ganz ernst - als eine Lebensgemeinschaft, in der Christen, Namenchristen und auch Nichtchristen zusammenleben.

In diese "Welt" trägt sie 2. ³ das Evangelium hinein: nicht aus zweiter Hand ("second-hand") - nämlich des Staates, sondern aus

erster Hand - nämlich der Kirche. Der Religionsunterricht ist aus- schließlich kirchlicher Unterricht ("Christenlehre"), auch ^{dann,} wenn er ^{freiwillig} von Schullehrern gegeben wird, was die Kirche dringend wünscht. Woran der Kirche liegt, ist ein immer stärkerer Einbau des kirchlichen Religionsunterrichts in den ^{Lehrplan} Gesamtunterricht und das Leben der Schule, die Eingliederung des kirchlichen Lehrers (Katecheten) in das Lehrerkollegium und die Möglichkeit, die Schule auch als ^{ein} Ganze, vom Evangelium her, z.B. ^{in den} durch sogenannte ^{Religionsphilosophischen} "Evangelische Schulwochen", anzusprechen: alles Anliegen, die der Westberliner Senat zu erfüllen durchaus bereit ist. Auch dem Wunsche der Kirche, für die Zurechtstellung der staatlichen Lehrer zur Erteilung von Religionsunterricht theologische Dozenten an die Hochschulen zu berufen, hat der Senat Rechnung getragen. "Hoheitsrechtliche" Bedenken können u.E. nicht dagegen geltend gemacht werden. Wenn es rechtlich möglich ist, an staatlichen Hochschulen Pfarrer für den staatsfreien kirchlichen Dienst in den Gemeinden heranzubilden - warum sollte es da nicht tragbar sein, an staatlichen Instituten Religionslehrer für den staatsfreien Religionsunterricht in den Schulen auszubilden? Auch eine Finanzhilfe des Staates für den kirchlichen Religionsunterricht, selbst wenn er eine beträchtliche Höhe erreicht, braucht die Kirche nicht zu scheuen, wenn der Staat den Dienst der Kirche ehrlich will und ihn für die allseitige Erziehung der Schuljugend als fruchtbar und unentbehrlich ansieht.

Und nun endlich 3.4 die Evangelischen Schulen! Sie sind wirklich nur ein Teil des gesamten Westberliner Schulprogramms; nur darum haben wir uns erlaubt, es an dieser Stelle so ausführlich zu entfalten. Man darf die Frage der Evangelischen Schulen in Westberlin nicht isoliert behandeln; sie sind ein wesentlicher Bestandteil der gesamten Westberliner Schulpolitik und haben die unter Punkt 1 und 2 gemachten Aussagen zur Voraussetzung. So darf man ^{sie denn nicht als} ~~er~~

"überflüssigen Luxus" ansehen; sie haben im Gegenteil eine geradezu konstitutive Bedeutung, wenn Kirche und Staat an der grundsätzlichen Neuorientierung ihrer Schulpolitik auch in Zukunft festhalten. Das würde bedeuten, daß hier in Berlin die alte schulpolitische Fragestellung, ob unsere Schulen konfessionelle, christlich-simultane oder weltliche Staatsschulen sein sollen, durch eine völlig neue schulpolitische Konzeption abgelöst worden ist. Das würde bedeuten, daß sich hier in Berlin Staat und Kirche dahin verständigt haben, daß Glaubensziele nicht mit politischen oder staatlichen Mitteln erreicht werden können - entsprechend dem Bischofswort: "In Glaubensfragen keine Kampfabstimmung!" Das würde für Berlin das Ende eines Kultur- und Schulkampfes und den Anfang einer echten, auf freier Vereinbarung beruhenden Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat in der Schule bedeuten - mit einem Wort: einen Schulfrieden, dessen Preis nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

XX (2. Fahnne)
Was soll nun in diesen Neubegründeten Evangelischen Schulen beispielhaft versucht und eingeübt werden? Zunächst die grundlegende Erkenntnis, daß es kein freischwebendes Christentum gibt (etwa als christliche Weltanschauung und Ethik) - ohne die Bindung und Verbindung mit dem Leben der Kirche. So wird denn jede Evangelische Schule es als ihre Aufgabe betrachten, den Zusammenhang mit der örtlichen Gemeinde zu suchen und zu pflegen - und umgekehrt.

Lebendiges Christentum sieht den Umgang mit dem Worte Gottes als die Quelle alles Lebens an. So kann es in einer Evangelischen Schule dazu kommen, daß das Lehrerkollegium gemeinsam Bibelarbeit treibt oder daß sich unter Lehrern, Schülern und Eltern Arbeitskreise um die Bibel bilden. Von entscheidender Bedeutung aber ist es, daß der Alltag einer solchen Schule, das normale Verhalten der Lehrer, Schüler und Eltern untereinander unter dem Anspruch und Zuspruch des Evan-

"überflüssigen Luxus" ansehen; sie haben im Gegenteil eine geradezu konstitutive Bedeutung, wenn Kirche und Staat an der grundsätzlichen Neuorientierung ihrer Schulpolitik auch in Zukunft festhalten. Das würde bedeuten, daß hier in Berlin die alte schulpolitische Fragestellung, ob unsere Schulen konfessionelle, christlich-simultane oder weltliche Staatsschulen sein sollen, durch eine völlig neue schulpolitische Konzeption abgelöst worden ist. Das würde bedeuten, daß sich hier in Berlin Staat und Kirche dahin verständigt haben, daß Glaubensziele nicht mit politischen oder staatlichen Mitteln erreicht werden können - entsprechend dem Bischofswort: "In Glaubensfragen keine Kampfabstimmung!" Das würde für Berlin das Ende eines Kultur- und Schulkampfes und den Anfang einer echten, auf freier Vereinbarung beruhenden Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat in der Schule bedeuten - mit einem Wort: einen Schulfrieden, dessen Preis nicht

XX Eins steht also fest: Die neu gegründeten Evangelischen Schulen in Berlin haben nichts mit der alten christlichen Staatsschule zu tun. Sie sind vom Staat anerkannte kirchliche Privatschulen. Schon durch die Beschränkung auf eine geringe Zahl kommt zum Ausdruck, daß diese Art von Schule niemals die Regelschule werden kann. Sie ist von Haus aus als Beispiel-, Versuchs- oder Übungsschule der Kirche angelegt.

die Quelle alles Lebens an. So kann es in einer Evangelischen Schule dazu kommen, daß das Lehrerkollegium gemeinsam Bibelarbeit treibt oder daß sich unter Lehrern, Schülern und Eltern Arbeitskreise um die Bibel bilden. Von entscheidender Bedeutung aber ist es, daß der Alltag einer solchen Schule, das normale Verhalten der Lehrer, Schüler und Eltern untereinander unter dem Anspruch und Zuspruch des Evan-

geliums steht - ohne fromme Routine und ohne auffällige äußere Zeichen.

Zur Wirklichkeit des christlichen Glaubens gehört es, daß er "in der Liebe tätig" ist. Das würde für eine Evangelische Schule die Mitarbeit und den Einsatz im sozialen und missionarischen Dienst der Kirche bedeuten (z.B. Innere und Äußere Mission, Ökumenische Diakonie, Sammlung für Hungernde in aller Welt) - dort, wo sich eine schulgemäße Gelegenheit dazu bietet. Die Einübung im Opfer gehört dazu.

Es versteht sich von selbst, daß die Evangelischen Schulen auch Leistungsschulen sein sollen, ständig darum bemüht, den besten öffentlichen Schulen nachzueifern. Aber der Sinn und Wert der Evangelischen Schulen erschöpft sich nicht in ihrer Leistungsfähigkeit. Ihre eigentlichste Aufgabe, die sie möglichst anschaulich und überzeugend auch für die andern Schulen mitzulösen haben, ist die rechte Zuordnung von Glauben und Wissen im gesamten Unterrichtsbetrieb. Die Verpflichtung zu diesem stellvertretenden Dienst macht der Blick nach dem Osten besonders dringlich, der die Wissenschaft in Religion und damit in eine Pseudowissenschaft verwandelt und zugleich für die Religion den Nachweis der Wissenschaftlichkeit fordert und sie damit zur Pseudoreligion herabwürdigt.

Evangelische Schulen in Westberlin, dicht an der Zonengrenze, im Spannungsfeld der weltanschaulichen Gegensätze zwischen Ost und West: sie haben - nicht isoliert, sondern eingeordnet in das gesamte, oben entwickelte Westberliner Schulprogramm ihre besondere Zukunftsbedeutung. Sollen die ehemals nationalsozialistischen Schulen, die pausenlos in Bekenntnisschulen des Atheismus und dialektischen Materialismus verwandelt worden sind, bei einer Wiedervereinigung Deutschlands rein mechanisch durch eine Umschaltung des Gesetzes-

hebels wieder in christliche Bekenntnis- oder Gemeinschaftsschulen zurückverwandelt werden? Das wäre absurd! Sinnvoll für eine Neuordnung des Schulwesens im wiedervereinigten deutschen Osten wäre aber sehr wohl eine Schulpolitik, wie sie in Westberlin seit dem Kriege in vertrauensvoller Zusammenarbeit der staatlichen mit den kirchlichen Stellen gewachsen ist und bereitgehalten wird.

Endlich ein letztes: wir nannten die Evangelischen Schulen in Berlin Beispiel-, Versuchs- und Übungsschulen. Das alles sollen sie vor allem für die Kirche selber sein. Bei der heutigen Differenzierung und weitgreifenden Arbeitsteilung auf allen Gebieten, also auch in der Schule, muß schon die Kirche selber "Schule halten" und sich die erforderliche Kenntnis der Grundsatz-, Sach- und Personalprobleme in der Praxis erwerben, um sachkundig in der Schulpolitik mitzusprechen. Also auch aus diesem Grund: Evangelische Schulen in Berlin!

Hans L o k i e s

6.10.58
Lo./Ja.

Der Religionsunterricht in der Ostzone ist nach dem Grundsatz einer radikalen Trennung zwischen Kirche und Staat geordnet. Er ist dort ausschliesslich Sache der Kirche und wird ausserhalb der Schulzeit und (abgesehen von Sonderfällen) in Schulräumen nur erteilt, wenn keine anderen Räume dafür zur Verfügung stehen. Der Gesamtcharakter der Schule ist der einer "Bekenntnisschule des dialektischen Materialismus".

In Westdeutschland sind die Schulen in überwältigender Mehrheit "christliche Gemeinschafts- oder Bekenntnisschulen". Der Religionsunterricht ist als ordentliches Lehrfach eine Veranstaltung der öffentlichen Schule, auch wenn die Kirche das Recht der Einsichtnahme oder Aufsicht ausübt.

Berlin steht zwischen Ost und West. Die Grundlage für die Berliner Schulen bildet nicht nur für Ost-, sondern auch für West-~~berlin~~ das Schulgesetz vom Juni 1948, obwohl es auf der Westberliner Seite durch zwei Schulnovellen hinsichtlich des Schulaufbaues (z.B. 6 statt 8 Grundschuljahre) und des Religionsunterrichts umwälzende Veränderungen erfahren hat. Trotzdem ist es das einzige Gesetz geblieben, das auch nach der Spaltung Groß-Berlins Gesetzeskraft für das gesamte Stadtgebiet besitzt.

Die Berliner Schule darf ihrem Charakter nach als eine Gemeinschaftsschule betrachtet werden, die von christlichen und nicht-christlichen Schülern besucht wird und in der christliche und nicht-christliche Lehrer unterrichten. Neben der Antike, dem Humanismus und den modernen freiheitlichen Gesellschaftsbewegungen soll auch "das Christentum" bestimmenden Einfluss haben. Das trifft für die Praxis der Ostberliner Schule nicht mehr zu; es ist unverkennbar, daß sie sich mehr und mehr dem Schultyp der Ostzone angleicht und sich damit unter Bruch des bestehenden Gesetzes zur kommunistischen

Bekenntnisschule wandelt.

Nach dem Berliner Schulgesetz ist der Religionsunterricht Sache der Kirche. Er wird aber durch kirchliche Kräfte oder Lehrer, die sich freiwillig dazu melden, in den Schulräumen und während der Schulzeit erteilt. Raum, Licht und Heizung stellt die Schulbehörde unentgeltlich zur Verfügung. Die Anmeldung zum Religionsunterricht erfolgt völlig freiwillig. Von Anfang an meldeten sich 87 % aller evangelischen Schulkinder in Ost- und Westberlin bei der Kirche an.

Nach der Teilung Berlins hatte es die Kirchliche Erziehungskammer mit dem kommunistischen Hauptschulamt Ost und einem sozialistischen Hauptschulamt West zu tun. Sie legte grundsätzlich Wert darauf, mit beiden Schulämtern in einem ständigen, engen Kontakt und Gespräch zu bleiben. In der Hauptsache ging es dabei um technische Fragen (Einbau des Religionsunterrichts, Raum- und Zeitfragen); aber es kam auch immer wieder zu einer grundsätzlichen Aussprache, im besonderen aus Anlass von Taktlosigkeit einzelner Lehrer oder auch von direkten Angriffen auf die Christenlehre. Beiden Hauptschulämtern darf die Kirche das Zeugnis geben, dass sie bemüht waren, ihr gegenüber loyal zu verfahren. Mißstände wurden beseitigt, berechnete Forderungen der Kirche in einer korrekten Weise erfüllt. Das ändert nichts an der Tatsache, dass in Ostberlin die inneren Spannungen ständig zunahmen und auch heute noch zunehmen.

Anders in Westberlin. Hier lagen zunächst alle Schlüsselstellungen der Schulverwaltung in Händen von sozialdemokratischen Amtsträgern, von denen nur ein kleiner Bruchteil der Kirche nahe stand. Die meisten von ihnen teilten das in ihrer Partei traditionelle Mißtrauen gegen die Kirche und ihre "Machtstreben". Die Furcht, dass sich die Kirche wieder Machtpositionen in der Schule zurückerobern könnte, stand fühlbar hinter allen Verhandlungen, die die

Evangelische Kirche mit den Vertretern der Schulbehörde führte. Aber die Kirchliche Erziehungskammer wurde nicht müde, diesem fast unüberwindlichen Mißtrauen mit einem persönlichen und mehr und mehr glaubwürdigeren Zeugnis entgegenzutreten, dass das Wesen der Kirche in dieser Welt eben nicht Macht, sondern Ohnmacht, diese Ohnmacht aber ihre Stärke ist. Die Karikatur von Kirche, die in allen Köpfen spukte, erfuhr dadurch, dass die Vertreter der Kirche unablässig nach einer Verständigung suchten, ohne Kompromisse zu schließen, eine unmerkliche und doch entscheidende Korrektur, die dann auch zu praktischen Konsequenzen führte.

War man auch in Westberlin anfänglich von dem Grundsatz einer fast chemischen Scheidung von Kirche und Schule ausgegangen, so kam es nach Jahren der Zusammenarbeit und gerade deswegen, weil die Kirche eine kompromißlose Haltung einnahm, am 9.11.1950 zu gemeinsam formulierten Richtlinien, die der absoluten Trennung von Kirche und Staat in der Schule den Abschied gaben. Hier sind die erstaunlichen Sätze zu lesen: "Diese Regelung stellt eine Abgrenzung der Arbeitsbereiche zwischen Schule und Kirche dar, nicht aber einen Verzicht auf die Werte des Christentums Der Religionsunterricht und die Bildungsarbeit der Schule haben ein gemeinsames Ziel" Für Aussen- und Fernstehende mag dies wie eine Selbstverständlichkeit und ein Allgemeinplatz klingen; wer aber an dieser Wegstrecke von 1945 bis 1950 verantwortlich mitgearbeitet hat, spürt heute noch unter seinen Füßen den Ruck, mit dem damals der schulpolitische Weg in Westberlin eine Wende vollzog. Wer die Anfänge kennt, wird auch die jetzt im Rückblick überaus bescheiden anmutenden Erleichterungen für den Religionsunterricht und den Religionslehrer zu schätzen wissen, die jene sogenannten May'schen Richtlinien brachten:

- a) Berücksichtigung der "Werte des Christentums" im Gesamtunterricht,

- b) Erziehung zu gegenseitiger Toleranz (nicht im Sinne einer farblosen Gleichmacherei, sondern der Bemühung, auch die abweichende Haltung des Mitmenschen zu verstehen und zu achten),
- c) Sorge des Schulleiters für die äussere Ordnung auch im Blick auf den Religionsunterricht,
- d) Zuweisung von Schulräumen für den Religionsunterricht in gleicher Weise wie für jeden anderen Unterricht,
- e) unentgeltliche Hergabe von Schulräumen für christliche Andachten (Morgenwachen, Feierstunden und dgl.),
- f) für die Katecheten Zuerkennung des Rechts, das Lehrerzimmer zu benutzen und an Lehrerkonferenzen und an Elternausschüssen als Gäste teilzunehmen,
- g) Einsichtnahme in die Schülerkartei.

Eine Forderung der Kirche blieb unerfüllt: die Aufhebung der Bestimmung im Schulgesetz, die die Religionsstunden nur auf die Eckstunden verweist, obwohl die Praxis in der Mehrzahl der Schulen schon längst dahin geführt hatte, dass die Schulleiter die Religionsstunden stillschweigend in den Stundenplan einbauten.

Diese Richtlinien wurden der Öffentlichkeit bekanntgegeben in dem Augenblick, als ganz Westberlin zur Wahlurne schritt, um eine neue Regierung zu bilden. Die christlich eingestellten bürgerlichen Parteien machten der Kirchlichen Erziehungskammer aus dem Zusammentreffen dieses Umstandes den Vorwurf, dass sie ihrem Wahlkampf, der sich gerade auch "die Verchristlichung" der Berliner weltlichen Schule zum Ziel gesetzt hatte, in den Rücken gefallen sei. Das trifft insofern nicht zu, als die Richtlinien erarbeitet wurden, längst ehe man an Wahlen dachte. Andererseits entspricht es den Tatsachen, dass die Kirchliche Erziehungskammer in einem dramatischen Augenblick die ihr nahestehenden und befreundeten Vorstandsmitglieder der Berliner CDU gebeten hat, Fragen des Glau-

bens (wie z.B. der "Verchristlichung" der Schulen und des Religionsunterrichts) nicht zum Gegenstand eines parteipolitischen Kampfes zu machen.

Aus den Wahlen gingen die CDU und die FDP mit einer geringen Mehrheit hervor und bildeten mit der SPD eine Koalitionsregierung, die zum Senator für das Volksbildungswesen eine überzeugte christliche und am kirchlichen Leben höchst aktiv beteiligte Persönlichkeit berief: Professor Dr. Tiburtius. Es zeigte sich sehr bald, daß die Personalbesetzung des Hauptschulamtes mit einigen wenigen Veränderungen im grossen und ganzen dieselbe blieb, sodass sich der neue Senator für vor die schwierige Aufgabe gestellt sah, Neuerungen möglichst im Rahmen des Bestehenden durchzuführen. So kam es bereits am 16.12.51 zu den "Ergänzenden Bestimmungen" für die Durchführung des Religionsunterrichts, die einen erheblichen Fortschritt über die bisher erschienenen Richtlinien darstellen. Sie gestatten und regen an:

- a) den gegenseitigen Unterrichtsbesuch von Lehrern und Katecheten,
- b) die Bestellung von kirchlichen Vertrauenslehrern in jeder Schule,
- c) den Einbau der Religionsstunden in den Stundenplan, wenn der Schulleiter es für möglich hält,
- d) die Anbringung von "Hinweisplakaten" an sichtbarer Stelle, um die Anmeldung von Schülern zum Religionsunterricht zu erleichtern (bisher durfte die Anmeldung nur ausserhalb der Schule bei der Kirche erfolgen).

Die folgende Zeit stand Westberlin im Zeichen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Angleichung an Westdeutschland. Die Kulturpolitik der beiden bürgerlichen Parteien ging darauf aus, auch das gesamte Berliner Schulwesen mit den westdeutschen Verhältnissen gleichzuschalten. Den ersten Schritt dazu stellt die erste sogenannte "Schulnovelle" dar, die unter Aufrechterhaltung des gel-

tenden Schulgesetzes den äusseren Schaulaufbau umgestaltete. In einer zweiten Schulnovelle sollte dann die Frage des Religionsunterrichts geklärt werden. Die CDU stellte einen Initiativantrag, der für die gesamte Westberliner Schule eine christliche Grundlage und den Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach forderte.

Nun kommt es zu Gesprächen zwischen den beiden christlichen Kirchen untereinander und mit der CDU und FDP, im Laufe deren die CDU den Wortlaut ihres Initiativantrages wiederholt abändert. Man einigt sich darüber, dass der Religionsunterricht nach wie vor im Auftrage der Kirche erteilt werden soll und verzichtet auf eine formulierte Änderung des Paragraphen, der den Schulcharakter bestimmt. Ganz zuletzt gelingt es der FDP, eine Formel zu finden, mit der sich auch die SPD zufrieden geben könnte. CDU und FDP beschließen, einen gemeinsamen Ergänzungsantrag zu stellen mit der Forderung, dass der Religionsunterricht als ein "den ordentlichen Lehrfächern gleichgestelltes Wahlfach" anerkannt wird. Er soll nach wie vor im Auftrage der Kirche von staatlichen und kirchlichen Lehrkräften erteilt werden. Die gesamten Kosten des Religionsunterrichts ^{würde} trägt automatisch der Staat. ^{tragen} Die Kirchliche Erziehungskammer, die das Bemühen der beiden bürgerlichen Parteien um eine Verständigung zu würdigen weiß und zu dem Urteil kommt, dass ihnen ein weiteres Entgegenkommen nicht möglich ist, er bietet sich, der SPD die Annahme ihres Antrages nahe zu legen. Aber in einem Gespräch zwischen Vertretern der Evangelischen Kirche und der SPD macht diese Partei ihrerseits ein sachliches Angebot, wonach sie sich verpflichtet, 1. den Lehrern die Religionsstunden, die sie geben, auf ihre Pflichtstunden anzurechnen und 2. erhebliche Zuschüsse für den Religionsunterricht zu zahlen. Die Voraussetzung dafür ist die Forderung, dass der Religionsunterricht weder ein ordentliches Lehrfach noch ein Wahlfach wird und damit

in die Zuständigkeit des Staates übergeht, sondern - wie es ^{bisher/}ja/auch die Kirchliche Erziehungskammer mit großer Entschiedenheit gefordert habe - ausschliesslich eine kirchliche Angelegenheit bleibt.

Die Vertreter der evangelischen Kirche geben den beiden Koalitionsparteien von diesem Angebot unverzüglich Kenntnis und ersuchen sie, sich jetzt zu ⁸Dritt zusammenzusetzen und über den ganzen Fragenkomplex zu einigen. Sie berufen sich dabei auf eine Weisung ihres Bischofs D.Br. Dibelius, der in einer Besprechung mit Vertretern aller drei Parteien erklärt hat, dass er in der Frage des Religionsunterrichts als einer Glaubensfrage keine Kampfabstimmung wünsche.

So kommt es denn nach leidenschaftlichen Auseinandersetzungen im Volksbildungsausschuss des Senats und in der Abgeordnetenversammlung schliesslich zu einem echten Kompromiss zwischen allen drei Parteien. Das Abgeordnetenhaus beschließt am 5.8.52 die Zweite Novelle zum Berliner Schulgesetz, die für den Religionsunterricht in den Westberliner Schulen folgende wichtige Punkte enthält:

- a) Der im § 3 vorgesehene Erziehungsbeirat beim Senat erhält einen erweiterten Aufgabenkreis. Es ist vorgesehen, dass in diesem Erziehungsbeirat auch die Kirchen vertreten sind.
- b) Auftrag und Leitung des Religionsunterrichts bleiben nach wie vor bei der Kirche. Lehrer dürfen ihn jetzt bis zu ^{Religionsstunden} 4 Stunden in der Woche im Rahmen ihrer Pflichtstunden erteilen.
- c) Die viel umkämpften Eckstunden fallen; der Religionsunterricht darf in den Gesamtstundenplan eingebaut werden. Die nicht am Religionsunterricht teilnehmenden Kinder brauchen während der Religionsstunden nicht anderweitig beschäftigt zu werden.
- d) Das Anmeldeverfahren wird vereinfacht. Die Anmeldungen zum Religionsunterricht können auch beim Schulleiter abgegeben werden.
- e) Die Stadt zahlt zur Durchführung des Religionsunterrichts Zuschüsse (im laufenden Etatjahr etwa die Hälfte der Gesamtkosten in

Höhe von 1 1/4 Millionen Westmark). Diese Zuschüsse werden von Jahr zu Jahr neu festgesetzt.

Durch eine Durchführungsverordnung, die bereits am 1.4.d.s.Js. in Kraft trat, gelten die Katecheten in allen öffentlichen Schulen als Mitglieder des Lehrerkollegiums und nehmen an den ordentlichen Lehrerkonferenzen teil. Eine weitere Durchführungsverordnung sieht die Bereitstellung von Haushaltsgeldern zur Beschaffung von freien Lernmitteln auch für den Religionsunterricht vor (je Kind und Jahr DM 1.--).

Alle diese Bestimmungen stellen geradezu eine Neuordnung des Religionsunterrichts im Rahmen des Westberliner Schulwesens dar. Sie ist den Bemühungen aller drei an der Regierung beteiligten Parteien zu danken und bedeutet für beide Kirchen nicht nur eine finanzielle Entlastung, sondern auch eine bessere Möglichkeit zu fruchtbarer Arbeit.

L o k i e s

23.10.1952.

andere Autoren

Indien und Mission

Möglichkeit und Sinn einer heimatlichen Missionspredigt.

P. Lic. Walter Holsten.

In der Missionsliteratur wird immer wieder der Ruf laut nach mehr Missionspredigt, nach starker Berücksichtigung der Mission in der Predigt und nach einer immer noch ausstehenden Missionshomiletik. Diesem Ruf entspricht die gleichzeitig erhobene Klage über zu wenig Missionspredigt, über die mangelnde Berücksichtigung der Mission in der Predigt und das Fehlen einer Missionshomiletik. Ist ist vielleicht der der Missionslehre von Gustav Warneck zugeschriebenen Klassizität zu danken, dass in diesem wie in anderen Punkten Einhelligkeit herrscht zu wissen seiner 1892 ff. erschienen Missionslehre und der 1935 erschienen Missionswissenschaft von H.W. Schomerus. Diese Einhelligkeit besteht auch im wesentlichen zwischen den verschiedenen Auflagen des Missionshomiletischen Hilfsbuches von Johannes Hesse "Die Mission auf der Kanzel", das zuerst 1889 erschien, zuletzt in durchgreifender Neubearbeitung von G. Hermeling und W. Rösler 1930. Die Neubearbeitung greift offenbar nicht zu tief durch, dass sie die Tradition durchbräche und zu grundsätzlicher Tiefe durchstieße, sie wiess wesentlich bedingt nur durch die durch den Weltkrieg und Friedensschluss veränderten Arbeitsbedingungen und Arbeitsfelder der Mission und die durch die gleichen Ereignisse hervorgerufene neue Lage der Kirche in Deutschland. Dagegen weist weder die Neubearbeitung dieses Missionshomiletischen noch die neueste Darstellung der Missionswissenschaft hin auf die viel tiefer greifende Wandlung, die in der Theologie und ihrer Homiletik geschehen ist durch die Neugesinnung auf ihre Grundlage, durch die Umkehr zum reformatorischen Verständnis der heiligen Schrift. Wenn diese innerste und tiefste Wandlung von der Missionslehre ignoriert werde und auf sie ohne merklichen Einfluss bleiben könnte, so muss der theologische Charakter einer solchen Missionslehre und die theologische Begründung einer Missionspredigt und Missionshomiletik, wie sie in solcher Missionslehre gefordert wird, fragwürdig werden. Es erwacht der Verdacht, dass eine theologische Begründung der Forderung einer Missionspredigt und Missionshomiletik überhaupt fehlt, dass der Begriff der Missionspredigt gebildet ist lediglich von den vermeintlichen praktischen Bedürf-

nissen des Missionsbetriebes, ohne Rücksicht auf das theologisch zube-
 stimmende Wesen der Predigt. Es könnte sein, dass auf diese Weise das
 Verständnis der Predigt bestimmt und verfälscht wäre durch den beherrschenden
 Gesichtspunkt der praktischen Bedürfnisse des Missionsbetriebes, speziell
 der heimatlichen Werbearbeit, und auf der anderen Seite durch die theologische
 Besinnung auf das Wesen der Predigt die Möglichkeit der Missionspredigt
 überhaupt bestritten werden müsste. In der Tat ist es so, dass, wie die in
 der Missionslehre geforderte Missionpredigt die theologische Begründung
 und homiletische Besinnung vermissen lässt, so die theologische Homiletik
 das Problem der Missionspredigt so gut wie garnicht behandelt hat. Falls
 nun aber die Möglichkeit der Missionspredigt in jenem untheologischen Sinne
 theologisch bestritten werden muss, so ist damit die Frage noch nicht ent-
 schieden, ob Missionspredigt überhaupt unmöglich sei. Wenn in den untheolo-
 gischen traditionellen Verständnis der Missionspredigt das Verständnis der
 Predigt bestimmt wurde durch die praktischen Bedürfnisse des Missionsbetriebes
 so wäre auch ein Begriff der Missionspredigt denkbar, in welchem umgekehrt das
 Verständnis der Mission bestimmt würde durch den theologisch-homiletischen
 Begriff der Predigt, sodass nach der radikalen Infragestellung des tradi-
 tionellen Begriffs der Missionspredigt zu fragen wäre, in welchem Sinne
 es echte Missionspredigt geben könne.

Wir suchen das vorliegende Problem durch zwei weitere Überlegungen ein wenig
 schärfer zu fassen. Zunächst gilt es zu sehen, dass, solange der Begriff der
 Missionspredigt unkritisch genommen, die Möglichkeit der Missionspredigt
 fraglos angenommen wird, einer der vielen Fälle von Bändestrich-Theologie
 vorliegt. Damit ist die Gefahr gegeben, dass die Verbindung, in die da Predigt
 und Mission gesetzt werden, in der Art von Mittel und Zweck verstanden werde
 und der eigene Zweck der Predigt verloren ginge. Diese Gefahr könnte nur ver-
 mieden werden, wenn der Begriff der Mission so gefasst würde, dass er sich
 mit dem eigen Zweck der Predigt deckt oder in ihr enthalten ist. Zum andern:

Das Missionshomiletische Handbuch trägt - im Sinn des Handbuches und der tradi-
 tionellen Missionslehre mit recht - den Titel: die Mission auf der Kanzel.

Gemeint und gefordert ist damit, dass das Missionswerk, namentlich in der Gestalt, wie es in der Neuzeit betrieben wird, Gegenstand der Verkündigung sei. Hier zeigt sich der Bindestrich als akute Gefahr. Neben das Wort Gottes tritt als Inhalt der Verkündigung das Werk der Mission. Damit ist grundsätzlich die Möglichkeit gegeben, auch andere menschliche Werke oder irdische Gegebenheiten zum Gegenstand der Predigt zu machen, zumal wenn man solche Werke oder Gegebenheiten als heilig bezeichnen geneigt ist (wie etwa Heldentaten oder Volkstum). Dieser Konsequenz entgeht man auch dann nicht, wenn man Wort Gottes und Werk der Mission versteht als Zeugnis von den grossen Taten Gottes in der Vergangenheit und in der Gegenwart oder die Missionsgeschichte als Fortsetzung der Apostelgeschichte. Damit ist der qualitative Unterschied zwischen Missionsgeschichte und Apostelgeschichte übersehen, man kann die Missionsgeschichte an die Apostelgeschichte in dieser Weise nur heranrücken, wenn man die Apostelgeschichte von vorn herein als Missionsgeschichte b.z. missversteht. Das ist natürlich möglich. Aber als Glied des Kanons will sie Anrede, Anspruch und Zuspruch Gottes sein. Missionsgeschichte aber ist der Bereich dessen, was unter diesem und durch diesen Anspruch und Zuspruch geschieht und wird. Da aber in der Predigt der Anspruch und Zuspruch der heiligen Schrift weitergegeben und vernehmbar gemacht werden will, kann Missionsgeschehen niemals Inhalt der Predigt sein wie das Zeugnis der heiligen Schrift. Da ferner dasjenige, was unter dem Anspruch und Zuspruch im Mission geschehen wird, ein verborgenes Geschehen ist, so kann das Missionsgeschehen auf keinen Fall in derselben Direktheit als Gottesgeschehen, als Tat Gottes bezeugt werden wie das offenbare Offenbarungsgeschehen. Endlich: wenn die Predigt als Wort Gottes Anspruch und Zuspruch ist, so bin immer ich selbst gemeint ("Du bist der Mann"), bin ich gestellt, zur Rede gestellt und muss Rede und Antwort stehen. Mea res agitur. Missionspredigt aber (im traditionellen Sinne) ist Rede in der dritten Person , auch wenn dieses Reden auf mich abzielt, dass ich mich nämlich irgendwie an der auf diesem dritten gerichteten Mission beteilige. In der Missionspredigt (im untheologischen Sinne)

ist von den Heiden die Rede, in der rechten Predigt wird mir mein Platz bei den Heiden angewiesen. Sie redet nicht von den Heiden, ihren Tugenden oder ihren Greueln, ihrer Bekehrung oder Verstoekung und dergleichen, sie redet uns Heiden an. Die Schrift-predigt kan keinen Augenblick ausser Acht lassen, dass wir von Natur, als Nichtjuden, Heiden sind und als Christen Christen aus den Heiden und nicht aus den Juden sind. Sie kann ebenso wenig wie die Schrift an der fundamentalen heilsgeschichtlichen Unterscheidung vorbeigehen, die nur Juden und Heiden kennt, und die da bleibt, auch wenn aus Juden und Heiden etliche gläubig werden. Es lässt sich also wohl der Gegensatz bilden: wir Christen(nämlich aus den Heiden) und die Juden, aber niemals der andere: wir Christen und die Heiden. Wenn nun die Predigt immer nur uns Heiden anreden, nicht aber von den Heiden in der dritten Person reden kann, so scheint es an also Missionspredigt im traditionell untheologischen Sinne unmöglich oder umgekehrt: jede rechte Predigt ist Missionspredigt im biblisch-theologischen Sinne, aber der Begriff einer Missionspredigt, die von der gewöhnlichen spezifisch unterschieden wäre, kann, so scheint es zunächst, von hier aus nicht gewonnen werden. Es liegt jedoch in dem bisher Gewonnen bereits der Ansatz zu einem neuen Verständnis und einer neuen Möglichkeit von Missionspredigt vor. Auf der einen Seite sind wir unter dem heilsgeschichtlichen Gesichtspunkt der grundlegenden Unterscheidung von Juden und Heiden mit allem, was nicht Jude ist, zusammen geschlossen als Heiden. Wenn also die landläufige Unterscheidung: wir Christen und wir Heiden ersetzt werden muss durch die andere: Israel und die Heiden, so ist auf der anderen Seite damit die Unterscheidung von Christen und Heiden nicht eliminiert, aber in ihrer Geltung und Bedeutung grundlegend verändert. Wir Heiden sind eine darin, dass wir nicht in Erfüllung längst gegebener und verbindlicher Verheissungen wie Israel, sondern aus Gottes freien Erbarmen zu seinem Volk, in das Reich seinen Sohnes gerufen werden. Aber wir Christen(aus den Heiden) sind dadurch von den "Heiden" unterschieden, dass uns dieser Ruf erreicht hat und fortwährend erreicht und an die anderen erst noch ergehen und ihnen vernehmbar gemacht werden muss. Wir sind also auf der einen Seite mit den Heiden grundlegend solidarisch erklärt worden,

und diese Solidarität scheint diese spezifische Missionspredigt unmöglich zu machen. Aber eben diese Solidarität begründet auf der andern Seite wieder Missionspredigt, die Predigt bleiben kann. Denn diese Solidarität wisst uns mit der Botschaft von dem göttlichen Erbarmen, dass und widerfahren ist und täglich widerfährt, und auf das wir als ständige Bettler angewiesen bleiben, zu den Brüdern, denen, durch unser Erbarmen, dass gleiche göttliche Erbarmen bezeugt werden und beschenken will. In diesem Sinne kann, unter voller Wahrung der grundlegenden Solidarität von uns Heiden mit den Heiden die Rede sein, ohne dass dem "tua res agitur", der Predigt als Anspruch und Zuspruch etwas abgebrochen zu werden brauchte.

Wir haben die bisherigen Gedankengänge entwickelt aus den allgemeinsten Beobachtungen, die man in der Missionsliteratur auf den ersten Blick, gewissermassen beim Durchblättern machen kann. Es könnte jedoch sein, dass auf diesen Blättern manches steht, was den ersten Eindruck, wenn auch nicht Lügen strafen, so doch modifizieren kann. Mit anderen Worten: es könnte in den genannten Darstellungen der Missionslehre und Homiletik etliches stehen, was jene allgemeinsten Beobachtungen nicht erwarten lassen, was aber ein echter theologischer Ansatz für die Behandlung des Problems der Missionspredigt sein könnte, der nur nicht zur Auswirkung gekommen wäre.

Für Gustav Warneck steht die Missionspredigt - neben dem Jugendunterricht - im Dienst der Erziehung zu Missionarischer Aktivität. Diese Erziehung soll durch Einführung in die Missionsgedanken der Bibel und durch Bekanntmachung mit missionsgeschichtlichen Tatsachen geschehen. Damit die Mission nicht als unverbindliche Liebhaberei besonders Interessierter erscheine, sondern als "die ganz ordinäre Pflicht gegen ein im Wesen - im des Christentums liegendes Gebot Christi", sind stets die Missionsgedanken der sonntäglichen Perikopen oder freien Texte herauszustellen, so, dass der Nachweis geführt wird, dass der Missionsgedanke mit den Zentralwahrheiten und Zentralpflichten des Christentums im engsten Zusammenhang stehe und das Werk der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Nichtchristlichen Völkern verstanden wird als

" die selbstverständliche Betätigung des rechten Verständnisses der weltumfassenden christlichen Heilsveranstaltung, des gesunden Glauben Gehorsams, des natürlichen Zeugnistriebes, der barmherzigen Menschenliebe." Wenn nun auch auf biblische Missionsgedanken das Haupt gewicht gelegt wird, so soll die Predigt ja neben doch eine reiche Fülle missionsgeschichtlicher Tatsachen bieten. Diese Forderung erhält eine vermeindlich biblische Fundierung! Das Neue Testament enthält ein ganzes Buch, das Missionsgeschichte ist, und dieses Buch bildet einen wesentlichen Bestandteil des neutestamentlichen Kanons. Die Missionsgeschichte, auch die der Gegenwart, ist aber nichts anderes als eine Fortsetzung der Apostelgeschichte, und durch diese Qualität ist ihre Verwertung auch zur Erbauung der Gemeinde in dem ordentlichen Gottesdienst kanonisch legitimiert. Gott redet bis auf den heutigen Tag zu uns auch durch Taten und Kenntnis und Verständnis dieser Taten ist in der Gegenwart von ganz ähnlicher Bedeutung für das missionarische Handeln wie die göttlichen Führungen in der urchristlichen Zeit für die Apostel es gewesen sind."

Damit ist so deutlich wie möglich ausgesprochen, dass jenes und zwoehen dem Missionsgedanken der Bibel und den Missionsgeschichtlichen Tatsachen in seine buchstäblichen Ernst zu verstehen ist. Das angebliche Übergewicht der ersteren gegenüber den letzteren ist kaum anders zu werten als das Verhältnis von Schrift und Tradition b. z. kirchlichen Lehramt in der römischen Kirche. Die Missionsgeschichte bekommt eine kanonische Stellung. Sie gilt nicht nur als Arsenal von illustrationen biblischer Texte oder exemplar christlichen Glaubens- und Gemeindegelbens, sondern liefert Ergänzungen zu den also wohl ergänzungsbedürftigen biblischen Missionsgedanken. Warneck liess aus ihr ab, 1. das es Zeit ist, 2. das es Nottut; 3. das es nicht vergeblich ist, Mission zu treiben. Die Mission erhält also zunächst und vor allem eine ergänzende Begründung durch die "Fülle der Zeit". Es ist nunüberaus charakteristisch, wie dieser Begriff der Fülle der Zeit verstanden und gewonnen wird. Dem grundsätzlichen Verhältnis von Apostelgeschichte und Missionsgeschichte entsprechend wird neben der Fülle der Zeit in die das in der

Offenbarung bezeugt Heilsgeschichte mündet, die Fülle der Zeit gestellt, die aus der Weltgeschichtlichen Entwicklung ge erschlossen wird. Wie die Fleischwerdung des Wortes vorbereitet ward durch manehmal und mancherlei Weise ergangene Offenbarung, so ist die Weltmissionarische Sendung vorbereitet durch weltgeschichtliche Entwicklung (wie etwa geographische Entdeckungen, technische Erfindungen, Weltverkehr, Kolonialpolitik und anderes), die für wirkliche Weltmission mehr und mehr Möglichkeiten, nämlich "Wegbahnungen und Türöffnungen" schufen, die ihrerseits, wenn sie parallel der Heilsgeschichte providentialenell verstanden werden, selbst die Weltmission gebieten. Es tritt als neben das Gebot Christi das Gebot der Stunde, und Warneek hat infolge dessen dem Kapitel über die biblische Begründung der Mission neben anderen auch eines über die geschichtliche Begründung hinzugefügt, in welchem er von der "Veranlagung der Weltgeschichte auf die Mission", der "Fülle der Zeit von den Weltgeschichtlichen Türöffnungen", der "Präparation der Missions-gemeinde" usw. spricht. Alles aber ist von grösster Bedeutung für das Verständnis der Missionspredigt. Es tritt hier nämlich an die Stelle des Rufes zur Entscheidung, der in der Predigt ergehen muss, die Geschichtsphilosophie. Es tritt an die Stelle des Rufes zum Gehorsam des Glaubens das Argumentieren mit einer Mehrzahl von Gründen, Gedanken, Wahrheiten, Folgerungen, die zur missionarischen Aktivität nötigen sollen. Es wird eben damit der Nachweis nicht erbacht, dass die Mission vom Zentrum des Christentums unablässig sei. Das ist nur dort der Fall, wo die Predigt eo ipso als Missionieren verstanden wird, wo sie mir Heiden als Gottes Anspruch und Zuspruch begegnet. Wo die Predigt aber in diesem Sinne eo ipso Missionspredigt ist, nicht missioniert, da erst kann sie wirken, was nach Warneek ihr Zweck ist: missionarische Aktivität. Aber das dann nicht mehr Zweck, zudem sie das Mittel wäre, sondern selbstverständliche Frucht. Denn allerdings widerfährt mir das Erbarmen Gottes, dass mir in der Predigt begegnet, so, dass es mich in Dienst nimmt an den Brüdern, die es nicht minder als mich sucht, so zwingen, aber nicht mit fremdem Zwang, sondern innerstem Drang, dass es

es keiner weiteren Motive bedarf. Ist aber die Mission gegeben mit der Verkündigung des Wortes Gottes und dem antwortenden Glauben, dann steht das Reden von der Mission nicht mehr im Banne einer Auffassung der Mission, der die Sendungsveranstaltungen der neuzeitlichen Mission als im Grunde einzig legitime erscheinen, sodass mit der Möglichkeit und Inzisionierung solchen Missionsbetriebes die Weltmission stehe und falle. Es ist vielmehr die Gewissheit gegeben, dass sie geschieht, auch wo etwa durch die Ereignisse dieser Missionsbetrieb unmöglich würde. Ja es könnte dann sogar ohne Schaden anerkannt werden, dass solcher Missionsbetrieb garnicht einmal normal, sondern nur ein zu überwindender Notbehelf wäre. Die Urteile über die Mission samt den Aussagen der gesamten Missionswissenschaft sind dann nicht mehr an solchem Betrieb zu orientieren. Bei solcher Gründung der Mission aber allein in dem Worte Gottes und dem Glauben, der von diesem Wort allein gebannt ist, werden die geschichtlichen Umstände, unter denen die Mission zu geschehen hat, zweitrangig. Sie übersieht gewiss nicht "Wegbahnungen und Türöffnungen", aber verschliesst noch weniger die Augen vor solchen Vorgängen und Entwicklungen die im Gegenteil Wegversperrungen und Zuschliessen oder Zuschlagen von Türen bedeuten, sondern achtet gerade auf sie als Zeichen für die nahenden Fülle der Zeit, der damit ein neuer, der biblische Sinn zurückgegeben wird. Gerade die schwersten Hindernisse der Mission sind es ja, deren Ankündigung in Mattheus 24 gipfelt nicht einmal in dem Gebot der Mission, sondern in der Botschaft dass tatsächlich, unter allen Umständen, unter all diesen Umständen, dass Evangelium vom Reich gepredigt werden wird in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.

Geschieht so Mission im Banne des Wortes, so wird ferner zweitrangig, was sich in der Welt vom "Elend der Heidenwelt" erschaun lässt. Was davon der Wahrnehmung und der Erforschung zugänglich ist, gewiss in einem Masse die nie zuvor, vermag nicht, zwingend den Nachweis zu bringen, dass die Mission

Not tut. Denn die wirkliche Mission, das heisst, das Wort Gottes hat es

zu tun mit einer Not die sich der Wahrnehmung entzieht.

Sie liegt auch da vor, wo statt des Elendes Glanz und Grösse religiös und moralisch in der Heidenwelt wahrgenommen wird. Sie liegt auch da vor, wo kein Hilferuf laut wird, sondern man sich vollkommen selbst helfen zu können glaubt. Sie wird enthüllt allein im Worte Gottes und ist nur jeweils einem gewissen bekannt, dass vom Worte Gottes getroffen und gebannt ist. Das Mission Not tut, ist also nicht aus Missionatsachen zu erweisen, sondern allein aus der heiligen Schrift. Die Notwendigkeit der Mission leuchtet nur dem ein, dem durch das Wort Gottes die eigentliche und eigene Not aufging, in dem sie ihm gewendet wurde. Damit aber entfällt der heimliche Zwang und Drang, in der Beobachtung und Schilderung des Heidentums bei seinem Elend stehen zu bleiben, und wird die Möglichkeit gewonnen, unbefangen auch von seinem Glanz und seiner Grösse zu reden, durch deren Anerkennung die Notwendigkeit der Mission nicht im geringsten erschüttert wird.

Ganz entsprechend ist schliesslich die Missionsgeschichte auch nicht zu dem Nachweis entstanden oder nötig, dass die Mission nicht vergeblich sei. Denn ihre eigentliche Wirkung geschieht jenseits der Wahrnehmbarkeit. Gewiss gibt es da, wo das Evangelium verkündigt, also irgendwie Mission getrieben wird, wahrnehmbare Wirkungen auf ^{Individuen} ~~in die~~ die ~~Vici~~ Vici und Gemeinschaften. Da gibt es Bekehrungen, fröhlichen Glauben, geduldiges Leiden, Willigkeit zum Opfer ja seliges Sterben. Da erfährt das soziale Leben mehr oder weniger tiefgreifende und mehr oder weniger geschwinge Wandlungen, entstehen Bildungs- und Kulturantriebe. Aber das alles, was wahrnehmbar ist, kann Auswirkung von Gedanken der heiligen Schrift sein. Denn es kann das Evangelium verstanden werden und wirken auch als ein Gedanke oder Gedankenkomplex unter vielen anderen in der Menschheit wirksamen. Nicht feststellbar dagegen ist, ob wirklich, auch wenn tiefgreifende Wirkungen des Evangeliums vorliegen Anspruch und Zuspruch Gottes gehört, der Gehorsam des Glaubens aufgerichtet ist und er alle jenen zu Grunde liege. Er könnte auch da fehlen, wo für das Vorhandensein des Glaubens ein einwandfreier psychologischer Nachweis erbracht werden könnte. Er könnte umgekehrt davorhanden sein, wo er sich noch nicht

enthüllt und nur in der Weise geäußert hat, dass er als solcher nicht erkennbar ist. Wenn man den qualitativen Unterschied von Apostelgeschichte und Missionsgeschichte im Auge behält, ist immer nur mit diesem unbeleblichen Vorbehalt zu sagen, dass Mission nicht vergeblich sei. Die Wirkungen des Evangeliums ohne diesen Vorbehalt nachzuweisen können nur die unternehmen, die der Vorbildlichkeit der Apostelgeschichte das Wort reden und damit jenen qualitativen Unterschied ausser acht lassen. Es ist aber nicht nur unmöglich, sondern auch unmöglich, aus den Tatsachen der Mission den Nachweis liefern zu wollen, dass die Mission nicht vergeblich sei. Denn vom Worte Gottes Ergriffenen, Missionierten, ist massgeblich und vollausreichend die Zusage, dass dieses Wort nicht leer zurückkommen soll, sondern unter allen Umständen wirke, wozu es gesandt ist. Wer dieser Zusage blindlings traut, bekommt erst die Augen geöffnet für die wirklichen Tatsachen der Mission. Wir haben also nicht die Missionstatsachen nötig, um die Wirksamkeit der Mission, des Wortes Gottes zu erweisen, sondern das Wort Gottes, um die Tatsachen der Mission zu Gesicht zu bekommen. Solange ich aus den Missionsgeschichtlichen Tatsachen die Wirksamkeit der Mission nachweisen zu können meine, rücke ich notwendig ihre positiven Wirkungen in den Vordergrund und dulde negative allenfalls nur am äussersten Horizont als solche, die eigentlich nicht sein sollten und bei fortschreitender Mission fortschreitend zu überwinden seien. Sobald ich aber im Worte Gottes mich gründe, sehe ich von vorn herein der Tatsache ins Auge, dass es stets beides wird, Gnade und Gericht, dass entsprechen auch die Tatsachen der Mission notwendig von doppelter Art sind, dass also negative Tatsachen der Missionsgeschichte nicht durch zu wenig oder zu schwacher Mission bedingt sind, obwohl dass auch der Fall sein kann, sondern gerade umso stärker und ausprägter werden, je mehr und je stärker die Mission geschieht. Die negativen Tatsachen, mit denen ich dann von vorn herein zu rechnen habe, sind nicht etwa Schwächen, Missgriffe, Fehler und auch Sünden der Missionare oder ihrer Heimatleitung oder Heimatlichen Missionsgemeinde, sondern Dinge wie hemmungsloser Individualismus, Zersetzung

und Auflösung sozialer Bindungen, materialistische Gottlosigkeit oder idealistisches Antichristentum. Denn die Freiheit, die das Evangelium bringt, ist immer der Gefahr ausgesetzt, als Bedingungslosigkeit verstanden und zum Deckel der Bosheit benutzt zu werden, und der neue Gehorsam, der Gehorsam des Glaubens, und als solcher nicht erzwungener, lässt immer die Möglichkeit offen, dass er verweigert oder mit Leidenschaftlicher Ablehnung dessen beantwortet werde, dass ihn fordert. Die Wandlungen, die die Mission hervorruft, sind Wandlungen immer sowohl zum Guten wie zum Bösen, sie erregt Bewegungen immer sowohl zu Christus hin wie von Christus fort und gegen ihn, und zu einer Apeologie des Christentums können die missionsgeschichtlichen Tatsachen nur werden, wenn die Doppelseitigkeit und Gegensätzlichkeit des Geschehens übersehen wird, das heisst aber, wenn der Entscheidungskarakter des Wortes und des Glaubens ausser acht gelassen und also infolge dessen die Mission, die in der Predigt zur Geltung kommen soll, nur als besondere Sendungsveranstaltung verstanden wird, von der nur berichtend die Rede sein kann, abgesehen von der Mission, die durch die Predigt selbst als Wort Gottes geschieht. Die Solidarität von uns Heiden, denen innerhalb wie ausserhalb der christianisierten Völker, in die das allen geltende Evangelium uns hineinsetzt, erlaubt zwar und verlangt, dass von denen draussen auch in der Predigt die Rede sei, von ihrer Not, die unsere Not ist, deren besondere Aeusserungen draussen aber uns, unter dem dargestellten Vorbehalt, die eigene Not wie im Spiegel gegenüberstellen und deutlicher erfassen lehren können, und von dem, was das Evangelium unter ihnen wirkt, jedoch so, dass erstens der beschriebene Vorbehalt beachtet bleibt und zweitens jene Doppelseitigkeit und Gegensätzlichkeit in den Wirkungen des Evangeliums gewahrt bleibt und damit der Entscheidungskarakter des Evangeliums verdeutlicht wird, der innerhalb der Christenheit in Gefahr steht verdunkelt oder vergessen zu werden. Missionstatsachen, in diesem Sinne berichtet, sind geeignet, das Verständnis des Evangeliums zu fördern, b.zw. seinem Missverständnis wehren zu helfen, die Hilfe, die es bringt, im buchstäblichen Sinne zu illustrieren

und damit auch die eigentliche Not, die es wendet. In diesem Sinne kann es eine spezifische Missionspredigt geben, ist sie geradezu seelsorgerlicher Notwendigkeit. Kennzeichen einer legitimen Missionspredigt ist also nicht, dass sie Missionstatsachen vorträgt und in mehr oder weniger grossen Umfange und in engerer oder loserer Bindung an den Text in die Predigt einfügt oder gar sie beherrschen lässt, in dem sie den Text lediglich die Rolle eines Sprungbrettes lässt, sondern dass 1. in ihr der Text uns Heiden solidarisch zeigt und den Heiden verpflichtet und dass 2. umgekehrt das Geschehen unter den Heiden uns Heiden auf den Text schärfer hinzusehen und ihn schärfer zu erfassen und damit uns ihn zu stellen hilft.

Von Warnexs missionshomiletischen Bemerkungen sind grundsätzlich die der neuesten Missionslehre von Schomerus nicht verschieden. Schomerus scheint zwar bestrebt, sich weniger theologische Blößen zu geben als Warnex, aber das Ergebnis ist nicht ein Zuwachs an theologischer Sauberkeit, sondern eher an Verworrenheit. Er hat offensichtlich das Bewusstsein, einen Fortschritt über Warnex hinaus erreicht zu haben, aber dieser vermeintliche Fortschritt ist kein grundsätzlicher, aufs grundsätzliche gesehen vielmehr eher ein Rückschritt. Der beabsichtigte Fortschritt ist in den Bemühen zu sehen, die Missionspredigt aus ihrer pietistischen Tradition zu lösen

denn auf sie zielt offenbar die Polemik gegen eine Missionspredigt, die an das Gefühl appelliert und gespielt sei mit allerlei Erzählungen aus der Mission. Aber die Polemik erfolgt nicht von einem allein an Worte Gottes orientierten Begriff der Missionspredigt her. Im Hintergrund steht vielmehr ein sehr relativer Geschmacksunterschied: an die Stelle von an das Gefühl appellierenden Anekdoten sollen offenbar nüchterne Tatsachenberichte treten die innerlich zur Mission treiben sollen. Die Tatsachenberichte selbst behalten ihre traditionsalle Stellung neben der Heiligen Schrift. Innerlich zur Mission zu treiben, ist nicht schon Wirkung des Wortes Gottes allein, Predigt ist nicht eipso Missionspredigt. Die Mission findet erst dadurch

in der Predigt Berücksichtigung, dass den in der Schrift bezeugten Gnaden-
taten Gottes in der Predigt Gottes Gnadentaten auf den Missionsfeldern zur
Seite gestellt werden. Es gelingt also Schonerus ebensowenig wie Warnex, de-
nachweist, dass die Mission "nicht etwas Nebensächliches für das Christen-
leben ist, sondern sein Herzstück" dass "die Erziehung der Gemeinde zum
Missionswillen und zur Missionstat" nicht "als eine fakultative Nebensache-
behandelt, sondern als eine wichtige Hauptsache angesehen werden muss, und
dass zur notwendigen Ausstrahlung des christlichen Lebens das mannhafte
zur Opfern bereite Eintreten für das Kennen des Reiches Gottes zu allen
Völkern gehört. Im Gegenteil, Wort Gottes und Mission bleiben zweierlei,
und sind unter diesen quasitheologischen Operationen gründlich voneinander
getrennt worden. Symptomatisch dafür ist zweierlei i. 1. Schonerus lehnt es
ab, dass die Missionspredigten so genannte Evangelisations- und Erweckungs-
predigten sein sollten. Diese Polemik liegt natürlich im Rahmen des beob-
achteten Bemühens, von der pietistischen Tradition loszukommen. Aber es
wird die Ablehnung eben nicht beschränkt auf eine bestimmte Art der Erwek-
kungs- und Evangelisationspredigt, etwas die an das Gefühl appallierende,
und über dieser Ablehnung der missionarische Charakter einer wirklichen
Schriftpredigt übersehen. Missionspredigt bringt also zur Predigt etwas
grundsätzlich Neues hinzu, und bleibt damit nicht wirklich Predigt, nämlich
Verkündigung des beanspruchenden und versprechenden Wortes Gottes. Das
hängt damit zusammen, dass 2. Mission verstanden wird nur im Sinne der an
die Nichtchristen sich wendenden besonderen Sendungsveranstaltungen, die von
und Christen grundsätzlich unterschieden sind; die Entfernung von Heilsges-
chichtlich-biblischen Kategorien wird hier gegenüber Warnex noch deutlicher.
Der Begriff des Heiden wird überhaupt vermieden. Auch das mag in der Linie
der heimlichen Polemik gegen den Pietismus und seine Gefühlsschwangere Re-
dewendung von den armen Heiden liegen. Aber die Abkehr von dessen falschem
Verständnis des Begriffs Heiden nötigt nicht zur Preisgabe des Begriffs, die

sein Missverständnis nur radikalisieren müsste, anstatt es zu beseitigen. Beseitigt wird es, wenn die Heiden verstanden und umfasst werden von uns Heiden her.

Wenn es so um die Theorie der Missionspredigt steht, wie bei dem ersten wie bei dem letzten Inhaber des Lehrstuhls für Missionswissenschaft an der Universität Halle, so begegnen wir einem missionshomiletischen Hilfsbuch mit geringen Erwartungen und grossen Misstrauen, das von Warnex bis Schomerus als das missionshomiletische Hilfsbuch hat behaupten können, und dessen letzte Auflage ein so bedenkliches Wort Vorwort und einen gefährlichen Titel trägt. Es zeigt sich jedoch, dass die Missionspredigt, wie sie in diesem Buche in theoretischer Skizze und praktischen Winken verstanden wird, dem Wesen der Predigt mehr gerecht wird als in der Theorie der beiden zeitgenössischen Missionslehren, augenscheinlich in dem Masse, wie dieses Buch der Predigtpraxis näher steht als jene. Das Verständnis der Predigt, das hier korrigierend wirkt, ist ein evangelistisches. Sie bleibt damit zwar pietistisch gebunden: die Aufmerksamkeit gilt vornehmlich dem Subjekt, damit aber den psychologischen Wirkungen der Verkündigung und dem Glauben als psychologischen Phänomen. So kommt der transpsychologische Charakter des Glaubens und der die Erfahrung auch transzendierende, objektive Charakter des Wortes Gottes mehr oder weniger ausser Sicht. Infolgedessen wird die Mission nicht in erster Linie auf die Kirche bezogen, für die die Verkündigung des objektiven Wortes Gottes (und die Verwaltung der Sakramente) konstitutiv ist, mit deren Wirklichkeit also unabhängig von psychologischen Befund einfach um des Wortes Gottes Willen gerechnet wird, das nicht leer zurückkommen kann, sondern auf das Reich Gottes als Gemeinschaft der mehr oder weniger nachweislich zum Glauben erweckten Subjekte. Gleichwohl stellt das evangelistische Verständnis der Predigt die Tatsache sicher, dass das verkündigte Wort Gottes auf alle Fälle missionarisch wirkt, so dass also in der Tat die Mission aus ihrer Stellung als Liebhaberei oder als Anhängsel

an das Evangelium zur Einheit mit diesen gelangt, zentral geworden ist. Diese Erkenntnis ist zwar nicht konsequent durchgeführt. Noch immer ist von besonderen Missionstexten die Rede und einer Vielheit von Missionsgedanken, während doch grundsätzlich jeder Text Missionstext ist, aber die beigegebene Auswahl von solchen Missionstexten ist so, dass die Auswahl oder der Begriff eines besonderen Missionstextes ad absurdum geführt wird. Es führt auch weiter der traditionelle Begriff des Heiden sein Leben, aber er erfährt in den beigegebenen Predigtentwürfen seine Korrektur, mit der Wendung zum subjektiv-psychologischen hängt zusammen, dass von den Wirken Gottes in der Heidenwelt mit der gleichen Direktheit gesprochen werden kann wie in der Apostelgeschichte. Umso beachtlicher aber ist die Tatsache, dass Berichte aus dem Missionsgeschehen grundsätzlich streng in dienende Rollen verwiesen bleiben, wenn das auch nicht in jedem einzelnen der Predigtentwürfe streng zur Durchführung gekommen ist. Sie helfen den Predigt-Hörer mit dem Worte Gottes wirklich zu konfrontieren, im Bilde des Heiden, an dem die Mission arbeitet, sich selbst als vom Worte Gottes gemeinten, gerufenen, gerichteten und begnadigten Heiden zu erfassen, den Ernst des Gerichts und die Grösse der Gabe und Gnade Gottes wirklich ernst zu nehmen und verweisen an die so konkretisierten Brüder. Es erfordert mit den genannten Vorbehalten erstliche Beachtung, was über den Dienst, den die Mission der Predigt leistet, über die Erfahrungen, die in der Mission erstritten und erlitten werden, unter den nicht gerade glücklich formuliert Lösungen gesagt ist: 1.) in das Wesen aus dem Schein, aus der Lüge in die Wahrheit. 2.) aus der Enge in die Weite, 3.) halte, was du hast. 4. Leget ab, was kindisch ist und seid männlich und werdet stark. In solcher dienenden Rolle sind auch die die Hälfte des ganzen Buches füllenden Beispiele und Geschichten aus der Mission gedacht.

Man könnte meinen, dass betont lutherische Mission auch in der Frage der heimatlichen Missionspredigt sich von den konfessionell nicht gebundenen

Missionen deutlich unterscheiden würde, dass sie die Traditionell geübte und in der konfessionell indifferenten Praxis pietistischer Prägung gewordene Missionspredigt durch ihr Bekenntnis grundsätzlich zu durchdenken genötigt würden. Ein solcher Versuch liegt vor in den Leitsätzen von F. W. Hopf über "Die Aufgabe der Missionspredigt in der Heimatkirche" veröffentlicht in dem Jahrbuch 1938 "Von Missionsdienst der lutherischen Kirche", der uns aber nicht der Frage überhebt, ob und inwiefern die lutherische Missionspredigt in der Predigt-Praxis einen eigenen Typus erkennen lässt. Hopf's Thesen sind von dem unverkennbaren Bemühen getragen, die Missionspredigt wirklich als Predigt, als Verkündigung des Evangeliums zu verstehen. Sie hat in der gleichen Verantwortung gegen Schrift und Bekenntnis zu geschehen wie jede Predigt. Von besonderen Missionstexten wird nun endlich und ausdrücklich abgesehen, auch die Missionspredigt geschieht auf Grund eines der kirchlichen Gebung entsprechenden Textes. Ebenso wenig wie in besonderen Texten oder "In einer ausserordentlichen Stellung zum Text," , etwa in einer lockereren Bindung an den Text, liegt ihre Besonderheit. "In einer von der regelmässigen Gemeindepredigt abweichenden Zielsetzung", sie soll im Gegenteil frei bleiben von allen Tendenzen der Werbung und Propaganda, darf also nicht zu einem Mittel zu einem ausser ihr liegenden Zweck werden. Es hat danach den Anschein, als werde hier völliger Ernst mit der dienenden Rolle der Mitteilungen aus dem Missionswerk oder der Bezugnahme auf das Missionswerk gemacht. Es entspricht der lutherischen Ausschliesslichkeit des objektiven, d.h. von seinen psychologischen wahrnehmbaren Wirkungen absehbaren Wortes Gottes allein, wenn nicht das Reich Gottes als Gemeinschaft der Gläubigen sondern die Kirche diejenige Grösse wird, auf die das Missionswerk ausgerichtet ist., diejenige Tatsache, die durch die Bezugnahme auf das Missionswerk nachdrücklichst unterstrichen wird, weil das verkündigte Wort unter allen Umständen Kirche wirkt, auch wenn und wo unsere Augen sie nicht oder nicht ganz sehen. " Das Zeugnis von der Kirche gehört zur Besonder-

heit der Missionspredigt". Insofern, als es sich hier um die geglaubte Kirche handelt, könnte man allerdings sich zu der Forderung verstehen, das "in der besonderen Behandlung der Mission als eines Predigtthemas, das der Kirche von ihrem Herrn aufgetragen ist," die Besonderheit der Missionspredigt zu sehen sei. Aber trotz der ausgesprochenen Forderung, dass der Missionspredigt in der heimatkirchlichen Predigt der einzigen und unveränderliche Aufgabe der Verkündigung strengt untergeordnet werden müsse, wird dann doch wieder der Missionsbericht zu mehr als mehr bloss einer Unterstreichungs- und Illustrierung des biblischen Zeugnisses von der Kirche: als Bericht von den heutigesehenden Gottestaten in der Heidenwelt, tritt neben den Bericht der Heiligen Schrift von den grossen Taten Gottes. These 8 stellt darum fest: der Bericht über die Taten Gottes in der Heidenwelt ist nicht nur Illustration für die Missionspredigt in der Heimatkirche, sondern nach apostolischem Vorbild (Apg. 14, 27) Thema und Hauptinhalt der Missionspredigt innerhalb der sendenden Heimatkirche.

Mit dieser Sachlage hängt aber aufs engste zusammen das Fernproblem, das bis dahin in der Schwebe geblieben war, in Hopf's Thesen aber eine deutliche Beantwortung findet, wie sie unausgesprochen überall schon verlag, wo ein verwandter Sachverhalt vorlag. Die Frage nach der Form der Missionspredigt ist also mehr als eine blosse Formfrage, in ihr kommt einfach die über die Sache schon gefällte Entscheidung zum Ausdruck. Für Hopf ist die Form der Missionspredigt in gleicher Weise abhängig sowohl von der Geschichte und Erfahrung unserer Kirche auf dem Gebiet der heimatlichen Missionspredigt, wie von der Weite und Tiefe unserer neueren Missionserfahrung. Nicht aber wird in Betracht gezogen für die Ferngebung der Missionspredigt der Text, bzw. die im Text gegebene Sache. Diese aber droht ernstlich Schaden zu leiden, wenn sie in eine ihr nicht eigene Form gezwungen wird. Es ist klar, dass diese Behandlung des Fernproblems auf die Herrschaft der Themenpredigt hinausläuft, die denn auch in jenen Thesen diskussionslos

Gössner Mission

verausgesetzt wird. Umgekehrt ist die Entscheidung für die Themapredigt nur der Ausdruck dafür, dass die Missionsberichte nicht unter, sondern neben die Heilige Schrift treten. In der Frage der Missionspredigt wird also die sachliche Tiefe offenbar, in welcher die Entscheidung über das Formproblem gründet. Damit ist freilich nicht der Themapredigt jede Legitimität von vornherein abgesprochen, wenn sie auch höchst suspekt geworden ist. Sie ist dann möglich, wenn das Thema vom Text gestellt und gestaltet ist. Ja, es kann auch die Missionserfahrung in ihm zur Geltung und zum Ausdruck kommen, sofern sie in der oben behandelten dienenden Stellung zum massgeblich themagestaltenden Text besteht. Wo aber streng auf den Text gehört wird, da wird nicht nur der Mission verwehrt, die Predigt zu gestalten, sondern sie wird von Text her neu verstanden. Der wirklich vernommene Text nämlich lässt mir nicht ein blosses Berichten oder Zur-Kennntnis-nehmen dessen zu, was an und unter den Heiden durch die Mission geschieht, sondern spricht mich selbst als Heiden an, als Genossen der Heiden, die gleich mir zum Heil bestimmt sind und durch mich zum Heil geführt werden sollen.

Venn bereits das missions-homiletische Hilfsbuch mit seinen missions-homiletischen Wünschen und Winken gewisse Korrekturen der missions-homiletischen Bemerkungen der Theoretiker brachte, und wenn wir die Vermutung aussprechen mussten, dass diese Korrekturen bedingt seien durch die grössere Nähe zur Predigt-Praxis, dass also das Wesen der Predigt in der Missionspredigt sich stärker zur Geltung bringe, so muss schliesslich die "Missionspredigt-Praxis selbst Gegenstand der Untersuchung werden. Die Untersuchung muss sich freilich auf eine bestimmte Auswahl von Missionspredigten beschränken, die aber möglichst typisch sein muss. Die Zeitumstände haben nicht gestattet, ungedruckte, aber wirklich gehaltene Missionspredigten der Gegenwart heranzuziehen mit Ausnahme einiger des Bremer Missions-Direktors Ransauer. Ein möglichst wirklichkeitsgetreues Bild auf Grund der gedruckten Missionspredigten schien erreichbar, wenn Sammlungen von Missionspredigten aus verschie-

Gossner Mission

denen Epochen zugrunde gelegt wurden, nämlich eine ältere Sammlung "Missionspredigten verschiedener Verfasser" herausgegeben von Papitz, Dessau, 1857, von der mir nur der zweite Band zugänglich war, die Sammlung "Missionsfestpredigten", herausgegeben von Conrad, Dresden, 1906, und schliesslich die neueste Sammlung von Missionspredigten, die unter dem Titel "Gott will es", von Arne Lehmann, 1939, herausgegeben wurde, ausserdem eine Sammlung Missionspredigten von Ludwig Ihmels "Dein Reich komme" (Leipzig 1915), "Missionspredigten" von Gottfried Steevesandt, aus dem Nachlass herausgegeben (Bremen 1936), zwei Missionspredigten von Emil Brunner und Walter Lüthi "Zu einem Zeugnis über alle Völker" (Stuttgart und Basel 1937), zwei Predigten von Louis Harms, gehalten auf dem Missionsfest zu Marburg 1861 sowie zwei Einzelpredigten von Paul Althaus "Dein Reich komme", 1940 in Leipzig gehalten, und Wolfgang Trillhaas in "Sendende Gemeinde", Heft 58/59 . 1939). Diese Auswahl ist natürlich in gewissem Grade eine zufällige, dürfte aber gleichwohl das Gesicht der Missionspredigt einigermaßen zuverlässig spiegeln. Allerdings können auch diese ausgewählten Predigten nicht entfernt alle analysiert werden, die Untersuchung wird sich vielmehr nach allgemeinen Beobachtungen nur auf die Predigten über solche Texte erstrecken, die von Verfassern verschiedener Zeiten oder verschiedener ausgesprochener konfessioneller Prägung bearbeitet wurden. Eine tabellarische Übersicht über die behandelten Texte ergibt einige aufschlussreiche Beobachtungen, die, wenn ihnen auch nicht kategorische Bedeutung beigelegt werden darf, mindestens bestimmte Tendenzen zum Ausdruck bringen. Es fällt zunächst auf, dass unter den behandelten Texten der Römerbrief nur sehr im Hintergrunde, der Galaterbrief überhaupt nicht erscheint. Ausser in der bekannten Gessnerpredigt aus dem Jahre 1833 über Röm. 10, 12 - 15, wird nur 1, 14 (bis 16) behandelt., diese Stelle allerdings immer wieder. Die Verkündigung der Rechtfertigung ist also in der Missionspredigt mindestens nicht zentral, wenn auch zunächst dahingestellt bleiben mag, ob die Rechtfertigung im Anschluss an andere Texte zur Geltung kommen, so bewegt sie doch die Missionsprediger nicht so stark, dass sie sie

zu zentralen Rechtfertigungstexten greifen hiesse. Es erhebt sich der Verdacht, dass die Ursache in dem vorherrschenden Interesse an Missionswerk zu suchen sei und der mehr oder weniger ausgesprochenen oder zugegebenen Absicht, missionarische Aktivität zu wecken, für die die Betonung der Rechtfertigung leicht als quietistisches Hemmnis empfunden werden kann. Infolgedessen erfreuen sich besonderer Beliebtheit solche Texte, die zur Aktivität aufrufen oder in diesem Sinne sich deuten lassen. Es ist nicht zufällig, dass diejenige unter den Missionspredigt-Sammlungen, die einen eigenen Titel trägt "Gott will es" heisst. Infolgedessen begegnen uns von paulinischen Texten wiederholt ausser Röm. 1, 14, 1 Tim. 2,4 - 6, und unter den evangelischen Texten Mtth. 28,16 ff. bzw. Mk. 16,15 g sowie Mtth. 9,36 ff.

Die Vernachlässigung des Römer- und Galaterbriefes lässt aber einen zweiten Schluss zu: hier ist, nämlich in Römer 9 - 11, der grundabgende, heilsgeschichtliche Begriff des Heiden entwickelt. Er liegt zwar aber auch im übrigen N.T. zu Grunde, namentlich auch in Röm. 1,14 und könnte infolgedessen zur Geltung kommen, auch wenn die grundlegenden paulinischen Aussagen nicht gerade als Predigttext auftreten. Aber dass sie übergangen werden, dürfte ein Symptom dafür sein, dass dieser Begriff des Heidentums an Bedeutung praktisch übertroffen wird durch den Erfahrungsbegriff, wie ihn das Missionswerk liefert, abgesehen also von der Rechtfertigung gebildet wird. Darin dürfte auch die weitere Tatsache ihren Grund haben, dass unter den im übrigen sehr zahlreichen evangelischen Texten diejenigen äusserst selten sind, in denen Jesus mit Heiden zu tun hat, und dass auch Texte aus der im übrigen als Missionsbuch gepriesenen Apostelgeschichte recht selten sind. Darauf dürften sich zwei weitere Beobachtungen erklären. Da 1.) der in Römer 9 - 11 entwickelte, in der Missionspredigt vernachlässigte Begriff des Heiden ein heilsgeschichtlicher ist, kennen alttestamentliche Texte, abgesehen von netzartig verwendeten Psalmsprüchen, gar nicht vor, mit Ausnahme

einiger Predigten der ältesten Sammlung, in denen die Verwandlung der alttestamentlichen Texte näher zu untersuchen ist. (Da 2.) der in Röm. 9 - 11 entwickelte Begriff des Heiden eschatologisch ausgerichtet ist, entfallen auch ausgesprochen eschatologische Texte fast völlig. Wiederum muss zugegeben werden, dass infolge des eschatologischen Charakters des N. T. überhaupt die Missionspredigt gleichwohl eschatologisch ausgerichtet sein könne, aber diese Ausrichtung ist nicht so stark, dass sie die Prediger zu ausgesprochen eschatologischen Texten greifen liesse. Wenn der Begriff des Heiden vom Missionswerk her bestimmt ist, steht im Vordergrund, was er ist und was an ihm nachweislich erreicht wird. Der Heide interessiert dann nicht - und damit schliesst sich der Ring unserer allgemeinen Beobachtungen - als der gerechtfertigte, sondern als der Bekehrte und infolgedessen primär nicht in der mit uns in der völlig gleichen Situation des gerechtfertigten Sünders stehende, sondern als der Arme, der es bedarf, von unserem Reichtum beschenkt zu werden.

Wenn auch diese allgemeinen Beobachtungen zunächst nur als zum Teil unbestimmte Tendenzen zu werten sind, so werden sie sich doch im wesentlichen bewähren müssen in der Untersuchung einzelner Missionspredigten. Voran sollen hier als besonders aufschlussverheissend solche Predigten stehen, in denen Verfasser verschiedener Zeiten und verschiedener konfessioneller Prägung den gleichen Text behandelt. Über Röm. 1, 14 (16), liegen Predigten vor von Conrad, Ludwig Ihmels, Christian Keysser und Gottfried Steevesandt. In der Anlage unterscheiden sie sich erheblich. Die von Conrad und Ihmels sind ausgesprochene Themapredigten, die ihr Thema in zwei Teilen entfalten. Conrad predigt bei einem Provinzial-Missionsfest behandelt das Thema: "Die Mission ist unsere Schuldigkeit, 1. weil wir Christen sind, 2. weil es noch Heiden gibt. Ihmels Predigt zur Eröffnung der Dresdener Kolonialmissionstage 1911 über das Thema: Wir sind Schuldner: 1. wir sind unseren

Kolonien das Evangelium schuldig, 2. wir sind dem Evangelium unsere Kolonien schuldig. Keysser und Steevesandt geben nur das Thema an ("Wir sind Schuldner" und "In jedermanns Schuld"), ohne es zux in einer klaren Einteilung zu entfalten. Ihr Thema scheint das Thema des Textes, ihre Predigt Textpredigt zu sein. Indes wie Ihnells Predigt, obwohl auch ihr Thema das Textthema zu sein scheint, durch ihre Teinteilung zu einer noch ausgesprochenen Themapredigt wird als die Conrads, so ist umgekehrt bei Keysser und Steevesandt durch den Verzicht auf eine Einteilung nicht die Gewähr gegeben, dass nicht die Entfaltung des Textes durch textfremde Gesichtspunkte und Anliegen bestimmt wäre. In den Themen nämlich am deutlichsten bei Conrad, am wenigsten bei Steevesandt, kommt trotz des textgemässen Klanges zum Ausdruck, dass die Predigten von vornherein durch das Missionswerk und die Werbung für dasselbe bestimmt sind. Dieses beherrschende Interesse hat einen charakteristischen Kurzschluss veranlasst, indem es nämlich den Indikativ sofort in einen Imperativ verwandelt hat. Es ist unbeachtet geblieben, dass im Zusammenhang des apostolischen Zeugnisses und namentlich im Römerbrief der Indikativ veransteht, und gerade auch der erste Teile des Römerbriefes eben der Entfaltung des Indikativs gilt. Wenn Paulus als Apostel sich als Schuldner der Griechen und der Ungriechen bekannt, so bekannt eben er sich als unser Schuldner, er stellt sich uns gegenüber, bevor er uns zulösst, uns etwas seine Seite zu stellen. Als Apostel in einzigartiger Weise mit Jesus Christus geeint handelt er mit uns an Stelle Jesu Christi und versetzt uns, indem er sich zu unserem Schuldner macht, in die Rolle der Empfangenden. Und es kann dann von seinem Schuldnerum zunächst nicht anders geredet werden, als so, dass das Evangelium als die Kraft Gottes entfaltet wird, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vernehmlich und auch die Griechen. Indem wir als die schlechthin auf 3 Empfangen angewiesenen charakterisierte werden, wird es uns verwehrt, ohne weiteres auf uns zu übertragen, was vom Apostel

gilt, nicht mit dem Apostel, sondern mit den Heiden befinden wir uns da in einer Linie. Von unserer Mission kann da nur als Antwort auf das durch des Apostels Dienst ergeschene Wert der Vergebung und Rechtfertigung die Rede sein als Preis und Dank, der sich in der Liebe zu den Heiden auswirkt, an die die Gabe des Apostels durch uns weitergegeben werden will. Von unserer Missionspflicht kann also nicht parallel zu, sondern auf dem Grunde der des Paulus die Rede sein. Wird die auf diesen Grund gestellt, bekommt sie erst radikal bindenden Charakter. Anders als die Forderung der Nachahmung des apostelischen Dienstes ergibt das Empfangen des apostelischen Dienstes einzigartige Bindung an den Herrn., und das angewiesen sein auf das Empfangen des apostelischen Dienstes hält uns so entschieden an der Seite der (Juden und) Heiden, dass es gar nicht möglich ist, von ihrer Seite zu weichen, und sich einen Platz, getrennt von ihnen, an der Seite und auf der Höhe der Apostel zu suchen. Sie werden aus Objekten, an denen uns zu arbeiten befohlen wäre, zu Brüdern, die wir nicht und von denen wir nicht ablassen können. Wird aber von vornherein der Text von der Mission her verstanden, und nicht die Mission vom Text her, so wird wiederum auch die Möglichkeit gegeben, mit dem Begriff des Schuldners entsprechend zu verfahren: Der Schuldner, der den Brüdern das Evangelium schuldet, wird unter der Hand zu dem, der schuldig an ihnen geworden ist, sich verschuldet hat, und schliesslich auch zu dem, der den Herrn die Welt schuldet, die er sich zum Eigentum erworben hat (so Ihnelt). Dieser dreifache Sinn des Begriffs Schuldner ist nicht in diesem Text begründet, sondern aus dem Begriff selber bzw. aus dem Thema und damit letztlich aus der Sphäre des Missionswerkes entwickelt. Es ist freilich nicht so, dass in der Predigt vom Text völlig abgesehen wäre und er nur das Stichwort oder Motto abgäbe für im Übrigen von ihm unabhängige Gedankengänge, er kennt hier und da auch zur Geltung. Aber das ist eben nur wiederum ein

Beweis dafür, dass er nicht bestimmend ist. So hat z. B. Ihmels mit Recht von der Missionspflicht als Liebesschuld gesprochen. Aber gerade seine Predigt ist von textfremden Gesichtspunkten beherrscht, von der Situation in der sie gehalten wurde, von den Bemühungen, Recht und Nutzen der Kolonialmission, ja auch die Berichtigung der kolonialen Erwerbungen zu erweisen. So wird sie mehr eine, stellenweise geschichts-philosophisches Argumentieren als Verkündigung. Dabei wird das Bemühen betont, die Eigenständigkeit der Mission zu wahren, die Warnung vor dem Missverständnis und Missbrauch der Mission als direkter Vorspann für koloniale Interessen unwirksam durch das ständige Schielen nach der indirekten Förderung der kolonialen Kulturaufgabe durch die Mission. Dass Keysser aus seinem Thema "Wir sind Schuldner" nicht eine durchsichtige Gliederung entwickelt, ist nicht durch engere Bindung an den Text bedingt, sondern durch die bedrückende Fülle seiner missionarischen Erfahrungen. Die könnten zwar vorzüglich helfen, die Botschaft des Textes zum Verständnis zu bringen, sind aber zu diesem Helferdienst so wenig angehalten, dass sie ihrerseits die Färbung und das Verständnis des Themas bestimmen, mit dem Begriff Schuldner jonglieren und die absoluten Kategorien der Schrift durch die relativen ersetzen, wie sie im Bereich der Erfahrung natürlich und allein möglich sind: den vielen Mängeln in der heimatlichen Kirche ("Wir sind nicht so, wie wir sein sollten") und der Not daheim wird die viel grössere Not der Nichtchristen gegenüber gestellt, die es auch nicht zu vergessen gelte. Dagegen lässt Steevesendts Themastellung "In jedermanns Schuld" erwarten, dass er sich vor dem üblichen Kurzschluss gehütet habe. Zwar wird auch von ihm zur Nachfolge des Apostels, zur Aufnahme seines Rufes "Ich bin ein Schuldner" durch jeden einzelnen Christen aufgerufen, aber der Apostel kommt als Apostel zur Geltung, und unsere Missionschuld wird gegründet auf den Glauben, den wir durch den apostolischen Dienst empfangen haben. "Die Stärke des Verantwortungsbewusstseins wird zum Massstab der Stärke unseres Glaubens".

Ähnliche Beobachtungen machen wir an den Predigten über Mtth. 28, 18 - 20 bzw. Mark. 16, 15 - 16. Solche Liegen vor von A. Brömel (1853) F. Siegmund Schultze (1905) und aus neuester Zeit von F. Büchsel und E. Schick. Hier besteht zwar in der Formulierung der Themen und ihrer Texte der Eindruck, dass sie durch den Text bestimmt seien. Brömel's Thema ist: Wir müssen Mission^{en} treiben: 1. Der Herr befiehlt es, 2. er befiehlt es seinen Jüngern, 3. er befiehlt es, damit die Wlt selig werde. Siegmund-Schultze's Predigt ist zwar bei Gelegenheit des Kolonial-Kongresses in Dem zu Berlin gehalten, aber Thema und Teile sind, im Gegensatz zu Ihmels Predigt über Röm. 1, 14 bei ähnlichem Anlass, durch diese Gelegenheit nicht beeinflusst. Sie lautet: Jesu Abschiedswort an seine Jünger: 1. für ihren Glauben eine Stärkung, 2. für ihre Arbeit eine Mahnung, 3. für ihren Kampf eine Tröstung. Büchsel spricht über "Unseres Herrn Befehl", ohne Einteilung einfach den Aussagen des Textes folgend. Schick überschreibt seine Predigt mit dem Wörtlein "Alles", dass hinein führen soll in ein vierfaches Geheimnis, 1. in das Geheimnis himmlischer Herrlichkeit, 2. in das Geheimnis tiefter Menschlichkeit, 3. in das Geheimnis der Lebenshingabe, 4. in das Geheimnis des Lebensweges. Es wird nun auch in den ersten drei der genannten Predigten über den sogenannten Missionsbefehl der gleiche Kurzschluss vollzogen wie in denen über Röm. 1,14, der Missionsbefehl wird als uns Christen direkt geltend verstanden. Auch wenn man nicht der der alt protestantischen Orthodoxie zugeschriebenen Meinung beipflichtet, dieser Befehl sei auf die Apostel beschränkt, so ist doch darin zunächst der apostolische Dienst zugeordnet, den wir empfangen. Ein uns gebotenes Imperativ ist erst auf dem Grunde dieses Indikativs legitim. Bezeichnend für das Überspringen des Indikativs ist die Art, wie in den ersten drei Predigten auf die zweite Bitte Bezug genommen wird. Sie wird als Missionsbitte in dem Sinne verstanden, dass nicht Gottes Reich zu uns, sondern durch uns komme, dass sie uns nicht vor allem als Empfänger, sondern als Bringer des Wortes Gottes meint. Es

liegt in der gleichen Linie, wenn, im Gegensatz zur Verwendung des Missionsbefehts in Luthers Kleinem Katechismus ; in den Predigten die Taufe fast gar keine Berücksichtigung erfährt. Sie ist dasjenige Handeln, das in gleicher Weise geschieht in der Christenheit und in der Heidenwelt, das in keiner Weise durch die verschiedene Situation daheim und draussen bedingt ist. ^{Das so} sehr Gottes Gabe und Wirken ist, dass wir hier besonders stark gehindert sind, lediglich den Befehl, draussen zu taufen oder gar mit der Taufe auf die Nichtchristen einzuwirken, zu hören, unter Absehen von der Gabe, die uns selbst durch den Taufbefehl, durch die gänzliche diesem Befehl an uns vollzogene Taufe geschenkt wird, es sei denn, wir wollten den Charakter der Taufe als Sakrament in sein Gegenteil verkehren. Diese Tendenz liegt allerdings in der Predigt Büchseis vor, die den Ton auf den Bekenntnis-Charakter der Taufe legt, ihren Sakraments-Charakter also verwirft. Während diese Predigt am eindeutigsten den charakteristischen Kurzschluss mit allen seinen Auswirkungen zeigt, bricht in den anderen hier und da ^{bei} wir dem ganz anderen Ansatz zum Trotz, wirkliche Textgebundenheit durch. So wird im ersten Teil der Predigt Brömels trotz seiner Überschrift "Der Herr befiehlt es" auch etwas von der Gabe spürbar, die durch den Missionsbefehl an uns gelangt und von uns empfangen werden will. So taucht im zweiten Teil, der den Missionsbefehl als jedem Christen geltend einschärft, auch einmal als Begründung die Liebe auf, die das Verlorene sucht (und es kommt sogar im Vorbeigehen der eschatologische Charakter der Mission durch Berufung auf Mtth. 24,14 in Sicht, jenes Wort, das die Tatsache der Mission auf die glauben-fordernde Zusage des Herrn allein gründet, ohne unseren Missionieren und unseren Gehorsam oder Ungehorsam gegen den Befehl Beachtung zu schenken oder sie davon abhängig zu machen.

Aber das alles bleibt im Banne jenen Kurzschlusses, in welchem das Interesse am Missionswerk das Aufmerken auf den Text überwuchert, so dass das

in der Schrift unbegründete Ziel der Mission im Hinterrunde steht, dass die Heiden aufhören, Heiden zu sein und eschatologische Erwartungen Verheissungen des A.T. vom Kommen der Heiden benutzt werden, um den Befehl zur Mission zu bestätigen und einzuschärfen, und so ihres strengen Verheissungscharakters entkleidet werden. Viel stärker noch ist die Interpretation des Missionsbefehls als direkt an uns gerichteten Befehls korrigiert in der Predigt Sigmund-Schultzes. Zwar werden die eigentliche Befehlswerte des Textes, die im zweiten Teil der Predigt behandelt werden, traditionsgemäß imperativisch verstanden, aber sehr stark kommen im ersten und dritten Teil die evangelischen Indikative zur Geltung. Aber auch der Imperativ in der Mitte wird als Weisung nicht nur in die Heidenwelt, sondern auch in die sogenannte Christenheit, nicht nicht als Weisung in diese Weite, sondern auch in die Tiefe verstanden, und hier ist auch von dem Segen der Taufe die Rede. Es ist übrigens zur der Predigt wesentlich zugute gekommen, dass sie im Gegensatz zu der von Ihnelt nicht durch den Anlass, den Berliner Kolonial-Kongress, bestimmt ist, aber es ist die Aufgabe ungelöst geblieben, dem Anlass legitime Berücksichtigung zu schenken.

Wenn nun auch zwischen der apostelischen und unserer Missionspflicht, zwischen apostelischen Dienst und unserem Empfangen desselben und auf dies Empfangen gegründeten Dienst nicht klar unterschieden wird, so unterscheidet sich doch Salm's Predigt von den drei anderen dadurch, dass der Befehl nicht als über uns kommandes Gebot verstanden ist, sondern als ein Ausdruck der Bewegung, die in jedem Worte Jesu schwingt und die durch jedes Wort Jesu in uns entsteht und charakterisiert wird als "Hingehen zu den Verlorenen, Hingabe des Lebens, völliges Aufgehen in Gehorsam gegen den Vater", und voran steht die Erkenntnis, dass sein Dienst das erste ist und dann erst der unsere seine Stelle hat. Die ganze Menschheit wird dadurch streng zu Einheit zusammengeschlossen, sie ist ohne Unterschied auf seinen Dienst

angewiesen. Aber diese Zeit des Empfangens ist eine Einheit gewissermaßen der Reichsunmittelbaren, umfasst die Apostel gleicherweise wie uns, so dass der apostolische Dienst regiert oder unwesentlich, jedenfalls aus der Mitte getan wird. Infolgedessen aber, da wir nicht Empfänger des den Aposteln gebotenen Dienstes sind, wird das Gebot der Mission unmittelbar auf uns bezogen wie auf die Apostel. Mit dieser Unmittelbarkeit dürfte die Ignoranz der Taufe zusammenhängen und die Geschichtslosigkeit, die, wie die geschichtliche Vermittlung, so den heilsgeschichtlichen Begriff des Heiden, ja den Begriff des Heiden überhaupt verliert.

Es hat sich gezeigt, dass in diesen Predigten verschiedener Verfasser und verschiedener Zeiten über die gleichen Texte, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, Übereinstimmung in den Grundzügen herrscht. Obwohl es sich um Texte handelt, in denen das missionarische Moment unschwer zu entdecken ist, ist doch in den betreffenden Predigten die Glaube und Liebe heischende Botschaft des Textes dem herrschenden Interesse an Missionswerk mehr oder weniger untergeordnet geworden, und wesentlich ist dabei die Quantität des hervorgehobenen missionsgeschichtlichen Stoffes, wesentlich, dass Gottes an mich ergehendes und an mir richtend und rettend, d. h. rechtfertigendes Handelnde Wort sich verwandelt in Bericht über das durch mich an anderen geschehende Handeln, und der Text, auf dieses Werk bezogen und zur Rechtfertigung dieses Werkes benutzt, sogleich als Aufruf zu diesem Werk, als Befehl verstanden wird. Da nun diejenigen Texte bevorzugt wurden, die solcher Tendenz am wenigsten Hindernisse bieten, so darf diese Tendenz als für die Missionspredigt charakteristische angenommen werden, auch wenn hier und da der Text sich zur Geltung zu bringen vermag.

Es war nun bereits in unseren allgemeinen Beobachtungen aufgefallen, dass außer den zentralen Zeugnissen von der Rechtfertigung auch jene Texte vermischelt waren, in denen der biblische Begriff des Heiden verankert ist,

also in erster Linie Röm. 9 - 11. Zwar hat die berühmte Missionspredigt Gessners Röm. 10, 12 - 15 zum Text. Aber seine Predigt hat in diesem Text nach seinem eigenen Bekenntnis nur die Anleitung, ja eigentlich den Anstoss zur thematischen Entfaltung dessen, was er aus der Fülle seines Herzens zum Thema Mission umfassend zu sagen hat. So wird sie denn eine mit reichstem Missionsmaterial gefüllte, mit Bibelstellen unterbaute Abhandlung über die Fragen: 1.) Was sind evangelische Missionen und Missionsgesellschaften? 2.) Sind die Heiden in einem solchen Zustande, dass sie ihrer bedürfen? 3.) Haben evangelische Missionen schon etwas ausgerichtet und sich als zweckmässig erwiesen. 4. Ist noch etwas zu tun übrig und hat die Verheissung noch kein Ende? Da uns nun mit der Vernachlässigung der Heilsgeschichte für den biblischen Begriff des Heidentums Römerbriefstellen die Vernachlässigung der alttestamentlichen und eschatologischen Texte in Zusammenhang zu stehen schienen, ist an die wenigen vorliegenden Predigten über alttestamentliche und eschatologische Texte die Frage zu stellen, ob diese Texte in stande gewesen sind, jener Tendenz zu treiz, oder ob sie ihr zum Opfer gefallen sind. Es liegen solche vor aus der älteren und der neuesten Zeit. Wir greifen heraus eine Predigt von E. Hoppe über Jes. 45, 20 - 24 (1838), von F. Alfeld über Ez. 47, 1 - 10. 12 (1845), von Th. Kliefoth über Ez. 47, 8 - 12 (1852), von H. L. Heubner über Ps. 2 (1852) und aus neuester Zeit von G. Steevesand über Ps. 139, 11 (1922) und E. Ramsauer (1942). Zwischen den älteren und neueren dieser Predigten ist ein deutlicher Unterschied wahrzunehmen. Zwar sind sie sämtlich, mit Ausnahme der von Kliefoth, Themaspredigten, und die Themen nehmen, mit Ausnahme des von Ramsauer, ausgesprochenen Bezug auf das Missionswerk. Hoppe formuliert: Warum wir uns nicht weigern, den Heiden zu helfen: 1. Die Heiden bedürfen, 2. wir haben's dazu, 3. der Herr Will's, dass wir ihnen helfen. Alfeld nennt als Thema: Das Wasser des Lebens muss hinausfließen ins tote Meer des Heidentums: 1. das tote Meer, 2. das Wasser des Lebens, 3. die fruchtbaren Bäume am Ufer dieses Wasser. Heubner fragt: Welchen Ruf das Missionswerk an Ungläubige und an Gläubige ergehen lassen

und handelt 1. von den Ungläubigen, 2. von den Gläubigen und den Erinnerungen, die jeder Teil empfangen sollte. Und ab so sind ein vi rfacher Ruf an die Ungläubigen: 1. das Evangelium, das Christentum und die Ausbreitung desselben ist ein Werk Gottes, 2. es beweist seine innere Kraft an den Herzen, 3. aller Widerstand dagegen ist Torheit, 4. besinnet euch und glaubt, dass auch ihr selig werden, und ein vi rfacher Ruf an die Gläubigen: 1. sie sollen sich prüfen, 2. sie sollen ausharren im Werk des Glaubens, 3. sie sollen allen eix in Liebe und Heiligkeit verleichten, 4. sie sollen fröhlich sein in Hoffnung. Steevesandts schli schl h gibt seiner Predigt die Überschrift: Wir geben Afrika nicht auf, während Rensauer über den "sterlichen Lobgesang der Kreuzgemeinde" predigt, 1. zur Stärkung unseres Glaubens, 2. zur Erbauung der Gemeinde, 3. zur Ausbreitung seines Reiches auf Erden. Obgleich aber Steevesandts Predigt ein ausgesprochenes Missionsthema trägt, sind die vier Aeltern einschliesslich Kleefoths thematischer Homili dadurch von der seinen unterschieden, dass das Missionswerk vorherrschend ist nicht nur im Thema, sondern auch über den Text regiert. Auch die se alttestamentlichen Predigten sind dadurch charakterisiert, dass sie uns sogleich im Gegenüber zu den Heiden sehen und nicht zuerst -als selbst von Text als Heiden Angesprochene und mit ihnen Zusammengeschlossene, darum, als zum Wirken Aufgerufene, nicht aber zuerst als Gerichtete und Begnadigte, als Gerechtfertigte Sünder. Es ist wohl der Bezug da auf das Neue Testament, es wird wohl der Text als Christuszeugnis zu verstehen gesucht, aber nicht von Zentrum Paulinum her, so dass das Christuszeugnis leicht zur Albigereise entartet und vereinfacht wird. So wird in Hoppes Predigt die wirklich nicht am Rande stehende Botschaft von der Gerechtigkeit Gottes, mindestens in ihren Christozentrischen Verständnis, völlig ignoriert. Und wie sie nicht als dasjenige auftritt, was wir im Gegensatz zu den Heiden haben, so auch nicht als das, was dies-
vermeintlich bedürfen. Eben deshalb werden wir nicht auch selbst unter die Heiden befasst (wäre die Gerechtigkeit das, was sie bedürften, wären wir von selbst in ihre Reihe gestellt), und zu ihrer Charakteristik nur deige-

diejenige äussere und innere Not genannt, die sich den Augen der Missionsarbeiter zeigt. So sind wir denn, obwohl der Missionsbefehl erst im dritten Teil auftritt, von allem Anfang an den Heiden gegenübergestellt, ohne zunächst mit ihnen eins geworden zu sein. Die gleiche Situation liegt in der Predigt von Alfeld vor. Das tote Meer und das Wasser des Lebens stehen von vornherein einander gegenüber als Heiden und Christen bzw. Missionsgemeinde. Von dem Bemühen unchristologische Deutung des Textes ist der Begriff des Toten nicht erreicht. Der an der Rechtfertigung (und Taufe) orientierte Begriff des Toten, der uns zunächst mit umfassen würde, kommt nicht in Sicht, gesehen wird nur der die Herrschaft des Todes oder der Wertverlust in Staatswesen und Familienleben der Heiden, von der ein Alfeld noch meinen dürfte, dass sie innerhalb der Christenheit unmöglich sei. Dagegen hat in Kliefoths Predigt über den gleichen Text, dieser, dem ursprünglichen Ansatz entgegen, doch hier und da Gewalt gewonnen über diesen. Der Ausgangspunkt ist diese Hemli eine Apologie des Missionswerkes, eine Auseinandersetzung mit Einwänden gegen die Mission. In der sehr ausführlichen Einleitung wird von diesen gehandelt und die Entfaltung des Textes als Antwort auf sie gestaltet. Gewiss steht im Vordergrund der Christ als Träger des Wortes dem Missionsbefehl gemäss. Aber er ist mit diesem Worte nicht nur an die Heiden gewiesen, sondern ebenso in die Heimat, schon an die Kinder in Haus und Schule, und er wird dann auch als Empfänger des Wortes und als auf Empfangen dieses Wortes angewiesener gesehen, das ihn wie die Heiden zur Entscheidung ruft. Hemli hat mit Recht in seinem Thema von dem Ruf gesprochen, den das Missionswerk an Ungläubige und Gläubige ergehen lasse. Denn schon die Einteilung, unter der er diesen Ruf an Ungläubige und an Gläubige entfaltet, beweist, dass es sich nicht in erster Linie um einen Ruf des Textes, nämlich des zweiten Psalmes handelt. Die Stärke dieser Predigt ist, dass nicht einfach sogleich der Befehl zum Missionswerk gegeben, sondern zunächst die - Ungläubige und Missionsgemeinde - Christenheit zum Glauben gerufen wird und erst im zweiten Teil den Gläubigen oder gläubig gewordenen die Missionspflicht eingeschrieben wird.

Gleichwohl aber wird doch auch hier sofort der Hörer dem Heiden konfrontiert. Nur wird ihm diesmal die Richtung statt vom Christen zum Heiden zum Heiden zum Christen genommen: Aus den Erfahrungen der Mission, die mit reichen Schriftzitaten gestützt werden, ergeht der Ruf zum Glauben, der dann umgekehrt zur Mission greift. Legitim wären diese Erfahrungen der Mission verwendet, wenn sie das gegenüber von Text und Hörer nicht aufgeben oder stören sondern dadurch sichern würden, wenn sie dem Hörer helfen würden, das im Text an ihn ergehende Wort als ihm meinent zu vernehmen. Von diesen vier Predigten älterer Zeit unterscheidet sich wesentlich Steeves' Predigt über Psalm 139, 11 "Wir geben Afrika nicht auf". Obwohl, wenn ein einzelner Psalmvers Predigttext wird, die Versuchung nahe liegt, ihn nur als Motte zu benutzen, unter dem sich bequem eine Fülle von Missionstatsachen vorbringen liesse, obwohl ausserdem das Thema und die ihm zu Grunde liegende und durchaus auch zur Sprache kommende Situation dafür ein weiteres Motiv bieten könnte, ja obwohl auch vom Missionsgeschehen als einem Gottesgeschehen, als Taten Gottes in unseren Tagen die Rede ist, wird doch der Text doch selbst zum Reden gebracht als Glauben heischendes Wort Gottes, das durch Missionserfahrungen illustriert wird, in denen von der Wahrheit jenes Wortes schon etwas zu schauen ist. und auf dem Grunde des im Wort gegründeten Glaubens wird dann Einwänden gegen die Mission bzw. ihre Weiterführung begegnet und erwächst die in Thema ausgedrückte Verpflichtung, für die es dann nicht vieler Worte mehr bedarf. Ganz ähnlichen Charakters ist Ransauers Predigt. Es hat sich also gezeigt, dass den Missionspredigten über alttestamentliche Texte die gleiche Gefahr droht wie denen über neutestamentliche Texte, dass nämlich der Predigtcharakter der Missionspredigt beschädigt wird, der Text in den Bann des Missionswerkes gerät. Herr geworden sind dieser Gefahr erst Texte aus jüngster Vergangenheit.

Es bleibt uns schliesslich übrig, ein Blick auf die sehr wenigen Missionspredigten über eschatologische Texte. Wir greifen zwei Predigten über den

gleichen Text heraus, der die Mission an entscheidenden in eschatologische Zusammenhänge stellt. Ueber Mtth. 24, 14 predigen W. Gerber und W. Lüthi. Beide Predigten sind ungefähr zu gleicher Zeit entstanden, die von Gerber steht in dem 1939 erschienenen Sammelband "Gott will es", die von Lüthi erschien 1937. Wenn sie grundsätzlich verschieden voneinander sind und diese Verschiedenheit der oben vollzogenen Unterscheidung von älteren und jüngsten Missionspredigten entspricht, so wäre Alt und Jung nicht ein Unterschied der Zeit, sondern der Art, der Theologie, die dieser Verschiedenheit zu Grunde liegt. Sie brauchte an sich noch nicht darin zu liegen, dass Gerbers Predigt Themenpredigt, die Lüthi's Textpredigt ist, wenn nicht in diesem Falle klar zu Tage liege, dass die Textpredigt ein genaueres Hören auf den Text bezeugt, während in Gerbers Predigt das Interesse am Missionswerk das Interesse des Textes beherrscht. Gerbers Thema ist: Die unerfüllte Aufgabe der Kirche, die unerfüllt ist aus zwei Gründen: 1. nach Gottes Willen, 2. durch unsere Schuld. Sie ist von Anfang an, wie es das Thema schon offenbart, imperativisch eingestellt. Im Gegensatz dazu kommt bei Lüthi der Glaube fordernde Indikativ voll zur Geltung, die Mission als etwas, was unter allen Umständen geschieht und fortschreitet, auch wo sie von katastrophalen Geschehnissen anbrechenden Erliegen vielmehr zu sagen weiss. So ruht auch hier von Anfang an der Blick auf dem Missionswerk, aber die Mission ist selbst ein Stück, Inhalt des Kerygmas, ein Artikel des Glaubens, den die Verkündigung wecken will, den Glaubens, der, sofern er Glaube ist, keines Imperativs bedarf, sondern ein lebendig, geschäftig, mächtig, tätiges Ding ist.

Möglich also ist Missionspredigt, aber nur so, dass sie Predigt bleibt, und das ist nicht abhängig etwa von dem Verzicht auf Missionstataachen und -erfahrungen, sondern von rechten Hören auf den Text, in dessen Licht dann die Missionstataachen und Erfahrungen ihre legitime Stellung und Aufgabe erhalten.

Missionsliteratur in Auswahl

1. Allgemeines

H e i l m a n n , K., Mission und Schule (B.Union)
'29, 69 S. mit 14 Abb. Kurzes Handbuch für Lehrer

zur N i e d e n , E., Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Nach E.Strümpfels Buch neu bearb. (Warneok), 180 S. mit 12 B. Die beste kurze Einführung in das Gesamtgebiet, für Gebildete

2. Lebensbilder von Missionaren

S c h l u n k , M., Große Missionsführer der Kirchengeschichte (Quelle & Meyer), '31, 152 S. 12 knappe Lebensbilder von Paulus bis zur Gegenwart

(K r a p f .) V o r t i s o h , H., Ein Marschall Vorwärts der Mission (Ev. Missionsv.), '27, 80 S. m.Abb. Volkstümliches Lebensbild eines Missionspioniers

(L i v i n g s t o n e) M a t h e w s , B., Livingstone, der Pfadfinder (Ev. Missionsv.), '13, 152 S., für die Jugend

(N o m m e n s e n) W a r n e c k , Johannes, D. Ludwig Nommensen (Barmen, V.d.Missionsh.), '28, 142 S. Eins der feinsten und packendsten Lebensbilder aus der deutschen Missionsgeschichte

(-) S c h r e i n e r , W., Im Kampf um die Welt (Wollermann), '25, 132 S. Packend dargestellt. Lebensgeschichte Nommensens in frei erzählender Form

P a t o n , John G., Missionar auf den Neuen Hebriden. Eine Selbstbiographie (H.G.Wallmann) 6. A. '26, 352 S. Eines der romantischsten und tragischsten Lebensbilder aus der Mission

S c h w e i t z e r , Albert, Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen e. Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas (C.H.Beck), '30, 175 S. Das klassische Buch der ärztlichen Mission (mit 16 Abb.)

S c h w e i t z e r , Albert, Kindheit und Jugend (C.H.Beck)

(S k r e f s r u d) S a e t e r , J., Lars Olsen Skrefsrud. Der Gründer der Santalmission. (Ev.Missionsv.), '28, 189 S. und 8 Bilder

(H. T a y l o r) R o t h , A., Hudson Taylor (Christophorus-V.) '33. 160 S. Kann zur ersten Bekanntschaft mit Chinas größtem Missionar führen

3. Lebensgeschichten eingeborener Christen

A w e t a r a n i a n , Johannes, Geschichte eines Mohammeda-
ners, der Christ wurde. Nach s. Tode ergänzt v. R. Schäfer
(Potsdam, Missionsb.), '30, 176 S. m. Abb.

K a g a w a , Toyohiko, Auflehnung und Opfer. Lebenskampf
eines modernen Japaners. (Gundert) '29, 366 S. m. Zeichnungen.
Erzählende Darstellung der Jugendgeschichte des größten so-
zialistischen Reformers.

M a o n i c o o l , Nicol, Pandita Ramabai. Die Mutter der Aus-
gestoßenen. (Ev. Missionsv.) '30, 197 S. m. 19 Bildern
Eines der feinsten Lebensbilder aus der indischen Frauenmission

S o h l u n k , M., Führer fremder Völker und das Christentum
(Bertelsmann) '33
13 Lebensbilder aus der Missionsgeschichte. Behandelt sind u.a.
Gandhi, Sunyatsen, Kagawa, Pandita Ramabai und Aggrey.

(S u n d h a r S i n g h) H e i l e r , Fr., Sadhu Sundhar
Singh. E. Apostel des Ostens und Westens (Reinhardt, M.), '26,
308 S.

U t s c h i m u r a , Kanso, Wie/ ein Christ wurde. Bekenntnisse
eines Japaners. (Gundert), '04. 159 S.

Prof. Dr. K. K. K. in Japan

" Bjo Bärweiterung

Abt. K. K. K. in Japan

Martin G. G. G.

Lebensbilder aus der indischen Mission

Weltwirkung der Mission.

=====

Das Thema ist gefährlich, ist versucherisch. Gefahr und Versuchung des Themas bestehen darin, dass wir suchen und sammeln Zeugnisse von Wirkungen der Mission in der Welt, und zwar von positiven, als Gewinn zu buchenden, stetig, wenn auch vielleicht unter gelegentlichen Störungen und Hemmnissen wachsenden Wirkungen, so dass wir am Ende mehr oder weniger offen oder heimlich Triumphierend feststellen können, wie herrlich weit wir es in der Mission gebracht haben, und wie es nun allerdings darauf ankomme, nicht in den Missionsanstrengungen nachzulassen, um den Sieg des Evangeliums in der Heidenwelt möglichst bald vollständig zu machen, wenn auch der Optimismus, der dies schon in dieser Generation erwartet, längst seinen Todesstoss erhielt. Gefahr und Versuchung des Themas bestehen darin, dass wir über der Fülle der Gesichte, des Sehenden, das Hören auf das Wort des Herrn versäumen, das, nicht zuletzt in Sachen der Mission, Glauben fordert, der dem Worte unter allen Umständen mehr traut als den eigenen Augen. Solcher Versuchung ist erlegen, wer nur noch eben ein Ohr hat für die Worte Senfkorn und Sauerteig, um an ihnen als Stichworten seine durch Erfahrungen belegten Gedanken zu entwickeln über das unaufhörliche Wachstum der Mission und die immer fortschreitenden Durchdringung der Welt, etwa zu reden von unscheinbaren Anfängen, wunderbaren Entfaltungen, herrlichen Aussichten.

In dem Gleichnispaar selbst dagegen ist Entwicklung, das allmähliche Wachstum, die Zwischenzeit zwischen Anfang und Ende ganz belanglos. Es spricht nur vom Anfang und vom Ende und nimmt also nur Anfang und Ende wichtig. Es kommt ihm allein an auf den unvorstellbar grossen Gegensatz zwischen Anfang und Ende, so dass, wer nur das Senfkorn kennt, unmöglich auf den Gedanken kommen kann, „dass aus diesem allerkleinsten Samenkorn ein Baum entsteht, der an Grösse alle anderen Gartengewächse weit hinter sich lässt“, und dass des Backens Unkundiger sich in keiner Weise vorstellen kann, dass eine unscheinbare Menge Sauerteig eine Masse Mehl von etwa 40 Litern zu durchsäuern vermöge. Es ist also zwar von Weltwirkung der Mission zu reden, aber nicht als menschliche Aussicht oder Aufgabe, sondern rein als Verheissung, Verheissung unbegreiflichen göttlichen Wunders, rein als Werk göttlicher Dynamis (denn ist die Kraft), nicht im Sinne der Weltdurchdringung, sondern der Weltsprengung im Gericht (angedeutet im Beschluss der 10 Gebote). Diese ungeheure Wirkung ist unbegreiflich, weil sie winzigen Anfängen verheissen ist, von denen man sich garnicht vorstellen kann, dass sie Weltwirkungen je sollten haben können. Bei diesen winzigen Anfängen ist nicht nur zu denken an die Zeit Jesu und seiner Hand voll Apostel oder an die bescheidenen Anfänge der evangelischen Mission oder an die Anfänge in irgendeinem Riesenslande, sondern von ihnen ist alle Zeit zu reden. Es ist ja der Kirche nicht verheissen, dass sie, wie das Senfkorn, grösser wird als alles andere; nicht Macht, Grösse, Einfluss ist ihr verheissen, sondern das Dienen geboten in dem sie immer wieder ihr Leben wird verlieren müssen, um es zu gewinnen (Matth. 16, 24 f.). Wie in den Anfängen wird sie alle Zeit charakterisiert sein durch Unscheinbarkeit, Armut, Schwachheit, so dass niemand den Gedanken wagen dürfte, dass ihr einmal die Herrlichkeit des Reiches Gottes zu teil werden sollte, vielmehr dass der, der sie genauer kennenlernt

ihr den Untergang zu prophezeien das unbestreitbare Recht sich nehmen dürfte. So wenig man es dem winzigen Senfkorn ansehen kann, dass es zu der riesigen Senfstaupe, dem grössten der Gartengewächse geraten werde, so wenig man dem winzigen Stückchen Sauerteig ansehen kann, dass es diese Masse Mehl durchsäuern werde, so wenig lässt der Anblick der Kirche erwarten, dass aus ihr einmal das herrliche Gottesreich werden könne. Das Gleichnispaar aber bringt die tröstliche Gewissheit, dass eben dies der kümmerlichen Kirche, auch der kümmerlichen Mission der Kirche geschehen werde. Denn in ihr wirkt ja göttliche Dynamis; sie lebt ja aus dem Wort vom Kreuz, das Dynamis tou theou ist. Von diesem muss nun noch einmal und von diesem eigentlich gesagt werden, dass es sei wie ein Senfkorn, wie „das kleinste von allen Samenkörnern auf Erden.“ Es ist ja ein Wort, das sich schwach und leise und töricht ausnimmt neben den starken und lauten und weisen Worten der Welt und der Weltregionen, gepredigt „mit Schwachheit und mit Furcht und mit grossem Zittern“ (1. Cor. 2, 3). Aus solchem Worte kann menschliche Vernunft nicht den Schluss ziehen, dass es die Herrlichkeit zu schaffen die Kraft habe, von der es redet. Aber denen die ob des schwachen und leisen und törichten Wortes Zweifel überfallen will an seiner Wirksamkeit, an dem, was es sagt und verheisst, ist in dem Gleichnispaar die tröstliche Gewissheit gegeben, dass es um dieses Wort bestellt sei wie um das winzige Senfkorn oder um das winzige Stückchen Sauerteig, das eben die Grösse des Endes in schroffem Widerspruch stehen könne, ja gewiss stehen werde zu dem kümmerlichen Anfang, über den wir in diesem Aeon nie hinauskommen.

Nun können wir getrost anheben mit dem Hinweis auf Weltwirkung der Mission, wie sie Geschichte und Gegenwart zeigen. Wir können also zeigen, wie die Mission das römische Weltreich eroberte, wie die evangelische Mission im 19. Jahrhundert zur eigentlichen Weltmission wurde. Wir dürfen des weiteren berichten, wie ganze Völker der bis vor kurzem nichtchristlichen Welt christianisiert wurden. Wir können schliesslich darauf hinweisen, dass die Gestalt Jesu und die Gedanken des Neuen Testaments geradezu Weltmacht wurden, nicht nur in dem sie den Untergrund für die westliche Kultur bilden, sondern auch in ausgesprochen nichtchristlichen Ländern wie Indien oder Japan eine Einflussphäre besitzen, die in gar keinem Verhältnis zu der geringen Zahl der Getauften stehe. Aber diese christliche Durchdringung der Welt ist nicht das Geschehen und Wunder, das in dem Gleichnispaar gemeint ist. Sie ist nicht selbst Zeugnis jener göttlichen Dynamis, der die Verheissung jener Gleichnisse gilt, so gewiss sie nicht ohne diese Dynamis möglich geworden ist. Sie ist in Wirklichkeit, so gewaltig sie scheinen mag, etwas sehr kümmerliches, kümmerlicher noch als Senfkorn und Sauerteig, weil sie keine Verheissung hat, und sie ist, obwohl irgendwie Auswirkung des göttlichen Wortes, doch bei aller anscheinend freudlichen Haltung ein umso entschiedeneres sich zur Wehr setzen, gegen dessen Angriff und Anspruch. Denn es handelt sich in West und Ost nur um die Expansion einiger christlicher Gedanken, ohne dass das Wort vom Kreuz, das Gottes Anspruch und Zuspruch, das die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders in irgendwie entsprechendem Masse vernommen und angenommen würde. Und diese christlichen Gedanken erweisen sich wehrlos gegenüber der adamitischen und kainitischen Art der Menschheit und dienen als vorzügliches Mittel, an Gottes Anspruch und Zuspruch, an dem Ruf zur Entscheidung vorbei zu gehen in vermeintlich wohlwollender, oft sehr wohlwollender Neutralität, die doch nur Maske ist, unter der

der Gehorsam des Glaubens entschieden verweigert wird, entschiedener vielleicht als da, wo man sich mit dieser Maske nicht selbst betrügt und sich das anti nicht verhehlt. Wenn wir so die Weltwirkung der Mission ihrer mehr als zweifelhaften Grösse entblösst haben, so ist das kein destruktives Unternehmen, sondern darum geschehen, „damit wir unser Vertrauen nicht auf uns selbst stellen, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt“ (2. Cor. 1, 9) und wir Weltwirkung im wahren Sinne allein erwarten von der Dynamis Gottes, dem Wort vom Kreuz, dem sie verheissen ist, dass wir unsere Missionsarbeit und Missionshoffnungen, aber auch unsere Missionswerbung nicht irgendwie in Abhängigkeit bringen, sehen oder lassen von Enthusiasmus, von vermeintlichen Erfolgen, von Zahlen, von Geld und Bekehrten, sondern von jener Dynamis, „die in den Schwachen mächtig ist“, die in der Schwachheit sich vollenden. Dann können wir ohne alle Einschränkung von solchen Weltkatastrophen reden, wie sie etwa Matthäus 24 genannt werden, und die sich steigern bis hin zum Welt-Antichristentum, das dem Evangelium und der Mission keinen Raum mehr lassen will in der Welt, wir werden damit sogar sicher rechnen müssen und können dabei doch getrost bleiben, weil unter allen Umständen, unter all diesen Umständen gepredigt werden wird das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker (Matth. 24, 14); und wo es gepredigt wird, da ist die Dynamis von Senfkorn und Sauerteig, da ist, auch wo von keinem Erfolg berichtet werden kann, die unumstössliche Gewissheit, dass es wirken werde, wozu es gesandt ist, „den neuen Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt“ (2. Petr. 3, 13). Da sind Hinderungen der Mission und Fruchtlosigkeit nicht minder zu berichten als Förderungen und Fortschritte, aber die Hinderungen als Förderungen und die Fruchtlosigkeit als Fortschritt, als Mächtigkeit und Vollendung in der Schwachheit.

Ernst H. Schultze

Begründung für die unten folgenden Themen aus dem Gebiete der nüchternen biblischen Eschatologie:

Die Masse der getauften Christen in dem noch kirchlichen Minden-Ravensberg verlangt gebieterisch nach Hilfe für ein rechtes Selbstverständnis. Ihr Welt- und Menschenbild ist das Hindernis zu einem christlichen Selbstverständnis. Ethische Hochforderungen ohne Wirklichkeit und Erreichbarkeit verbunden mit den politischen Enttäuschungen und wirtschaftlichen Zusammenbrüchen und Ungerechtigkeiten haben in stumpe Gleichgültigkeit und seelische und kirchliche Vereinsamung geführt. Durch ein lügenhaftes Selbst- und Weltverständnis sind viele Getaufte der Bibel und kirchlichen Verkündigung gegenüber ratlos geworden. Es tut darum not, unseren noch in der Kirche stehenden Leuten in einer Woche der Evangelisation die "Zusammenhänge" aufzuzeigen. Im Konfirmandenunterricht ist der Einzelne über zusammenhanglose "Punkte" des christlichen Glaubens nicht hinausgekommen. Diese "Bedenken" haben mich veranlasst, folgende Themen in einer Evangelisationswoche zu behandeln. Ich habe die Schriftstellen für die einzelnen Vorträge in Stichworten für eine schnellere Uebersicht angegeben.

1. Weltmission und christliche Vollendungshoffnung.

2. Petri 3, 18: Wachset in der Gnade und Erkenntnis
1. Joh. 2, 18 daher erkennen wir, dass die letzte Stunde ist.

2. Weltmission und Weltende.

Matth. 24, 14 das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt
und dann wird das Ende kommen.

3. Das Leben des Christen in zwei Reichen.

Joh. 17, 3 Das ist aber das ewige Leben Gott erkennen:
V. 14 sie sind nicht von der Welt V. 18 so sende ich sie
auch in die Welt.

4. Der Christ im Widerspruch.

Jer. 17, 9 das Herz ein trotzig und verzagt Ding
Römer 7, 18-19 Wollen habe ich wohl das Böse, das ich
nicht will, tue ich.

5. Christlicher Glaube im Zusammenhang.

Römer 5 Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden die
Liebe Gottes uns gegeben durch den heiligen Geist.

2. Kor. 5 Das Pfand die Liebe Christi dringet uns

6. Die Welt an der Grenze.

Joh. 12, 31 Jetzt geht das Gericht über die Welt

1. Joh. 2, 15-17 die Welt vergeht mit ihrer Lust

7. Die Verantwortung der Kirche für die Welt.

Matth. 5, 13-16 Salz der Erde Licht der Welt

Luk. 12, 48 welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel
suchen.

Matth. 25, 21 Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will
Dich über viel setzen.

Zur Illustration der einzelnen Vortragsthemen dienen die Erfahrungen und Erlebnisse auf den Missionsfeldern. Die jungen Kirchen draussen können der alten Christenheit in ihrer Einstellung zu den Reichen dieser Welt manches sagen. Im Zeitalter des Weltbolschewismus muss die alte Christenheit von der jungen Kirche draussen in aller Welt hören, worin die Einmaligkeit und Einzigartigkeit des christlichen Glaubens besteht. Im Zeitalter der Technik und menschlichen Vermessung hat eine rechte Evangelisation durch Beispiele aus der Heidenmission darzutun, wie Gott in Christus dem einzelnen Menschen seine Ehre und Freiheit schenkt. Das ist das immerwährende Staunen eines Heidenchristen, dass er in seiner Eigenart als freie Persönlichkeit mit seinen Gaben und Kräften einem gnädigen Gott dienen darf !

OstasienVEREINIGTE STAATEN Massenauszug von Missionaren nach dem Fernen Osten.

In Amerika hat ein Massenauszug von Missionaren eingesetzt, wie er in der kirchlichen Missionsgeschichte bisher kaum vorgekommen sein dürfte. Rund 8000 protestantische Missionare kehren auf ihre Arbeitsfelder in den verschiedensten Gebieten des Fernen Ostens und der pazifischen Inselwelt zurück. Ein erster Schub von 400 Missionaren trat am 11. September von San Franzisko aus auf "SS Marine Lynx" die Seereise nach China und den Philippinen an. Die Landungshäfen dort sind Schanghai, Hongkong und Manila. Die "Marine Lynx" ist das erste "Missionsschiff", das die "Foreign Missions Conference of North America" (Nordamerikanische Konferenz für Äussere Mission) benutzt in der Absicht, die Überführung der Missionare nach Möglichkeit zu erleichtern. Weitere "Missionsschiffe" werden folgen. Seinerseits sagte das amerikanische Staatsdepartement der "Foreign Missions Conference" jegliche Erleichterungen für eine Gruppenüberfahrt der Missionare zu, ausgenommen für die gefährdeten Gebiete wie die Provinz Schantung oder die nördliche Gegend des Gelben Flusses. Der Kirchenrat von San Franzisko nimmt sich gleichfalls der Missionare voll an. Am Vorabend der Ausreise des ersten Schubs veranstalteten Pfarrer und führende Laien von über 100 protestantischen Kirchen San Franziskos eine Massenkundgebung in der städtischen Oper, wo auch die Vereinigten Nationen ihre Konferenz abgehalten haben. Für die Unterkunft in Schanghai und Hongkong und für die Weiterreise der Missionare nach ihren Bestimmungsorten sorgt ein gemeinsamer Ausschuss des Nationalen Christenrates von China und der in China wirkenden Missionsgesellschaften. Die Unterbringung erfolgt behelfsweise in Kirchen, Schulen und öffentlichen Gebäuden. In Manila, wo die Verhältnisse schlecht, aber nicht so schlecht sind wie in China, hat ein örtliches Komitee bereits viele dieser praktischen Probleme gelöst. Das zweite Missionsschiff soll im Oktober und das dritte einige Wochen später mit insgesamt 900 Missionaren an Bord auslaufen.

Oek.F.D. Genf

JAPANDas Ende der "Kaiser-Verehrung"

Nach der neuen Staatsverfassung Japans wird Kaiser Hirohito nicht mehr als ein Gott verehrt. In einem kaiserlichen Reskript an das Parlament entsagte der Kaiser in aller Form seiner Göttlichkeit. Das ist für die christliche Bewegung in Japan von grosser Bedeutung, den nun können die Christen von Gott sprechen, ohne einen Zusammenstoss mit der Regierung befürchten zu müssen. Die Schintoisten werden nicht länger an der Gottheit des Kaisers festhalten, noch sich auf seine göttliche Herkunft berufen können. Vielmehr sind jetzt Christen, Buddhisten und Schintoisten vor dem Gesetz gleichberechtigt.

Oek.F.D. Genf

CHINADie Kirche sieht ihre Aufgabe

Hundertdreissig Delegierte aus allen Teilen Chinas versammelten sich vom 4. - 11. Dezember 1946 in Schanghai zur ersten Tagung des Nationalen Christenrates seit dem Kriege. Der Chinesische Christenrat vertritt 25 verschiedene Kirchen. Als Gäste wohnten den Beratungen bei auch einige Missionare aus England und den U.S.A. Es ging dieser Tagung namentlich um das Problem der gegenseitigen Beziehungen von Kirche und Staat unter wesentlicher Herausstellung der geistlichen Verkündigung als die gemeinsame Aufgabe aller Kirchen.

JAPANDas Bekenntnis der Christen von Hiroshima

Auf der Tagung der "Nordamerikanischen Konferenz für Äussere Mission" in Buck Hill Falls, Pa., 14.-17. Januar 1947, wurde folgende Erklärung verlesen, die bei der christlichen Massenkundgebung am Jahrestag der Zerstörung von Hiroshima im Sommer 1946 von japanischen Christen abgegeben wurde und in ihrem Wortlaut ausserhalb Japans noch nicht bekannt geworden ist:

"Als Christen, die die Katastrophe von Hiroshima überlebt haben, versammeln wir uns hier heute in Gedächtnis an unsere Freunde, die uns an gleicher

Stelle vor einem Jahr plötzlich entrissen wurden. Wo wir stehen, war einmal eine Kirche, die zu Asche geworden ist. Darum richten wir vor Gottes heiligem Angesicht an die Christen in Japan und in der ganzen Welt dieses Wort:

Wir bereuen unser früheres Leben, das in seiner Kraftlosigkeit unfähig war, den Krieg und seine Schrecken zu verhindern. Wir bekennen aufs neue, dass, wie uns Jesus gelehrt hat, Gott unser Vater ist, die Menschen seine Kinder und wir alle Brüder und Schwestern sind. Von ganzem Herzen bitten wir, dass Gott uns eine Glaubenserweckung schenke und uns helfe, bis an den Tod getreu zu sein. Wir leben jetzt in einer not- und leiderfüllten Welt, entbehren der Nahrung, Kleidung und Wohnung, und doch glauben wir, dass der einzige Weg zur Überwindung dieser Trübsal die brüderliche Nächstenliebe ist. Darum flehen wir im Gottes Beistand für die Erfüllung dieser Christenpflicht im Glauben. Unerschütterlich halten wir daran fest, dass der Glaube an die Lehre Jesu Christi und ihre Befolgung der Weg für die Rettung des Einzelnen und für den Wiederaufbau des Vaterlandes ist, und geloben, uns mit Wort und Tat für die Ausbreitung des Evangeliums einzusetzen. Liebe Glaubensbrüder in Japan und auf der ganzen Erde, euch alle bitten wir: "betet für uns." Oek. P.D. Genf.

JAPAN

Der Staats-Schintoismus war eines der schwierigen Probleme, mit denen die japanischen Kirchen sich auseinander setzen mussten. Gegenwärtig ist der Schintoismus im Niedergang begriffen. So werden dem "New York Herald Tribune" (Pariser Ausgabe, 4. Febr. 1947) zufolge die 110 000 Schinto-Schreine bald gezwungen sein, die Gläubigen um eine grössere Unterstützung zu bitten. Nach dem neuen Gesetz, das dem Parlament vom Finanzminister vorgelegt wurde, werden die Schinto-Schreine sich genötigt sehen, das Grundstück, auf dem sie errichtet sind und das gewöhnlich dem Staat gehört, käuflich zu erwerben. Sind sie dazu nicht in der Lage, so müssen sie an einen anderen Ort verlegt werden.

Nach W.K. Bunce, dem Leiter der "Religious Branch of Civil Information and Education Section" des amerikanischen Hauptquartiers in Japan, war das Inkrafttreten des Gesetzes notwendig im Geiste der neuen Staatsverfassung, die die Nutzung von Staatseigentum durch religiöse Körperschaften verbietet. Bis zum 3. Mai dieses Jahres muss der Grundbesitz auf die Schinto-Gemeinden übergegangen sein. Nur solche Schreine, die schon vor 1868 bestanden, als die Regierung sich der alten japanischen Religion mit der Absicht bemächtigte, den Kaiser zu einem Gott zu machen, sind von diesem Zwangsankauf ausgenommen. Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes dürfte die Trennung des Schintoismus vom Staat weitgehend vollzogen sein. Jede finanzielle Unterstützung des Schintoismus durch den Staat hat aufgehört, die kaiserlichen Schreine sind zerstört worden und die Zwangseintreibung von Beiträgen im Volke für den Unterhalt der Schreine wurde unmöglich gemacht. Die Schinto-Schreine sind aber auch weitgehend von einem starken Nachlassen der Pilgerfahrten zu den Altären betroffen. Im Allgemeinen gesehen ist die Zahl der Pilger auf weniger als 10% der früheren Besucherzahl gesunken. Überall verlassen Priester die Tempel, um sich einer Erwerbstätigkeit zu widmen. Doch behaupten viele Priester, dass der Schintoismus seit der Meiji-Epoche, als die Kaiserverehrung eine wesentlich monotheistische Form annahm, verfälscht worden sei. So erklärt der Oberpriester des Jasukuni-Schreins Tokischichi Jokoi, dass der Schintoismus jetzt einen Läuterungsprozess durchmache, was möglicherweise zu einer neuen Blütezeit führen werde. Oek. P.D. Genf.

Licht und Schatten

JAPAN

Seit der Niederlage Japans sieht sich die Japanische Christenheit in ihrem Einsatz gehemmt durch den amtlichen Dollarkurs (15 Yen = 1 Dollar), der die finanzielle Hilfe der amerikanischen Kirchen an die Christen hier stark beeinträchtigt. Die amerikanischen Missionare werden in Japan zugelassen vorausgesetzt, dass sie für ihren Unterhalt selbst aufkommen, d.h. die Besatzungsbehörden um nichts angehen. Die Missionare können also aus den amerikanischen Beständen keine Lebensmittel, kein Benzin oder andere lebensnotwendige Artikel beziehen und mit Dollars bezahlen. Vielmehr müssen sie das

III

alles von den Japanern zu Inflationspreisen kaufen. Nun wären aber die Missionare keine rechten Missionare, wollten sie ihren Bedarf auf dem schwarzen Markt decken. Ein weiterer Hemmschuh für die japanische Christenheit heute ist der offensichtliche Mangel an einheimischen Führern. Vor dem Kriege hatten sich die meisten Missionsgesellschaften der Führung japanischer Christen unterworfen, die nun aufs Ganze gesehen zu unerfahren sind, um unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen die Leitung wirksam auszuüben.

In den Gebieten von Kobe, Osaka und Kyoto kann man einen ausserordentlichen Zustrom zur Kirche beobachten. Einmütig wird bestätigt, dass die Möglichkeiten für die christliche Verkündigung in Japan grösser seien, als je zuvor. Doch müssen alle Pläne für den Wiederaufbau und die Ausweitung der kirchlichen Arbeit solange warten, bis ein neuer Dollarkurs festgesetzt wird.

Zum ersten Mal in der Geschichte Japans wurden christliche Missionare von Kaiser Hirohito in Audienz empfangen. Am 26. Dezember stellten sich Paul S. Meyer, T.T. Brombaugh, Mrs. H. Topping und Mrs. Alice Carey dem Kaiser im kaiserlichen Palaste vor. Der Kaiser unterhielt sich zwanglos mit ihnen und legte ein grosses Interesse an den Tag für ihre verantwortungsvolle Aufgabe. Dabei betonte der Kaiser, wie sehr es ihm um eine geistige und sittliche Erneuerung des japanischen Volkes zu tun sei. "Das bedeutet nicht, der Kaiser sei bereit, sich dem christlichen Glauben zuzuwenden, wohl aber, dass man in Japan für eine Anerkennung des Christentums zu haben ist."

Oek. P.D. Genf

Nothilfe

Aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Deutschen Evangelischen Missions-Tages e.V. vom 25./26. 9.46 in Herborn:

Nothilfe für die östlichen Gesellschaften. Nach dem Bericht von Lic. Elfers und einem Referat von Pastor Gerhard Wilde wird beschlossen, daß fortgefahren werden soll in der finanziellen Beihilfe für die östlichen Gesellschaften, wie sie bisher durchgeführt wurde. Die Beihilfe soll zuerst jeder akuten Notlage begegnen, ehe eine Verteilung nach einer festzustellenden Schlüsselzahl geregelt wird. Mit der Verwaltung des Hilfsfonds wird ein Dreierausschuß beauftragt, bestehend aus Dr. Freytag, Lic. Elfers und Herrn Otto. In der Frage der Betreuung der aus dem Osten evakuierten Missionsfreunde östlicher Gesellschaften kommt es trotz eingehender Aussprache zu keinem ausdrücklichen Beschluß.

Nothilfe der deutschen evangelischen Mission für ihre östlichen Gesellschaften

Lage und Folgerungen in der Sicht der Westmissionen

(eingeleitet durch Missionsdirektor Lic. Elfers, Hermannsburg)

Die durch den Zusammenbruch entstandene Notlage der Ostgesellschaften ist keine Finanzfrage. Jede Missionsgesellschaft braucht eine Missionsgemeinde, einen Mutterboden, aus dem ihr die Sprößlinge zuwachsen, die neuen Missionare, die tragenden und liebenden Kräfte, die Wort und Geist Gottes in den Gemeinden wirkt. Die hart betroffenen Gesellschaften des Ostens haben diese Gemeinde weithin verloren, wenige haben auch im Westen ein Stück Heimatgebiet, an das sich ein neues angliedern kann. In dieser Tatsache wirkt sich eine Tat Gottes mit der ganzen deutschen evangelischen Mission aus. Es geht also um die Frage, die auf alle zukommt. Der Ansatz zur Hilfe muß in erster Linie von der Lage der evakuierten Missionsfreunde, erst in zweiter Linie im Blick auf die Gesellschaften gesucht werden. Die evakuierten Glieder der Missionsgemeinden östlicher Gesellschaften haben im deutschen Notschicksal Heimat und Eigentum verloren, kämpfen notvoll um ihre nackte Existenz und haben ein schwieriges Verhältnis zu den Einheimischen. Sie wirken durch die Bezeugung ihres kirchlichen Lebens befruchtend auf unkirchliche Gemeinden des Westens, während die Eingliederung in kirchliche Gemeinden sich wachsend vollzieht. (Abnahme der besonderen Flüchtlingsgottesdienste an Häufigkeit und Besucherzahl, willige Teilnahme an den örtlichen Gottesdiensten, Frauenhilfe-, Männer- und Jugendkreisen). Die Missionsverkündigung auf den Missionsfesten bedeutet für viele lebendige und missionsverbundene Evakuierte oft ein entscheidendes, zuweilen das einzige Erlebnis eines Stückes sonst verlorener Heimat. Evakuierte Missionsfreunde wachsen deshalb am besten hinein in die kirchliche Ortsgemeinde und ihr in ihr von einer westlichen Missionsgesellschaft geprägtes Dasein als Missionsgemeinde. So ist der geistlichen Aufgabe ihrer Erhaltung bei der Missionssache am besten gedient. Die Ostgesellschaften sollten dieses Hineinwachsen in die neue kirchliche Heimat mit ihrer Missionsprägung nicht hindern, zugleich aber auch das Missionszeugnis besonders unter ihnen pflegen.

Im Interesse der östlichen Gesellschaften wäre das günstigste die Zuweisung eines neuen Heimatgebietes als eigenes Hinterland, was aber nach Lage der Dinge ausgeschlossen ist. Versuche, die Freunde der Berliner Missionsgesellschaften wieder zu sammeln durch öffentliche Aufrufe von den Kanzeln, hatten außerordentlich geringen Erfolg. Gemeinsame Missionsfeste mit gleichzeitiger Werbung für die dauernde Verbundenheit zu West- und Ost-Gesellschaften sind nicht zu empfehlen. Eine Spezial-Missionsgemeinde z.B. der Berliner Mission innerhalb der westlichen Kirchengemeinden würde bestenfalls ein kümmerliches Pflänzchen werden.

Folgerungen: Deshalb sind folgende Schritte im Interesse der östlichen Gesellschaften und ihrer Verbundenheit mit ihren Freunden notwendig:

1. Die Betreuung der aus dem Osten gekommenen Missionsfreunde durch Vertreter der östlichen Missionsleitung, unter brüderlicher Mithilfe der Westgesellschaften und der von ihnen angesprochenen Kirchenleitungen, Pfarrer und Presbyter.

- a) Durch Anschriftensammlung
- b) Aufbau einer Freundeskartei
- c) Versendung von Grüßen
- d) Bildung von Ostmissionsvereinen in Stadtverhältnissen

2. Geldhilfe durch einen Hilfsfonds (nicht Notfonds, da es sich nicht um eine Angelegenheit betroffener Glieder eines Ganzen handelt). Das Gesamt der weniger betroffenen Gesellschaften des Westens - es gibt auch sehr betroffene Gesellschaften mit Sitz im Westen und wesentlichem Freundeskreis im Osten - stellt einen guten Prozentsatz der Gaben-Einnahmen der Westgesellschaften zur Verfügung. Geschieht dieses, dann ist es auch keine ängstliche Sache, wenn frühere Glieder einer östlichen Missionsgesellschaft sich für die Dauer ihres Lebens im Westen in die Verbundenheit mit einer westlichen Gesellschaft begeben, denn die deutsche evangelische Mission ist ein Ganzes.

Die Sicht der Frage von der Berliner Mission her (Pastor Gerhard Wilde)

1. Die anderagesehene Lage: Die Berliner Missionsgesellschaft sammelte keine Missionsfreunde, sondern sprach die Kirchengemeinden als Missionsgemeinden an. Es ist daher nach ihrer Meinung erklärlich, daß sich nun keine einzelnen Berliner Missionsfreunde auf Anruf melden. Die Ostvertriebenen werden überhaupt nach ihren kirchlichen Wünschen nicht gefragt. Es wird ihnen keine Hilfe zu eigener kirchlicher Willensbildung durch die Kirche des Westens zuteil, ("Die westlichen Pastoren können uns und unser Schicksal nicht verstehen und bleiben auch in ihren Predigten den Herzen der Vertriebenen fern.") Finanziell hat die Berliner Mission etwa 50 % ihrer Einnahmen verloren.

2. Andersartige Vorschläge:

- a) Evangelisch-missionarische Gottesdienste durch Vertreter der Ostmissionen für die Flüchtlinge (mit heimatlicher Liturgie).
- b) Berücksichtigung der Tatsache, daß das Hinterland der Missionsgesellschaft kein geographischer Bezirk ist, sondern eine aus Personen bestehende Gemeinde, also eine Kirche in der Kirche.
- c) Eine aus der gesamten ökumenischen Lage unserer Zeit heraus gestaltete Planung übergesellschaftlicher Missions- und Ökumene-Tage. Vorschlag eines im Kirchenjahr zu verwurzelnden Sonntages in der Pfingstzeit, der den Gedanken an die Wirklichkeit der Gesamtkristenheit in der Welt und von ihr als Ganzes getriebenen Mission gewidmet ist.

Die neuen Fragestellungen (Dr. Freytag, Hamburg)

- a) Das Verhältnis von Kirche und Politik steht im Zeichen der durchlittenen und noch anhaltenden Versuchung der Kirche, sich von der Politik in Dienst nehmen und entleeren zu lassen (Kirche der sozialen Hilfe in China, der Staatsbejahung in Japan; nationalistischer Untergrund der Missionslösungen der indischen Christen, die in die Macht- und Kampfsphäre ihres um Freiheit ringenden Volkes eingerückt sind). Der Fragekreis der "bodenständigen Kirche" zeigt unter wirtschaftlichem Aspekt nur wenige finanziell selbständige und nicht unterstützte Kirchen mit eigener Verantwortungskraft (z.B. die Bakak- und die Karenen-Kirche, die Kirche auf Formosa), unter kulturellem Aspekt das spannungsvolle Verhältnis der Missionskirchen nicht nur zu der "Adad", zu ihrem eigenen bodenständigen Volkstum, sondern zu dem bereits zivilisatorisch überschwemmten und zerstörten Volkstum, das Leben der Christenheit in zwei - auch geschichtlichen Heimatländern - dem eigenen und dem der Heilsgeschichte. Wie ist in dieser Lage der Auftrag Christi zu erfüllen, nicht zu zivilisieren und zu entfremden, aber auch nicht zu konservieren, sondern zu evangelisieren?
- b) Das Verhältnis von Kirche und Mission zeigt bedrängende Kraft. Die christlichen Kirchen Afrikas und Asiens sind Träger der Verantwortung für die Sache des Evangeliums gegenüber ihrem eigenen Volk

geworden. Nicht mehr die Mission ! Die Mission ist für viele ein Begriff der Verkörperung der Unselbstständigkeit geworden. Die in der großen Anfechtung bewährte, der missionarischen Führung entwachsene junge Kirche aber braucht und begehrt noch Missionare als Seelsorger und Helfer. Wie können diese aber in die neuen Aufgaben hineinwachsen ? Läßt sich die Heranbildung des erforderlichen neuen Missionstypus auf den gewohnten Wegen vollziehen ?

c) Kirche und Ökumene sind untrennbare Größen geworden. Es geht nicht um die Mission einer Gesellschaft oder der sendenden Kirche eines Landes, sondern um die Mission der Christenheit. Die Führung Gottes hat den Beweis der Einheit in der Tat der Liebe an den verwaisten Missionen erbracht. Sollen nun selbständige Volkskirchen oder nebeneinanderstehende, Länder übergreifende Weltkirchen angestrebt werden ? Jedenfalls hat unser Zeugnis nur Verheißung in der Einheit.

d) Die deutsche evangelische Mission innerhalb der Weltmission steht nicht nur unter dem Gesetz der Parallelität der gemeinsamen Fragen und Nöte aller Mission, sondern im Durchleben einer noch viel größeren Katastrophe als die Gesamtmission und einer noch größeren menschlichen Retlosigkeit als dieser. - Was bedeutet die Zerschlagung eines großen Teiles der Missionsgemeinde (Ostdeutsche Gesellschaften) für den Missionsgehorsam der ganzen deutschen Mission ? Wie können wir in einer sich um die Frage der rechten Verkündigung sammelnden Kirche die "fortschreitende Verkündigung", die zur gesunden missionarischen Kirche gehört, erwecken und die Einheit der Christenheit in der Missionsaufgabe durch die eigene Existenz, durch eigene Sammlung verdeutlichen ? (Im Blick auf das Feld in neuer Durchdenkung einheitlichen Handelns, im Blick auf die Missionarisausbildung durch anderes, neues und gemeinsames Handeln, das nicht einfach in den traditionellen Linien weitermacht.) Wir müssen bereit sein zu neuem Buchstabieren. Im Gericht und nicht im Entronnen-sein ist die Gnade Gottes. Das ist die Lage, die wir erkennen müssen. Trachten nach dem, was Verheißung hat, so wird uns alles andere zufallen. Das ist die Lösung, der wir folgen sollen.

Was haben wir aus unserem politischen Weg für den Auftrag der deutschen evangelischen Mission zu lernen ? (eingeleitet durch Prälat Dr. Hartenstein).

1. Der öffentliche Weg der deutschen evangelischen Mission im Dritten Reich führte diese bald zur Gemeinschaft mit der Bekennenden Kirche. "Die Mission als Bekenntnishandlung der Kirche vor der Welt" sah die Aufgabe, in zwei öffentlichen Worten in Bethel und Tübingen zu den damals brennenden Fragen von Staat und Kirche, Heidentum und Antichristentum, Freiheit und Gebundenheit des missionarischen Dienstes, Volk Gottes und Völkern in heiligeschichtlicher Sicht (Schöpfungsordnung oder Gedulds- und Zornesordnung Gottes mit den Sündern) Stellung zu nehmen.

2. Ihr Weg in und durch die Versuchung

a) Gingen wir in der Finanzfrage, die das Ganze der Arbeit überschattete, in der Zusammenarbeit mit dem Gesetzgeber (Sammlungs- und Devisengesetz) nicht zu weit ? Haben wir genug geglaubt, daß der Mensch vom Wort Gottes lebt ?

b) Haben wir nicht alle in der Politik den Traum der Deutschen in einem letzten Zeitpunkt erfüllt gesehen und sind von der Doxa des Reiches dieser Welt geblendet worden ? Es ist Gnade, wenn wir den Kniefall nicht mitgemacht haben, aber tief verbeugt haben auch wir uns. Geschwiegen hat auch das prophetische Amt der Mission. Gehalten hat uns allein die Stimme des guten Hirten.

3. Besinnung über den kommenden Weg unter dem Gericht

a) Brot und Geld. Die Frage ist beleuchtet von folgender Tatsache. Gott gab uns kein Geld, als wir arbeiten konnten, jetzt aber, da wir es nicht können, gibt er es uns. Ein Geheimnis, das zum Nach-

denken zwingt. Gott will allein, daß sich Menschen opfern und kann Überreich geben auch in der Not. Es geht um das Opfer in der Freiheit. Wie kann Geld so verwandt werden, daß Menschen zum Opfer veranlaßt werden?

- b) Es geht in der Politik um ganze biblische Nüchternheit gegenüber allen politischen Tündern. Nicht "Ägypten", sondern Stillesein und Hoffen sei unsere Stärke. Der Weg Israels und der Weg der deutschen Christenheit sind einander nahe gekommen.
- c) Es gilt ökumenische Sicht. Das Ende der Synthes Christenheit und Volk ist in der ganzen Welt da. Wir sind das "dritte Geschlecht". Es ist nicht das Vaterland, aus dem wir geboren sind, sondern die Patria, die wir suchen, unsere Heimat. Ein Einssein dieses "dritten Geschlechtes" in Christo hat sich sichtbar bewährt. Es gibt eine Gemeinde unter allen Völkern, die hier keine bleibende polis hat, sondern gemeinsam die kommende sucht, mitten hindurch durch Sakralisierung und Dämonisierung.
- d) Es ~~bedarft~~ bedarf der rechten Einordnung in die Kirche. Die Kirche ist umso lebendiger, je mehr sie geistlich freiwillige Gemeinde ist. Die einzelne Gemeinde, nicht die Kirchenleitung ist der Ort, an dem die Entscheidungen fallen. Jede einzelne Gemeinde muß wissen, um was es in ihr geht: ihre Ämter darf sie nicht als Würden, sondern muß sie als Dienste verstehen und sich stark machen gegen Klerikalismus und Konfessionalismus.
- e) Der kommende junge Missionar muß daher in der Frage Politik und Evangelium, Kirche und Volk ein helles und waches Auge haben, gewandelt sein im tiefsten Sinne. Radikale Demut in der Haltung und radikale Tapferkeit in der Botschaft muß künftig unlöslich miteinander verbunden sein.

In der regen Besprechung beider Referate wird das treue Festhalten an den uns verbliebenen Aufgaben auf den alten Missionsfeldern und die Ermahnung unserer Mitarbeiter zur demütigen Einordnung in fremde Missionsarbeiten ohne Bitterkeit gefordert, das Aushalten der Spannung zwischen unerhörten Aufgaben und unerhörten Hindernissen in der Geduld und das Wissen darum, daß uns auch jetzt noch etwas anvertraut ist an die anderen, die Bezeugung der Fremdlingschaft aller von Gott Gerufenen als Frucht unserer schweren Erfahrungen und als neues Missionsmotiv in der neuen Anfechtung zu Ungehorsam und Taktik. Der Missions-tag beschließt aus Anlaß des in diesen Tagen stattfindenden Zusammentreffens englischer, holländischer, deutschen und Schweizer Missionsleiter ein brüderliches Wort an den Leiter dieser Zusammenkunft, Professor Krämer-Holland, desgleichen ein Wort an die Leitung der EKID, das die an der Mission uns überwältigend widerfahrene Führung des Herrn und Hauptes zum Einssein Seiner Gemeinde in allen Völkern bezeugt. Das letztere Wort lautet:

"Der in Herborn vom 24. - 26. Sept. 1946 versammelte Deutsche Evangelische Missionstag, in dem die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften verschiedener Bekenntnisse vereint sind, sieht sich veranlaßt, in der gegenwärtigen Lage der evangelischen Kirche in Deutschland folgendes zu erklären:

Wir haben während des Krieges im Hassen und Wiedereinander der Völker das Wirken des lebendigen Herrn in der Weltmission sehen dürfen. Jesus Christus läßt mitten im Versagen und in der Schuld der Menschen Seine Kirche werden und wachsen. Er macht damit die Einheit Seines Leibes sichtbar. Als Haupt und Herr Seiner Gemeinde ruft er die Seinen aus den verschiedenen Nationen und Rassen zur Gemeinschaft des Glaubens zusammen. Durch ihn weckt, erneuert und stärkt Er die Liebe, die den andern als Bruder erkennt, ihm seine Schuld vergibt und ihm in seinen Nöten hilft. In den jungen Kirchen hin und her beobachten wir das Bestreben, über die verschiedenen Ausprägungen ihres Bekenntnisstandes hinaus sich zusammenzuschließen. Aus der alten Christenheit heraus haben die verwaisten Missionen über die Fronten des Krieges und über die

Grenzen des Bekenntnisses hinweg brüderliche Hilfe erfahren. Hinter all diesem Erleben der Ökumene steht der Herr, dessen Gebet es war, "daß wir alle eines seien".

Der Herr, der Seine Kirche in der Welt baut, will auch in unserem deutschen Volk die Gemeinde Seiner Jünger als Seinen Leib in Einigkeit des Glaubens und in der Gemeinschaft der Liebe darstellen und verwirklichen. Gerade in der gegenwärtigen Lage unseres Volkes ist es ein Versagen in unserem Auftrag als Zeugen Jesu Christ, wenn das notwendige Ringen um die Wahrheit innerhalb der einen Kirche Formen annimmt, die die Liebe verletzen. Damit die uns anvertraute Botschaft glaubwürdig bleibe, müssen wir die Treue zum Bekenntnis mit der Achtung des Bruders vereinigen in der demütigen Erkenntnis, daß der Herr größer ist als unser Begreifen und Seine Wahrheit reicher als unser Verstehen.

Darum wollen wir uns gemeinsam unter das Wort des Apostels stellen: "Ich ermahne euch, daß ihr wandelt in aller Demut und Sanftmut, mit Geduld und vertraget einer den andern in der Liebe und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens !" (Eph.4).

Paum 1/58

Rückschlag und Widerstand fordern doppelten Einsatz

Als wir im Sommer 1956 die fünfunddreißig Hos in dem Dorf Sisibaha taufen durften, waren unsere Herzen voller Dank gegen Gott. Wir hatten viel Grund dazu; denn seit Jahrzehnten war eine so geschlossene Gruppe nicht vor den Altar Gottes getreten, um auf den Namen Jesu Christi getauft zu werden. An jenem Tag schienen sich alle Bewohner des Dorfes zu freuen; denn die Nichtchristen kamen dazu und bekannten nach der Taufe der ersten Christen, daß auch sie nachfolgen wollten, um aus der Gebundenheit der finsternen Mächte befreit zu werden.

Der Katechist, der die Taufbewerber unterwiesen hatte, gab dem indischen Pastor und mir einen guten Bericht über den abgeschlossenen Unterricht. Wir selber prüften diesen und jenen und hatten den Eindruck, daß alle Taufbewerber es sehr ernst meinten. Ganz besonders fiel der Alte auf, der sich den Namen Christ Hardugan gewählt hatte. Er bekannte: "Mein Leben geht dem Ende zu. Weit bin ich durch die Welt gezogen, und nirgends habe ich das gefunden, was ich suchte. Hier in dieses Dorf heimgekehrt, alt krank und verbraucht, schenkte mir Gott vor meinem Tod das Schönste, die Gewißheit der Vergebung der Sünden und die Hoffnung auf das ewige Leben".

Auf diese Prüfung hin und auf das ernste Verlangen der Hos wurde allen die Taufe gewährt. Der Anfang war gut. Alle kamen zum sonntäglichen Gottesdienst. Die Getauften hielten sich zu der weiteren Christenlehre. Andere Taufbewerber kamen dazu. Der alte Hardugan, der nicht die Gottesdienste seiner Krankheit wegen besuchen konnte, hatte seine besonderen Andachten. So wuchs die junge Gemeinde langsam in die Anfangserkenntnisse des christlichen Glaubens hinein. Hardu-

gan aber war das innerlichst eingestellte Glied der ganzen Gemeinde, und so schlief er eines Tages auch im Glauben an seinen Erlöser Jesus Christus ein, um nicht mehr aufzuwachen.

Da trat eine Wandlung ein. Einige Wochen nach dem Tode des alten Hardugan merkte der Katechist, daß in der jungen Gemeinde etwas vor sich ging, das das geistige Leben bedrohte. Die Frauen blieben vom Gottesdienst fern. Die Männer erschienen seltener und seltener. Und eines Sonntags kam keiner mehr zum Gottesdienst. Wir gingen den Ursachen nach. Und was fanden wir? Sie alle bekannten: "Wir können dem auf uns ausgeübten Druck nicht mehr standhalten. Die "Dikus" (damit meinen die Mos alle, die keine Mos sind, und vor allem die Hindus) bedrohen uns. Sie machen uns Schwierigkeiten. Sie wollen uns von Hof und Haus verjagen. Sie geben uns keine Arbeit mehr". Wir baten um Auskunft; man sollte uns doch die Namen nennen, damit wir mit den "Dikus" sprechen könnten. Doch wurden die Namen uns nicht mitgeteilt - aus Furcht, daß die Hindubeamten sie noch mehr bedrängen und ihnen das Leben zur Hölle machen würden.

So haben die Christen von Sisibaha dem Druck von außen nachgegeben und sich öffentlich von der Kirche getrennt. Sie bekannten zwar: Wir bleiben Christen und werden auch weiter beten; aber ihre Bitte lautete: "Laßt uns allein"! Damit ist eine junge Gemeinde von uns gegangen. Wir haben sie aber nicht aufgegeben. Ein zweiter Katechist ist angestellt worden, der bei den von uns getrennten Brüdern Hausbesuche macht, mit ihnen singt und betet. Dies alles geschieht aber ganz privat.

An dem Beispiel des Dorfes Sisibaha habe ich zum ersten Mal erfahren, was mir in der letzten Zeit mehr und mehr und auch anderswo in Indien aufgefallen ist. Überall, wo Mos bereit

waren, sich taufen zu lassen, sind es nicht wie früher die eigenen Stammesgenossen, die sie hindern, Christen zu werden, sondern kleine Unterbeamte, die zu den Hindus gehören. Die Hindus wollen es nicht, daß ein Inder Christ wird. Sie wollen vielmehr, daß alle, die noch nicht Hindus sind, Hindus werden. Was in Sisibaha geschehen ist, ist an und für sich eine ganz geringe Angelegenheit. Hinter diesem Einzelfall aber steht eine gewaltige Idee, die Millionen von Hindus erfaßt hat. Ganz Indien soll ein "Ram Raj" werden, d.h. ein Staat, in dem nur die Hindureligion herrschen soll.

Diese Idee ist heute Tat geworden. Wir erleben sie hier in kleinen Ausmaßen. Schauen wir aber in die Zeitung, dann geht der Vorhang ganz weit auf. Kräfte sind am Werk, die christliche Kirche in Indien zu zerstören.

Eine der jüngsten und größten Demonstrationen gegen das Christentum fand kürzlich in Raipur statt. Weil der Hausvater eines christlichen Internats den Hindustudenten nicht erlaubte, in dem christlichen Haus bei einer Feier ein Götzenbild aufzustellen, entstand ein Tumult in der Stadt. Nicht hunderte, sondern tausende und abertausende von Menschen wurden von Agitatoren zusammengerufen und aufgehetzt. Was dort im "Gass Memorial" geschehen war, sei eine Verletzung der Hindureligion, hämmerte man der Masse ein. Eine Tankstelle wurde gestürmt. Das christliche Studentenheim wurde mit Benzin begossen. Und das Haus ging in Flammen auf. Blinder Eifer hatte einen Schaden von rund hunderttausend Mark angerichtet. Alles war gut organisiert. Im weiteren Umkreis von Raipur, wo christliche Institutionen waren, wurde planmäßig gegen die Christen gearbeitet.

Aus allem geht hervor, daß der Hinduismus wieder sein Haupt erhebt - heute mehr denn je. In diesen Monaten finden die grös-

seren Götzenfeste statt. Ich habe sie nun zwanzig Jahre erlebt. Sie nehmen an Größe und Bedeutung zu. Früher fuhren in Chaibasa an solchen Tagen zwei oder drei solche Götzenbilder durch die Straßen. In diesem Jahr waren es mehr als zehn Standbilder der Göttin Kali, die in Prozessionen durch die Stadt mit großem Heidenlärm gefahren wurden.

Ich fragte einen meiner Bekannten, was wohl die Herstellung eines solchen Götzenbildes kostete. Er antwortete mir: rund hundert Rupies für das Bild selber; aber mit allem Drum und Dran ungefähr tausend Rupies. Das sind gewaltige Ausgaben. Als ich das hörte, konnte ich mir nur sagen: Die Heiden opfern für ihre Götzen mehr als wir Christen für unseren Herrn Christus, der der wahrhaftige Gott ist. Ich glaube, hier können wir wirklich etwas von den Heiden lernen. Und sollte einer unserer Leser über diese meine Worte zweifelnd den Kopf schütteln, dann kann ich dazu nur antworten: Komm und sieh, und du wirst in Indien noch ganz andere Dinge erleben als hier in unserem kleinen Chaibasa.

Während der Götzenfeste überbietet eine hinduistische Stadtgemeinde die andere. Jede will die größte und beste Götzenprozession in ihren Mauern haben. Ein alter, mir gut bekannter Hindulehrer kam ganz freudestrahlend zu mir und sagte: "In diesem Jahr haben wir vier große Statuen der Göttin Kali in unserem Dorf aufgestellt". Aber was ist das alles gegen Cuttack, der Hauptstadt von Orissa! Die Zeitung berichtete von hundert Altären, die in den Straßen aufgebaut worden waren. Der Höhepunkt der Feier in Cuttack bestand aber in der feierlichen Prozession und Versenkung der Götter in den Fluß. Es kam zu Verkehrsstockungen. Straßen mußten gesperrt werden. Die Polizei wurde eingesetzt, damit die Götzenprozession mit den Mitteln der modernsten Verkehrstechnik durch die Straßen

Cuttacks durchgeschleust werden konnte.

So erleben wir heute das Wiedererwachen des Hinduismus in ganz Indien, und zwar in primitiver und in geistiger Form. Ob es sich nun um ein kleines Dorf oder eine indische Großstadt handelt, hier wie dort geht es um das Auslöschen des alleinigen Anspruchs Jesu Christi, daß er der Herr ist, der einzige Weg und die einzige Wahrheit und das einzige Leben. Wir fassen es heute mit Händen, daß es eine Lüge ist zu behaupten, Indien wäre tolerant. Und wie in Indien, so ist es in der ganzen Völkerwelt. Überall melden die Religionen und Nationen in Afrika und Asien ihren Widerspruch gegen Christus an. Ist dieser Vorgang normal oder nicht? Aus der Bibel und der Missionsgeschichte wissen wir als Christen, daß solche Zeiten durchaus normal waren. Es wäre anormal, wenn Christus nicht widersprochen werden würde. So leben wir also in einer durch durch normalen Zeit, in der alles darauf ankommt, daß wir als Jünger Jesu treu bleiben und an dem Befehl Gottes - auch an seinen Missionsbefehl - festhalten.

Vielleicht werdet Ihr, liebe Leser, sagen: "Ein sonderbarer Bericht, der unsere Herzen nicht warm macht, sondern uns enttäuscht und unsere Liebe erkalten läßt. Wie sollen wir da für die Gossner-Mission beten und Gaben spenden? Rückschlag, Widerstand auf der ganzen Linie und obendrein noch Zank und Streit in der Gossnerkirche selbst!" Ich stimme Euch zu und sage: Ihr habt recht. Es ist sehr traurig, wie es in Indien und auch in der Gossnerkirche zugeht. Und doch muß ich Euch folgendes ins Gedächtnis rufen: Ihr habt hundert Jahre lang Berichte von den Siegen Jesu Christi auf dem Gossnerfeld gehört. Ihr habt Euch an jenen Berichten mit uns gefreut. Dieser erlebten Freude wegen habt Ihr das Werk der Gossner-Mission geliebt und mit Eurem Gebet und Euren Gaben getragen. Sollen wir jetzt nicht auch die Rückschläge in Kauf nehmen, die

Schwierigkeiten, die sich vor uns auftürmen und auch die Unzulänglichkeiten in der indischen Kirche und in indischen Gemeinden? Ja, sind wir nicht durch die gegenwärtige Missionslage in Indien zu doppeltem Einsatz aufgerufen?

Diesen Bericht habe ich geschrieben, damit Ihr wißt, wo Ihr recht kräftig mit Eurem Gebet einsetzen sollt und wofür Eure Gaben erforderlich sind. Wenn Du diesen Bericht liest, dann bete:

1. Bete um den Frieden und die Einigkeit der Goßnerkirche!
2. Bete für die verlorene Gemeinde Sisibaha!
3. Bete für die Hos, daß sie den Herrn Christus lieb gewinnen!
4. Bete für alle Christen in Indien, daß sie in der Zeit des Druckes und der Verfolgung festbleiben!
5. Bete für alle Katechisten und Pastoren in der Goßnerkirche!
6. Bete für uns, die wir Gottes Boten sind, damit wir nicht müde werden, vielmehr mit Freuden unsere Arbeit tun.

Wer recht betet, der wird auch recht geben. Das rechte Gebet besteht nicht in der Fürbitte für die "armen Heiden" oder für die "armen Missionare", sondern in dem königlichen Gebet: "Dein Reich komme!" Wir beten für einen König und ein Königreich; und wenn wir geben und spenden, handelt es sich um eine königliche Gabe und ein königliches Geschenk für den König Jesus Christus. Denkt in dieser EpiphaniENZEIT an die drei Weisen aus dem Morgenlande, die dem Christuskinde ihre königlichen Gaben brachten!

Ihr sollt aber auch wissen, wofür die Gaben so dringend gebraucht werden. Ich nenne hier nur die Aufgaben, die uns allein auf dem Arbeitsgebiet erwachsen, für das die Goßner-

Mission eine besondere Verantwortung trägt: die Missionsarbeit in Singhbhum und Orissa. Ich habe noch 3 Kapellen zu bauen; jede kostet rund achthundert Mark. Ich muß noch vier bescheidene Häuser für Katechisten bauen - jedes kostet rund fünfhundert Mark. Es wäre schön, wenn sich in der Heimat die eine oder andere Gemeinde stark machen könnte, um die Baukosten für eine Kapelle oder für ein Katechistenhaus zu übernehmen.

Ihr wißt, wir bauen auch ein Hospital. Es ist nicht auszusagen, welch ein Segen von dieser Stätte ausgeht und wieviel auch da getan wird! Aber wir kommen mit dem Bauen nicht recht voran. Hier müßte etwas Besonderes geschehen. Nach dem von der indischen Kirche beschlossenen Bauplan warten noch fünfzehn Räume von verschiedener Größe auf ihren Ausbau und ihre Einrichtung. Die Baukosten für jeden Raum betragen durchschnittlich fünftausend Mark. So brauchen wir dann noch insgesamt fünfundsebzigttausend Mark, um den Bau des Hospitals Amgaon abzuschließen.

Wir wissen sehr wohl, daß wir diese Aufgabe nur Jahr um Jahr und Schritt für Schritt lösen können. Aber vielleicht ist es für unsere Leser, Freunde und Mitarbeiter wichtig und gut, einmal einen gesamten Überblick darüber zu bekommen, was von uns auch im kommenden Jahr an Einsatz des Glaubens und der Liebe erwartet wird.

Wir Missionare und Missionsschwestern in Indien hoffen von Herzen, daß uns die Heimatkirche nicht im Stich läßt. Wir müssen unsere Arbeitslage in Indien ganz nüchtern sehen. Der Rückschlag ist da, und auch der Widerstand ist da - so läßt es nicht am Dritten fehlen: am doppelten Einsatz der Heimat.

Helmuth Borutta

Nun will ich Euch mal von unsern Erlebnissen am vorigen Sonntag erzählen. Schon am Tage vorher mußte ich mich darauf vorbereiten. Ich sollte in dem Christendorfe Purnapani auf der anderen Seite des Brahmaniflusses eine Taufe vollziehen. Die Bewohner hatten mich darum gebeten. Kommt doch nur höchst selten der eingeborene Pastor dorthin, dessen Amtssitz viele hundert Kilometer entfernt liegt, und so freuen sie sich, daß ich in ihrer Nähe so leicht erreichbar bin. Das heißt, viele Meilen weit von hier liegt das Dorf auch noch, aber es wäre nicht schwer, mit einem Führer es zu finden. Und ich sollte auch gut zu essen bekommen. Ob die Memsahib (meine Frau) auch mitdürfe? Ja natürlich, und zu essen bekäme sie auch. So hatten wir freudigen Herzens zugesagt, aber meine Aufgabe war nicht so leicht zu lösen. Zwar ist in der großen Agende der Gossnerkirche auf vier Seiten abgedruckt, was der Pastor vorzulesen und zu tun hat, aber das ist alles in der Hindisprache, und die kann ich beileibe noch nicht fließend lesen, denn es ist ja alles in der Devanagarschrift geschrieben, die über fünfzig Schriftzeichen hat. So war ich froh, daß unser eingeborener Knecht Jadai mir behilflich war, in meiner Agende die Texte ganz klein in lateinischer Umschrift drunterzuschreiben. Am Sonnabend Abend habe ich es ihm noch einmal vorgelesen, und er meinte dann: "Atscha!", d.h. gut - dann legte er sich schlafen. Meist geht er abends nicht nach Hause, denn seine Frau darf nicht bei ihm wohnen, weil deren Vater noch Anspruch auf ihre Arbeitskraft hat und im Norden der Provinz Orissa sie in der Feldarbeit beschäftigt. So findet er es bei uns interessanter und lag bald ausgestreckt auf unserem Sofa, d.h. einem Holzgestell mit vier Beinen. Seine braunen Füße guckten unter heraus und kontrastierten zu dem Gelb der getünchten Wand in eigenartiger Weise, und das Licht unserer Petroleumlampe wirft deren Schatten gespenstisch vergrößert noch einmal auf die hohe gelbe Wand. Wir sitzen auf der Veranda. Wird es morgen regnen? Das ist die Frage, die uns bewegt, als wir zum Abendhimmel hinausschauen, der in prächtigen roten, violetten und gelben Tönen einen herrlichen Anblick bietet. Jadai soll uns begleiten, und er besitzt wie die meisten Inder keine Schuhe. Wir haben ihn lieb gewonnen, und es gelingt uns immer ~~nicht~~, wenn er einmal eine Arbeit machen soll, die ihm ^{nicht} behagt, ihn doch noch rumzukriegen bis er Atscha sagt und sie tut. Er setzt dann ein gutmütiges Lachen auf, und seine schneeweißen Zähne, die er jeden Morgen mit einem Hölzchen bearbeitet, blitzen dann nur so in dem braunen Kindergesicht. Der Abend auf unserer Veranda ist jetzt gewürzt durch den Duft der

unzähligen Blumen. Die Regenzeit ist ja nun schon seit 4 Wochen an-
gebrochen und hat das Dschungel in ein Blütenmeer verwandelt, und
der fruchtbare Boden ist von frischem, saftigen Gras bedeckt. Die
Blumen wachsen hier auf Bäumen, und unsere große Messingschale wird
jeden Morgen frisch gefüllt von unserer Magd Esran mit den herrlich-
sten Geschöpfen dieser Art. Ich muß immer an das Bibelwort denken:
"Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht
bekleidet gewesen ist wie derselben eine", ~~und~~ wenn ich sie sehe.
Da sind feuerrote von 10 cm Länge, die in ihrem Schoße gelbe Staub-
gefäße enthalten und wie leuchtende Lampen aussehen. Oder kleinere
gelbe, die einen ganzen Ast lang wachsen und mit den roten einen
angenehmen Kontrast ergeben. Sie haben einen fast betäubenden Duft,
und die indischen Mädchen stecken sie sich als Schmuck in Haare und
Ohren. Spät legen wir uns zum Schlafen nieder, trotz der Schwüle
schlafen wir bald ein. Bettdecken brauen wir nicht. Mit einem Ohr
hören wir doch noch, ob es regnet. Dann wäre nämlich unsere ganze
Fahrt in Frage gestellt. Für alle Fälle haben wir unsere leeren
Petroleumtins herausgestellt, die sind nämlich beim Regen in fünf
Minuten voll, und Jadal braucht dann keine vom Brunnen zu holen. Außer-
dem ist das Regenwasser sauberer. Aber Gottlob, es regnet nicht. Jadal
schläft noch, als wir schon mit Waschen fertig sind. Leise kitzele
ich ihn an den braunen Fußsohlen, aber es dauert lange, bis ich ihn
wach kriege. Dafür braucht er keine Zeit zum Frühstück, denn bis zum
Mittag bleiben die meisten Inder nüchtern. Dafür ist er abends etwa
einen halben Eimer voll Reis mit Zwiebeln. Der kleine Elefant im
Berliner Zoo aß auch nicht mehr. Unser erster Gang ist der nach dem
Fenster, ob es regnen werde. Nein, das üppige Grün der bewaldeten
Berge zu beiden Seiten des Brahmani zeigt zwar in den oberen Teilen
noch eine weiße Wolkendecke, aber man kann es geradezu verfolgen,
wie diese nach oben abzieht und bald haben die uns zunächst gelegenen
Berggipfel nur mehr kleine weiße Mützen auf, die uns harmlos erschei-
nen. Inzwischen hat Jadal schon unsere Fahrräder bereit und hinaus
gehts in den frischen Morgen. Im Hospital mache ich noch die Morgen-
visite mit Schwester Ilse. Trotz der unzugänglichen Zugangswege nach
Amgaon haben sich doch auch in der Regenzeit viele Schwerkranke ein-
gefunden. Glücklicherweise konnte ich den Erweiterungsbau vor Einbruch
der Regenzeit noch fertigstellen lassen, so daß sie jetzt wenigstens
alle ein Dach über dem Kopf haben. Dann gehts weiter durch das Ende
unseres Compounds, an dem ich ein großes gewölbtes Tor mit dem Kreuzes-
zeichen darüber errichten ließ, das nun von dem Sinn unseres Dienstes
hier zeugen soll bis in ferne Zeiten. Hinter dem Tor gehts durch den

Mangohain. Im vergangenen Jahrhundert hat ihn ein mildtätiger Inder anlegen lassen als Schattenspender für müde Wanderleute. Das Dorf ^{Amgaon} hat daher seinen Namen. Mächtige alte Stämme sind es und in der Trockenzeit balgen sich die Inderkinder um ihre süßen Früchte. Viele ihrer Zweige sind von grünen Schmarotzerpflanzen nach Art der Orchideen befallen, die um die Weihnachtszeit herum herrlich blühen sollen. Da steht auch ein riesiger Windbaum, von dem herab mächtige Luftwurzeln hängen, die zum Schaukeln einladen. Wie ein langer Eselschwanz sehen sie aus. Dann tauchen schon die ersten Lehmhütten auf. Wir sind im Dorf Amgaon. Freundlich grüßen uns die Dorfbewohner, denen wir schon längst keine Unbekannten mehr sind. Vorbei gehts an dem Tempelplatz, dann hinunter an den Fluß. Er ist doch sehr angeschwollen durch die Regenzeit. Tosend wälzen sich seine lehmigen Wassermassen talabwärts, die ungeschützten Ufer immer mehr auswaschend. Ob der Fischersmann bereit ist, uns mit dem Boot unter diesen Umständen über den Brahmani zu setzen? Schon kommt er lachend aus der Hütte. Er ist ein alter Patient von uns, und höflich nimmt er unsere Räder ab und verstaute sie in seiner Hütte. Wir brauchen keine Sorge zu haben, daß wir sie am Abend nicht wiederbekommen. Ihren Dorfdoktor halten die Leute in Ehren, man kann nicht wissen, ob man ihn mal plötzlich, vielleicht sogar nachts, benötigt... Da ist es immer gut, ihn nicht zu erzürnen. Nun hieß es, die steile lehmige Böschung herunterzusteigen - eine schlüpfrige Angelegenheit. Unten stand schon ein Einbaumboot bereit, nicht eben vertrauenerweckend. Beim Einsteigen hat man schon das Gefühl, es kippt um, und nun müssen gar alle unsere Begleiter auch mit herein: auer meiner Frau und Jadal auch noch Santoschi, unsere Lehrerin, und Silvanti, die uns in der Apotheke mit hilft. Nur wenige Finger breit liegt der Rand des Bootes über der Wasserfläche, durch deren Strudel der Fischersmann uns sicher hindurchlaviert. Zunächst kann er das Boot noch mit einer langen Stange vom Flußboden aus fortschieben, dann wirds zu tief, und er muß zum Ruder greifen. Viel kann er nicht ausrichten, denn mitten im Fluß hat das Wasser solch eine Kraft, daß unser Boot einfach fortgetrieben wird. Alle sitzen mäuschenstill und sind ängstlich bemüht, nicht durch eine ungeschickte Bewegung das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es sind ein paar bange Minuten. Aber dann gelingt es unserem Fischer doch, das Boot aus der Zone der stärksten Strömung herauszubugsieren und bald sind wir in den ruhigeren Stellen am gegenüberliegenden Ufer. Ein wenig haben wir uns geschämt, wenn wir an das Wort des Herrn dachten: Ihr Kleingläubigen, warum siet ihr so fruchtbar? Am andern Ufer angelangt, wieder die Kippelei beim Aussteigen. Die meisten zeihen es vor, in das seichte Wasser zu springen und das käline Stück bis zur Uferböschung durch den Fluß zu waten. Ich bin der letzte, und mittlerweile

ist das Boot so leicht geworden, daß der Fischer es ganz ans Ufer ziehen und ich trockenen Fußes das Land betreten kann. Auch hier das Ufer völlig unbefestigt, weil der Mensch noch nicht imstande ist, der Naturgewalten Herr zu werden. So ist der Fluß unberechenbar und ungezähmt wie die wilden Tiere dieses Landes. Er beißt hier und dort ein Stück aus dem Ufer heraus, wenn der Monsunregen niedergeht und ihm die Kraft dazu gibt. Da kann es vorkommen, daß er seinen Lauf ändert, ohne daß ihn jemand daran hindern kann. Wessen Gelände der Fluß ergreift, der tut gut daran, ihm auszuweichen mit Haus und Familie und Gesinde und Vieh, sonst greift der Fluß auch nach ihrem Leben. Kein Wunder, daß die Heiden ihm mit ehrfürchtiger Scheu begegnen und ihn als heilig verehren. In Krankheitsfällen baden sie darin, auch wenn eine Lungenentzündung sich dadurch verschlimmert. Sein Wasser trinken sie, auch wenn es noch so sehr verunreinigt ist und gefährliche Krankheitserreger beherbergt. Was werden sie sagen, wenn es dem Menschen eines Tages gelingt, ihm seinen Willen aufzuzwingen. Projekte werden von der Regierung mit großem Eifer ausgearbeitet, Staudämme sind vorgesehen, um seine Kraft wirtschaftlich zu nutzen und die jahreszeitlichen Schwankungen der Wassermenge zu verhindern. Was werden die Heiden dazu sagen, wenn es sich dann offenbaren wird, daß er gar nicht heilig ist, daß er sogar seine Fische nicht mehr behalten kann, weil die Industrieabwässer von Rourkela alle nützlichen Tiere des Flusses umbringen werden und die Fischer dann keinen Erwerb mehr haben? Die ganze Größe der Aufgabe der Goßner-Mission hier in Orissa wird daran deutlich. Die Entwicklung drängt geradezu dahin, daß der Hinduglaube unglaublich wird und die Menschen sich wohl oder übel bereit finden müssen, ihre alten religiösen Anschauungen zu revidieren. Werden sie resignieren und einem platten Materialismus anheimfallen, der im Menschen nichts anderes als einen Atomklumpen zu sehen vermag, weil keine Religion mehr zu dem Zeitalter der anbrechenden Industrialisierung passen will, oder werden sie die Botschaft hören von dem Christus, der auch mitten in den Industriewerken zwischen hochragenden Schornsteinen und elektronenenergiebetriebenen Maschinen seinen Platz hat und am Werke ist, Sünder selig zu machen ...

Inzwischen haben wir uns die Uferböschung hochgearbeitet, indem wir uns gegenseitig geschoben und gezogen haben. Nun führt unser Weg über Wiesen hinweg, die mit dicken Salzbäumen bestanden sind. Die Sonne ist dich mit Wolken verhangen, was uns sehr recht ist. So können wir beim fröhlichen Wandern unsern Tropenhelm absetzen. Zwischen den Salzbäumen - man nennt sie die indische Eiche - sieht man ab und zu einen malerischen Pilz wachsen, auch hucht wohl einmal eine zierliche

Schlange über den Weg. Ich bemühe mich, den Leuten immer klar zu machen, wie nützlich die Schlangen zur Bekämpfung von Ungeziefer sind und welch schönen Anblick sie mit ihrer bunten Zeichnung bieten, wenn sie sich blitzschnell und doch graziös zwischen den Gräsern hindurchbewegen. Aber besonders die Frauen wollen davon nichts wissen. "Und ich will Feinschaff setzen zwischen dir und dem Weibe". Schon mehrfach wurden mir ins Hospital von den Indern Schlangen gebracht, die sie auf unserer Station getötet hatten. Sie erwarten dann ein großes Lob von mir und sind betrübt, wenn ich ihnen mein Mißfallen über ihr Tun zum Ausdruck bringe. Neulich war es ein mehrere Meter altes Exemplar der *Hydrophis caeruleus*. Ich habe sie enthäutet und über unserem Erbsenbeet hängt jetzt die grell gefärbte Haut. Kein Tier wagt sich seitdem an unsere Erbsen und selbst in 50 m Entfernung vorbeigehenden Hunden sträubt sich das Fell und knurrend machen sie, daß sie fortkommen.

Nun führt unser Weg über eine große Lichtung, die fleißige Reisbauern in das Dschungel gerodet haben. Die Reispflanzen sind jetzt etwa 20 cm hoch und bieten mit ihrer hellgrünen Farbe ein liebliches Bild. Mühsam ist der Reisbau. In diesem Stadium müssen die Pflanzen nämlich einzeln ausgepflanzt und umgesetzt werden. Das ist keine leichte Arbeit, tagaus tagein bis an die Knie im Wasser stehen und diese gebückte Stellung einzuhalten. Der Reis ist ja eine Sumpfpflanze und durch Kanälchen und Dämme bemüht man sich, die Felder immer unter Wasser zu halten, sonst gibt es später keine Ernte. Kein Wunder, daß die Reisbauern oft unsere Patienten sind wegen Gliederschmerzen und anderen rheumatischen Erscheinungen. Alle Versuche, den Reisbau durch mechanische moderne Methoden zu erleichtern, sind bis jetzt fehlgeschlagen.

Am Ende der Lichtung müssen wir ein solches Kanälchen überqueren, über die behelfsmäßige Brücke zu balancieren ist auch nicht so ganz einfach. Aber wir verstehen nun, weshalb uns der Ochsenkarren nicht direkt am Ufer abholen konnte. Denn diese Brücke kann er unmöglich passieren. Aber nun sehen wir schon den uns freundlichst entgegen-
gesandten Karren, wohlbespannt mit zwei indischen Buckelrindern, auch Zebu genannt. Willig tragen sie das hölzerne Joch im Nacken, der Buckel sitzt gerade an der richtigen Stelle, um ein Abrutschen des Joches zu verhindern. Das hölzerne Fahrzeug hat zwei riesige Räder, und flugs machen wie es uns auf ihm gemütlich, die drei Damen hinten, ich vorn. Es muß der Wagen gut ausbalanciert sein, damit sich die Tiere nicht

überanstrengen. Unser Jadal zieht es vor, nebenher zu laufen, ebenso der Karrenführer. Zügel gibt es nicht. Durch Ziehen am Schwanz wird den Ochsen Kargemacht, wohin sie zu gehen haben. Sie kennen den Weg durchs Dschungel auch von selbst ganz gut. D.h. von einem Weg kann man eigentlich nicht sprechen. Der sumpfige rote Lehm, durch den sich die großen Räder hindurcharbeiten müssen, ist alles andere als eben. Oft fährt das eine Rad einen Meter höher als das andere, und beim ersten Male konnte meine Frau einen leisen Angstschrei nicht unterdrücken, weil sie im Geiste das ganze Fahrzeug mit Insassen umkippen sah. Aber diese Sorge ist unbegründet. Das geländegängige Fahrzeug ist für die hiesigen Verhältnisse das einzig mögliche, jeder Kraftwagen würde bald scheitern. Aus jedem Einsinken im Sumpf ziehen unsere Ochsen den Wagen willig wieder heraus, wobei sie ihre Hufe mächtig spreizen und so ihr Einsinken vermeiden. Jedes Auto würde rettungslos steckenbleiben. Bald kommen wir an ein kleines Fischerdorf, aber damit sind wir noch nicht am Ziel. Es gelingt uns, unbemerkt daran vorbeizukommen. Sonst werden wir gewiß so lange aufgehalten werden, daß wir nicht pünktlich zum Gottesdienst in Purnapani sind. Mehrere kleine Wasserläufe sind zu überqueren. Wir stimmen einen deutschen Choral an, und dann singen unsere Indierinnen ein geistliches Lied, während unser Ochsenkarren langsam gemächlich seine Bahn zieht. Unsere Silvanti ist in der Jungen Gemeinde der Goßnerkirche führend an der Ausarbeitung neuer Kirchengesänge beteiligt, und es ist erstaunlich, welche Fülle neuartiger, dem indischen Ausdruckswillen gemäße Formen da gefunden worden sind. Dann singen meine Frau und ich wieder einen deutschen Kanon. Bald tauchen die ersten Häuser eines anderen Dorfes auf. Die Bewohner sind nicht Fischer, sondern Jäger. Jedenfalls haben die meisten von ihnen Pfeil und Bogen an ihren Hütten aufgehängt. Der Wildreichtum ist hier größer als auf unserer Seite des Flusses, aber das Abholzen des Dschungels wird auch hier seinen Lauf nehmen und Bären und sonstigen jagdbaren Tieren den Lebensraum entziehen. Hier gelingt es uns nicht, unerkannt zu bleiben. Im Nu sind wir umringt und werden um Hilfe in den mannigfachsten Krankheitsnöten gebeten. Gut, daß ich mein Hörrohr und den Tablettenkasten mit habe, um wenigstens die dringlichste Hilfe leisten zu können. Dann zieht unser Fahrer die Ochsen wieder am Schwanz, und weiter gehts. Etwas abseits vom Dorfe passeiren wir noch ein kleines Hüttenanwesen. Merkwürdig, daß bei der sonst so geselligen Lebensweise der Inder hier ein Mann so eigenbrödlerisch in der Wahl seines Bauplatzes erscheint. Den Grund lernen wir gleich kennen. Er erwartet uns hinter seinem aus Bambusstöcken geflochtenen Gartenzaun und hält

seine rechte Hand hoch, an der deutlich weiße Geschwüre zu sehen sind. Ich muß an das Beglaubigungswunder des Mose denken: "Er zog seine Hand heraus, siehe da war sie aussätzig wie Schnee"! Tatsächlich: Lepra, der biblische Aussatz! Schnell gebe ich ihm ein paar der neuen Diaminodiphenylsulfontabletten, aber leider ist bis jetzt ja trotz aller Reklame der Arzneimittelfabriken nichts Durchgreifendes gegen diese furchtbare Krankheit gefunden. Seine Kinder-schar steht um ihn herum und ist anscheinend nicht befallen, wie man das ja öfters findet. So ist er wenigstens nicht ganz alleine in seinem Hause, denn das würde ein Inder schwerlich längere Zeit aus-halten. Er winkt uns noch lange dankbar nach, als unser Gefährt sich wieder in Bewegung setzt und wieder im Dschungel verschwindet. Es ist schon fast Mittag, als wir in Purnapani ankommen. Das Dorf besteht aus 15 Hütten mit ebensoviel Familien, die alle Christen sind, außer zwei Familien alles Gossnerchristen. Es wurde im Jahre 1947 gegründet, als Indien selbständig wurde und die Kongresspartei die riesigen Waldungen den Maharadschas entzog und landhungrigen Siedlern zur Verfügung stellte. Die Bewohner kommen aus Raj Gangpur im District Sundargarh im Norden der Provinz Orissa. Die jahrelangen Nahrungssorgen ließen sie damals kurzentschlossen und freudig sich zusammentun und nach hier auswandern. So findet sich hier ein Christendorf inmitten der heid-nischen Umwelt. Die Missionserfahrung lehrt, daß geschlossene Siedlun-gen von Christen ein guter Schutz sind gegen Rückfälle ins Heidentum. Wenn die Wohngemeinde zugleich Glaubensgemeinde ist, so ist eine ge-wisse Gewähr der Stabilität gegeben. Dieser Grundsatz wird nicht über-all mit voller Deutlichkeit erkannt. Die Bewohner Purnapanis gehören zum Stamme der Oraons und bilden zusammen mit den Mundas und Kharias die Ureinwohner des Landes, die, ursprünglich einem animistischen Heiden-tum anhängend, von den eingewanderten Hindus immer mehr verdrängt wurden. Jeder dieser Stämme hat ursprünglich seine eigene, völlig ver-schiedene Sprache. Die Oraons verstehen das Mundari nicht und umge-kehrt. Auffallend war mir, daß die Einwohner Purnapanis Hindi sprachen und nicht Oraon. "Wir haben unsere Muttersprache vergessen um der Einheit willen" sagte mir der Häuptling des Dorfes. So können sie wenigstens dem Gottesdienst folgen, denn Hindi ist ja die Kirchensprache in der Gossnerkirche. Die Bewohner der heindischen Nachbardörfer verste-hen allerdings das Hindi nicht, sie sprechen Oriya. Man sieht, wie kompliziert das Sprachenproblem hier ist. Es kommt häufig vor, daß Kinder die Sprache ihrer Eltern nicht verstehen. Ganz besonders schwierig wirkt sich das natürlich im Schulwesen aus, weil ja nicht für jede Sprache eine besondere Schule eingerichtet werden kann. So gibt

es leider noch viele Analphabeten, auch unter unseren Christen. Wenn ich nun dachte, der Gottesdienst könne gleich beginnen, dann täuschte ich mich. Wir verließen das auf die Dauer doch etwas harte Fahrzeug und mußten zunächst im Hause des Häuptlings, dessen Kind auch mit unter den Täuflingen war, ein herrliches Essen zu uns nehmen. Die Frau des Häuptlings und das Kind bekamen wir allerdings noch nicht zu sehen. Er wünschte mit uns alleine zu sprechen. Meine Frau hatte vorsichtshalber Messer und Gabel mitgenommen. So brauchten wir nicht mit den Fingern zu essen, wie es unser Gastgeber tat. Da er sich vor und nach dem Essen die Hände gründlich wusch, ist ansich gegen diese Sitte nichts einzuwenden. Sicher werden bei uns zu Hause in den Gaststätten mehr Krankheiten durch das Essgeschirr übertragen als hier durch die Hände der Eingeborenen beim Essen. Auch vornehme Inder halten deshalb vielfach an den alten Essitten fest und verzehren demonstrativ ihren Reis mit den Händen, auch wenn sie mit Europäern zu Tische sitzen. Die Speisetafel war folgendermaßen besetzt: am Platz des Hausherrn ein großglänzender Messingteller, an unseren Plätzen je ein großer Porzellanteller. In der Mitte eine Messingschüssel mit deutlich erkennbaren Hühnerbestandteilen in einer trüben, grasgrünen Tunke. Daneben drei Schüsselchen aus Salbaumblättern. Diese werden je zwei und zwei kreuzweise übereinandergelegt, die Enden hochgeschlagen und mit kleinen Holzstäbchen durchstoßen und so verbunden. Ein relativ stabiles Näpfchen, das auch wasserdicht ist. Wir machen im Hospital viel Gebrauch davon. Die Leute müssen sich sich als Spucknapf machen, weil sie bei uns nicht auf die Erde spucken dürfen, was sie zu Hause immer tun. In dem ersten Schüsselchen war eine schwarze, fürchterlich scharfe Flüssigkeit, in dem zweiten ein brauner dünnflüssiger Brei (Indisches Erbspüree), in dem dritten Baigon, ein Gemüse aus einer Frucht, die wie eine fingerlange Gurke aussieht. Zuerst sollten wir aus der großen Schüssel nehmen. So langten wir uns mit der mitgebrachten Gabel je mehrere vertrauenerweckend aussehende Stückchen. Schon beim ersten Bissen zog sich unser Mund zusammen, so scharf gewürzt. Meiner Frau traten gleich die Tränen in die Augen, so daß der Häuptling fragte, warum sie plötzlich so traurig sei. Darüber mußte sie glücklicherweise lachen, sodaß der Häuptling nicht weiter fragte. Ich hielt mich an den Erbsenbrei und nahm auch ein wenig Gemüse. Die schwarze Flüssigkeit haben wir gemeiden. Wir sind herrlich satt geworden. Es ist eben in Indien alle Speise stark gepfeffert. Nach dem Tischgebet, das der Häuptling sprach, haben wir seine Hütte besehen. Sie ist wie alle Inderhütten: Die Wände haben ein Grundgerüst aus Rundhölzern, das durch Bambusrohr (Länge aufgeschlitz

so daß eine Art Bänder entsteht) dicht miteinander verbunden ist. Darüber außen und innen etwa eine Handbreit Lehm. Außen und innen ein Anstrich mit einer Anschwemmung von Kuhmist. Das ist ein sehr sauberer und hygienischer (im Ernst!) Werkstoff, der infolge des Gehalts an Albumosen, Peptonen sowie Stärkeabbauprodukten ein starkes Bindungsvermögen besitzt und daher für den angegebenen Zweck vorzüglich eignet. Plötzlich ertönt der reine Klang eines Gongs: das erste Läuten zum Kirchengang! Noch schnell die Dachkonstruktion betrachtet: Über Rundhölzern eine etwa 10 cm dicke Lage von dichtgepackten Blättern einer bestimmten, nur etwa 1 m hohen Palmenart. Zwischen Dach und den Wänden ringsum ein armlanger Spalt zum Durchtritt des Rauches aus der Küche und zur Ventilation. Es ist in der heißen Zeit besonders wichtig, daß die sich erwärmende aufsteigende warme Luft nach außen abfließen kann und so immer eine leichte Luftbewegung bestehen bleibt, die kühlt. Europäerwohnungen haben diese primitiv erscheinende Einrichtung nicht, was den Erfolg hat, daß die heiße Luft sich schnell unter der Decke ansammelt, diese Schicht natürlich von oben nach unten schnell zunimmt und schließlich den Fußboden erreicht, so daß jede Luftbewegung aufhört und es zum Ersticken ist. Schon läutet es zum zweitenmal. Schnell in den Talar! Meine Frau hilft dabei in altgewohnter Weise. Wir drei sprechen dann gemeinsam ein kurzes Gebet und bitten Gott um seinen Segen für die heilige Handlung und die Täuflinge. 6 Stück sah man auf den Armen ihrer Mütter vor dem Altar. Das Kirchlein ist nur provisorisch - nächstes Jahr soll eine steinerne Kirche gebaut werden - eine Art Holzhütte mit Fenstern, konnte die 50 Anwesenden kaum fassen. Die Eingangsliturgie hielt der Dorfhauptling. Die Predigt unsere Santoschi. Dann schloß sich die heilige Taufhandlung an. Störungsfrei konnte ich der Agenda folgen. Wie herrlich, hier mitten im Busch in derselben Weise wie daheim und wie es an Tausenden und Abertausenden von Orten der Erde der Welt ist, auf den Namen desselben dreieinigen Gottes taufen zu dürfen. Mit demselben apostolischen Glaubensbekenntnis, freilich hier in der so seltsam klingenden Hindisprache! Wie andächtig die Gemeinde, wie fröhlich und vergnügt die kleinen braunen Babys! Nach dem Gottesdienst ein Rundgang durch die Gemeinde, auch die 2 katholischen Familien sind glücklich, nicht übergangen zu werden. Es gab viele Patienten und viel Medizin auszu-teilen. Man kann es den Leuten nicht übel nehmen, daß sie die Gelegenheit benutzten. Mir war fürchterlich heiß und ich war froh, als ich endlich den Talar ausziehen konnte. Dort wo es geschah, haben wir vorher schon die lieben Brüder Klimkeit und Borutta gegessen. Letzterer wirkt unermüdlich auch in diesem Gebiet und hat in einem Nachbardorf

eine kirchliche Schule ins Leben gerufen. Dann müssen wir uns zum Heimweg rüsten, denn wir dürfen keinesfalls in die Dunkelheit kommen. Der Fischersmann wäre durch nichts mehr zu bewegen, uns über den Brđmani zu setzen mit seinem Kahn. Da kommt noch ein Bote aus dem Dschungel eilig herbeigelaufen. Ob der Doktor-Sahib nicht in ein nahes Dschungeldörflein kommen könne, dort wäre ein Mann so krank? Die Entfernung ist nach dem Gutachten des Häuptlings etwa 2 km, der Weg auch für Ochsenkarren unpassierbar. Wir überschlagen. Eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde her, macht eine Stunde. "Unmöglich"! sagt der Ochsenkarrenführer, der inzwischen angespannt hat und vorgefahren ist. Er hat schon einen Ochsen Schwanz in der Hand, um damit das Startzeichen zu geben. Was dem Kranken denn fehle? "Durchfall mit Blut" war die Antwort (Rokto dhala, ich höre das täglich mindestens ein dutzendmal). Ich amte erleichter auf. Also Amöbenruhr! Da brauche ich den Mann nicht selbst zu sehen. Er bekommt seine Pillen von mir durch den Boten, und wir können unbesorgt losfahren. Wir müssen denselben Weg zurück, den wir gekommen sind. Dieselben Insassen, doch bald zieht Silvanti es vor, zu Fuß nebenher zu laufen, wie es Jdal und der Wagenführer es auch tun. Sie findet es zu hart auf unserem Vehikel. Dabei ist sie so gut gepolstert! In der Kirche hatte sie der Gemeinde ein neues Lied nach indischer Art beigebracht. Es war eine helle Freude zu beobachten, wie schnell die Leute das lernten und liebgewannen! So hat die Goßnerkirche hier auch eine große und wichtige Aufgabe übernommen und führt sie erfolgreich durch: die Bildung des Geschmacks in Richtung auf einen guten, sauberen Sang, im weiteren Sinne auf wirklich Wertvolles und nicht nur Heidnisch-Krachiges. Trotzdem gibt es natürlich auch unter unseres Christen welche, denen letzteres imponiert. Sehr überraschte mich ein zu unseren Hospitalangestellten gehöriger Goßnerchrist eines Abends mit seiner Bitte, in der kommenden Nacht zu einem weit entfernt gelegenen großen Dorf fahren zu dürfen, um die Feier eines Hindufestes ansehen zu dürfen. Da er versprach, am nächsten Morgen pünktlich zum Dienstantritt wieder da zu sein, konnte ich es ihm nicht verwehren. Er war auch am andern Morgen zur Zeit da, nachdem er sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen hatte. Ich fragte ihn, wie es denn gewesen wäre. "Sehr laut!" war die Antwort. Ich meinte, hier in Amgaon wäre es doch laut genug, wenn die Heiden manchmal die ganze Nacht hindurch aus Leibeskräften trommeln, daß wir nicht schlafen können. "Viel lauter"! war die Antwort. Da kann man nichts machen. Ich möchte ihm gern eine Posaune oder sonstiges Blechblasinstrument schenken, um seinem Lärmbedürfnis eine andere Richtung zu geben. Wir könnten es dann so gut im Gottesdienst bei uns im Hospital gebrauchen. Vielleicht

findet sich bei unseren deutschen Kirchengemeinden irgendwo eines unbenutzt und unbenötigt in der Ecke stehen.

Inzwischen hatte es angefangen zu regnen, und unser Weg hatte sich in einen Sumpf verwandelt. So waren wir froh, daß wir als letzte Station das Fischerdorf passierten, das am Morgen noch geschlafen hatte. Diesmal hatte man aufgepaßt. So erwartete uns dort eine große Menschenmenge, die geduldig im Regen stand. Unser Fahrer suchte vorbeizukommen, es war unmöglich. Wir mußten halten. Es waren auch einige Schwerkranke darunter, an denen wir nicht hätten vorübergehen dürfen. Eine Frau wurde mir vorgeführt "Vom Bären angefallen", hieß es. Tatsächlich gibt es neben Tigern und wilden Elefanten auch viele Bären in diesem Gebiet. Die mir vorgewiesenen blauen Flecken am Rücken sahen mir gar nicht nach einem Biß oder Tatzenschlag aus. Als ich es ihr sagte, meinte sie: "Na, angefallen gerade nicht, ich habe ihn nur im Dschungel gesehen und da bin ich vor Schreck auf den Rücken gefallen" Na alos, dachte ich. Schließlich stellte es sich heraus, daß es nur so geknackt habe, als ob ein Bär käme und daraufhin der Schreck ... Dann ging's weiter, unter dem Abschiedswinken der Dorfbewohner. Bald waren wir wieder an der Stelle, wo der Ochsenkarren nicht weiter konnte, und wir aussteigen mußten. Dankbar kehrten uns die Ochsen den Rücken und bald war das Fahrzeug unserem Gesichtskreis entschwunden. Die Teire hatten es eiliger nach Hause zu kommen als uns hierherzubringen. Nach Überquerung des kleinen Wasserlaufes harrte unser noch eine merkwürdige Aufgabe: Bodenproben^{zu} sammeln. Die Firma Höchst in Frankfurt hatte uns darum gebeten. Sie stellt die hochwirksamen Hostacycline her, die wir zur Behandlung von Kokkeninfektionen und anderen mikrobiell bedingten Erkrankungen dringend benötigen. Das Präparat wird fabriziert aus bestimmten Kleinlebewesen, die in der Erde hausen. Es geht nun die Jagd nach immer wirkstoffreicheren Wesen dieser Art, die es bestimmt gibt, aber sie müssen eben gefunden werden! Und da kann niemand genau sagen wo. Deshalb läßt man sich Bodenproben aus möglichst verschiedenen Gebieten der Erde kommen und fahndet darin nach dem Gesuchten. Wenn wir die 100 Röhrchen voll haben, kriegen wir von der Firma unentgeltlich ein großes Paket Hostacyclin für die Behandlung unserer Patienten geschenkt, was wir uns keinesfalls entgehen lassen wollen. Schwester Ilse war schon sehr fleißig und hat schon fast die hundert voll, aber gerade von diesem Gelände der roten Erde fehlen uns noch einige Proben. So machen wir uns eifrig ans Werk, und als wir wieder am Brahmanifluß sind, sind die Röhrchen alle voll. Am Ufer wartet schon

sehr ungeduldig der Fährmann. Zum Glück hat der Regen aufgehört, denn tatsächlich ist der Fluß schon wieder einige cm höher gestiegen. Aber dank Gottes Gnade kamen wir alle wohlbehalten wieder an. Unsere Räder standen schon bereit. So war die Heimkehr nach Hause kein Problem mehr. Dankbaren Herzens schliefen wir ein, dankbar für den schönen Tag, an dem wir dem Herrn so dienen durften.

A.Bischoff

26. 9. 57

Ferien in Darjeeling.

Heute möchte ich nicht von unserer Arbeit, sondern einmal von unseren Ferien erzählen und Sie im Geist auch an unserer Freude und Erholung teilnehmen lassen. Unsere Ferien sind dieses Mal besonders schön gewesen. Der eigentliche Brauch in Indien ist ja, daß man in der heißen Zeit in die Berge geht. Das haben wir auch zwei Mal getan. Aber immer wieder empfanden wir es, daß die Erholung schon in Siliguri bei der Heimfahrt schwindet. Siliguri ist die Bahnstation, die unten am Fuß des Himalaya liegt. Bis dorthin fährt man mit der gewöhnlichen Bahn. Von Siliguri bis Darjeeling aber fährt eine niedliche Puppenbergbahn und bringt einen schnaufend und tutend die über 2000 Meter hinauf in die Berge. Wie atmet man befreit die klare, kühle und reine Bergluft bei der Auffahrt ein! Aber umgekehrt empfindet man es sehr, wenn man in der heißen Zeit wieder in die dumpfe, schwüle und staubige Luft der Ebene zurückfährt. So dachten wir, wir wollen es doch einmal ausprobieren, ob die Erholung der Berge in der kalten Zeit nicht länger anhält. Und es war so. Seit der Zeit haben wir unseren Bergeaufenthalt in die kalte Zeit verlegt, weil dann der Unterschied des Klimas in den Bergen und des in der Ebene kaum merklich ist.

Am 2. Dezember verließen wir Govindpur. Diesmal nahmen wir die Reiseroute über Ranchi. Ob wir nun über Ranchi oder Chekradharpur reisen, immer braucht es vom Morgen bis zum Abend, bis wir in den Calcuttazug steigen können. Man fährt dann die Nacht durch. Dann hat man wieder den ganzen Tag von Calcutta bis zum Ganges zu fahren. Mit einer Schiffsfähre setzt man dort in eineinhalb Stunden über den Ganges über. Danach muß man noch eine ganze Nacht fahren, bis man nach Siliguri kommt. Dort steigt man um in die kleine Puppenbahn, die einen in 5-6 Stunden hinauf in die Berge bringt. Das ist wohl eine lange, mühselige Fahrt, und man ist froh und dankbar, wenn man heil und gesund ankommt, denn dies ist heutzutage keine Selbstverständlichkeit mehr.

Bis

Bis zum Ganges hatten wir eine wunderschöne Bahnfahrt. Wir hatten schon allerhand in der Zeitung gelesen, daß die indische Regierung sich viel Mühe gibt, das Bahnwesen zu heben, und daß allerhand Verbesserungen eingeführt worden seien. Das mußten wir wohl bestätigen, denn unser Abteil von Calcutta bis zum Ganges hatte ein kleines Badezimmerchen, in dem eine kleine Badewanne war, in die ich sogar sitzend hineingepaßt hätte! So etwas hatte ich in den 28 Jahren, die ich in Indien bin, noch nie erlebt. So fingen wir denn an, die indische Eisenbahn hochleben zu lassen. Aber, die Freude dauerte nur bis zum Ganges, Dann merkten wir, daß die Verbesserung nur streckenweise ist. Wesentlich gebessert hat sich aber die Trägerfrage am Ganges. Diese bringen das Gepäck von der Bahnstation zum Schiff. Dabei ging es früher recht kunterbunt zu. Nun aber war alles fein geregelt.

Und nun folgte das sogenannte "dicke Ende" unserer Reise. Man sollte meinen, der Ganges müßte viel Wasser mit sich führen nach den sehr schweren Überschwemmungen im vergangenen Jahr. Aber, wie erstaunt waren wir, als unser Fährschiff erst einmal wegen Wassermangel die verkehrte Richtung nehmen mußte! Und nach einer Stunde Fahrt saßen wir auf einer Sandbank fest. Lange Zeit bemühte sich die Schiffmaschine sich zu lösen. Man weiß immer nicht, was dabei passieren kann. Wir maßen die Entfernung zum Ufer und meinten: Retten kann sich hier niemand bei der starken Strömung-dazu in der Nacht! Kein anderes Schiff, keine Hilfe wäre in der Nähe gewesen. So waren wir von Herzen dankbar, als wir merkten, es ging endlich wieder im Schneckentempo weiter. Wir kamen mit erheblicher Verspätung am anderen Ufer an. Dort sollte der Zug stehen, der uns nach Siliguri bringen sollte. Aber, da war kein Zug! Nach indischer Weise braucht man lange Zeit, bis man den eigentlichen Grund einer Sache erfährt. Endlich wußten wir es: Auf der Strecke, zwei Meilen weit von der Station, wo wir waren, waren drei Waggons eines Güterzuges umgekippt. Das ist gar kein Wunder, denn die ganze Gegend ist san-

dig. Ungefähr 7 Meilen weit reicht diese sandige Strecke, bedingt durch die Nähe des Ganges. Auf diesem sandigen Grund ist nun die einschienige Bahn nach Siliguri und Assam gelegt. Wenn der Zug über diese Strecke fährt, dann geht es sehr, sehr langsam. Es fehlt der feste Boden, darum droht dort immer die Gefahr des Umkippens. Und nun lag der Güterzug auf den Schienen! Das bedeutete für uns, sich zu bereiten, die Nacht draußen im Freien zu verbringen. Moniharighat, so heißt die Station, ist nur behelfsmässig eingerichtet: kein Wartersaum, keine Erfrischungen für Europäer. Und die kleinen indischen Teebuden machten auch bald zu, denn die Nacht war schon vorgerückt. So wickelten wir uns in die mitgebrachten Decken und setzten uns auf unsere Koffer - andere Sitzgelegenheiten gab es nicht. Und nun entstand schnell um uns ein Nachtlager. Unsere indischen Mitreisenden machten es sich auf dem ^{kalten} Boden bequem. Hier und da wurde ein Feuer entzündet, das natürlich bald von Wärmesuchenden umgeben war. Die Nacht war empfindlich kalt: Es war ja kalte Zeit, und der Ganges war in der Nähe. So haben wir 8 Stunden hungernd und frierend die Zeit verbracht, bis wir weiterfahren konnten. So hatten wir die zweite wunderbare Bewahrung hinter uns, denn statt des Güterzuges, hätte ja auch unser Zug umkippen können. Ohne weitere Schwierigkeiten kamen wir in Siliguri mit viel Verspätung an. Aber unsere Begeisterung über die indische Eisenbahn war wieder sehr abgekühlt, denn unser Abteil war wie immer: schmutzig!

In Siliguri nahmen wir ein Auto, daß uns schneller, als die Puppenbahn in die Berge hinaufbringen sollte. Es tat es auch. Aber, die vielen Strassenbiegungen bilden immer mehr eine Gefahr, denn der Verkehr zwischen "der Königin der Bergstationen" und der Ebene wird immer lebhafter. So stieß unser Auto bei einer Biegung mit einem von oben kommenden kleinen Lastwagen (große Lastautos können auf der schmalen Bergstrasse gar nicht fahren) zusammen. Gottlob passierte nichts.

dig. Ungefähr 7 Meilen weit reicht diese sandige Strecke, bedingt durch die Nähe des Ganges.

Die Landschaft ist eine weite, flache Ebene, die sich bis zum Horizont erstreckt. Die Luft ist klar und blau, und die Sonne scheint hell. Die Erde ist sandig und gelblich, mit vereinzelten kleinen Büschen und Gräsern. In der Ferne sieht man die silbernen Wellen des Ganges, der sich in die Distanz erstreckt. Die Umgebung ist ruhig und menschenleer, mit nur wenigen kleinen Hütten oder Zeltlagern, die spärlich verteilt sind. Die Landschaft wirkt einsam und weitläufig, mit einer klaren Trennung zwischen der sandigen Ebene und dem Wasser des Ganges in der Ferne.

nichts weiter, als daß unser Auto Schrammen bekam. Man soll den Tag nicht vor den Abend loben und nicht eine Reise vor ihrem Ende- so sagt ein altes Sprichwort. Aber, nach dem "dicken Ende" unserer Reise haben wir doch/^{Gott} von Herzen für seine mannigfaltige Bewahrung gedankt!

Wir brachten den Sonnenschein mit nach Darjeeling. Die vorhergehenden 10 Tage sollen sehr trübe und kalt gewesen sein. Von Tag zu Tag wurde das Wetter schöner. Und wir waren wieder einmal überwältigt den zweithöchsten Berg, den Kanchenjanga- und die sich ihm anschließenden gewaltigen Berggipfel von 7-8000 Meter Höhe- in ganzer Klarheit und unmittelbar vor uns zu sehen. Wie klein wirkt da doch die Schweiz! Noch eines hat ein Bergaufenthalt in der kalten Zeit voraus: Man kann in der heißen Zeit nie die ganze gewaltige Bergkette in der Klarheit und Reinheit sehen, so wie in der kalten Zeit. So waren wir wie immer überwältigt von ^{all} der Schönheit. Eines Morgens haben wir ^{sogar} die drei Spitzen des Mount Everest gesehen. Wir fuhren ganz früh zum "Tigerhill" (-Tiger Berg). Das letzte steile Ende muß man zu Fuß hinaufgehen. Oben ist ein kleiner Aussichtsturm. Der fast volle Mond beleuchtete zauberhaft unseren Weg. In der Nacht hatte es sehr stark gereift, sodaß der Reif überall dick wie Schnee lag. Richtigen Schnee gibt es sehr selten in Darjeeling. Der Reif leuchtete im Mondenschein wie Diamanten auf, wie unzählige, zu Boden gefallene winzige Sternchen! Es war bezaubernd schön!- Oben fanden wir schon viele Leute vor. Hier und da hatten sie sich ein Feuer angezündet, denn es war sehr kalt. Wir staunten, wie die Nepalesen nun gelernt haben, auf "Picknick" zu gehen. Das Bergvolk liebt doch seine schöne Heimat sehr.

Zum Tigerhill steigt man meist nur zum Sonnenaufgang hinauf. Oben hat man eine unbeschreibliche Welt- und Rundsicht! Da liegt nach dem Süden zu- rund 2500 Meter tief unten- die weite, weite Ebene mit ihren Flußbändern, die in der Sonne wie Silber leuchten können. Und im Norden liegt das gewaltige Bergmassiv des Himalaya mit dem Massiv des Kanchenjanga, dessen gewaltige Schönheit immer wieder den Blick gefangen nimmt.

Ganz

Ganz im Westen tauchen über Vorberge die Eisspitzen des Mount Everest auf mit den drei Gipfeln Mahkalu, Gaurisankar und Mount Everest. Mount Everest ist die höchste Spitze. Man kann sich an all ~~der~~ Schönheit nicht satt sehen. Es herrschte eine feierliche Stille, als sich langsam im Osten der Himmel rötete und den Aufgang der Sonne anmeldete. Und dann ging sie auf mit Macht, und wir sangen im Herzen: "Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.." Wer einmal einen solchen Sonnenaufgang auf dem Tigerhill erlebt hat, der wird das im ganzen Leben nicht wieder vergessen können.

Aber obwohl wir mit einem Herzen voller Frieden und Freude und voll des Dankes, wie noch nie diesmal oben in den Bergen weilten, dennoch war uns, als ob über all der Bergschönheit, über der ganzen Natur dort und über die Menschen ein unsichtbarer Hauch des Dahinsterbens war. Wir hatten dieses eigenartige Empfinden tagelang voreinander verborgen. Aber dann äußerte es eines Tages die eine zur anderen. Wie staunten wir da, daß wir beide dasselbe gedacht hatten! Nicht nur die tannenähnlichen Bäume sahen mehr verwelkt und braun aus- wie viele Bäume werden auch da oben weggeschlagen!- sondern die ganze Natur wirkte welk und müde. Auch die Menschen fanden wir verändert. Wir kannten die Nepalesen nur als ein fröhliches, freundliches Bergvolk, immer lustig aufgelegt. Aber der Geist des Kommunismus, der dort sehr stark arbeitet, hat sein Gift eingimpft. Man hat schon zwei europäische Friedhöfe geschändet. Das ist schon ein trauriger Anfang. Man merkt, daß die lieben Nepalesen sich bei alledem nicht wohlfühlen. Die Unbeschwertheit ist schon bei den meisten dem Mißtrauen, Argwohn und Haß gewichen. Dies alles füllte uns- bei aller Schönheit um uns her- mit tiefer Trauer: Kein Fleckchen dieser Erde- und wäre es auch noch so schön- ist heute sicher vor dem inneren und äußeren Zerfall. Wann wird der Herr kommen und all diesem Jammer ein Ende bereiten?

Wir hörten diesmal von einer ^{ganz} eigenartigen Begebenheit, die sich in Darjeeling zugetragen haben soll. Diese ist zwar schon einige Jahre her, aber sie beweist wieder einmal, wie Gott verborgene Dinge an das Licht

zieht

zieht und hier schon richtet.

Oben, am öffentlichen Platz in Darjeeling ist ein Wegweiser, auf dem steht: "Nach step-a-side" - auf deutsch "Tritt - beiseite". Der Weg führt etwas abwärts nach einem berühmten gewordenen Hause. In diesem Hause wohnte vor Jahren ein alter Raja mit seinen zwei Söhnen. Als es zum Sterben kam, übertrug er sein kleines Reich Bhawal seinem Ältesten Sohn. Doch das Unglück kam: Der jüngere Bruder verliebte sich in die Schwägerin und umgekehrt, sodaß die beiden sich in dem teuflischen Plan eins wurden, den regierenden Raja zu vergiften. Dies taten sie denn auch. Man brachte den totgeglaubten Raja zum Verbrennungsplatz der Hindus. Kaum waren sie dort angelangt, als sich plötzlich drohende Wolken bildeten. Man übergieß den hinduistischen Riten gemäß die Leiche mit wohlriechendem Öl. Aber es kam nicht zur Verbrennung, denn plötzlich brach ein furchtbares Unwetter los mit Blitz und Donner und strömendem Regen. Diejenigen, die den Raja verbrennen wollten, flohen vor Angst und Schrecken. Durch den strömenden Regen, Blitz und Donner ^{aber} wachte plötzlich der schein tote Raja wieder auf. Das Gift hatte ihn nicht getötet, sondern nur in einen todesähnlichen Schlaf versetzt. Als er zur Besinnung kam, hatte er jegliches Gedächtnis verloren. Er wußte nicht mehr, wer er war, was er war, wie er auf die Verbrennungsstätte gekommen war. Als das Unwetter sich gelegt hatte, kamen einige "sadhus" (indische Heilige) des Weges daher. Als sie den Unglücklichen sahen, nahmen sie ihn mit sich, nicht ahnend, wen sie bei sich hatten.

Als sich das Unwetter gelegt hatte, kamen auch die wieder zum Verbrennungsplatz, die die Leiche des Rajas verbrennen wollten. Wie ertaunten sie, als die Leiche nicht mehr vorhanden war! Was tat der Bruder des Rajas? Er kaufte mit gutem Geld irgendeine Leiche aus dem Krankenhaus in Darjeeling und ließ diese an Stelle seines Bruders verbrennen und gab nun bekannt, daß dieser gestorben und verbrannt worden und er nun an seiner Stelle regierender Raja sei. So war menschlich für die beiden Uebel-

täter

täter alles äußerlich in guter Ordnung. Sie lebten dann auch herrlich und in Freuden.- Zehn Jahre lang wanderte nun der totgeglaubte Raja mit den Sadhus durch die Lande, nicht wissend, wer er war, wo er zu Hause war...

Da kamen sie eines Tages auf ihrer Wanderschaft in sein kleines Land, in seine Stadt und in seinen Palast. Da plötzlich wachte die Erinnerung auf! Er wußte mit einem Mal ganz klar, wer er war. Er erkannte alles und erinnerte sich auch wieder an alles. Nun entstand natürlich eine große Verwirrung. Der jüngere Bruder und sein treuloses Weib leugneten alles. So leitete der Raja einen Prozeß ein, der damals weltberühmt geworden ist. Es kamen die besten Richter aus England. Der Raja gewann schließlich den Prozeß. Er wurde wieder in seine Rechte eingesetzt, und die Uebeltäter wurden bestraft. Jedoch die lange, entbehrungsreiche Wanderschaft mit den Sadhus durch die Lande hatte den Raja so geschwächt, daß er schon nach zwei Jahren starb.- Wie weiß doch Gott, das Verborgene zu offenbaren!

Am 23. Dezember fuhren wir wieder nach Calcutta zurück, um dort Weihnachten zu feiern. Diesmal verlief die Reise ohne weitere Zwischenfälle. Man prophezeite uns nur, daß wir statt um 4 Uhr nachmittags, erst mitten in der Nacht in Calcutta ankommen würden. So war es einer Dame kürzlich passiert. Nun, wahrscheinlich wollte das Zugpersonal, das noch meist aus Anglo-Indern besteht (und darum meist Christen sind) pünktlich zum Heilig Abend zu Hause sein- kurz, wir liefen selten pünktlich in Calcutta ein. Man kennt hier nicht die Heiligabendgottesdienste. So gingen wir noch spät am Abend auf den New Markt, um Kleinigkeiten als Geschenk für unsere Calcutta Freunde zu besorgen. Wir zweifelten, ob wir den Markt zu so später Stunde noch geöffnet finden würden. Wie staunⁿten wir, als ^{wir} eine dichtgedrängte Menge von Käufern vorfanden! Man konnte in dem Strom kaum vorwärtskommen. Wir sahen uns die Gesichter an: Wer hatte denn solches Interesse hier in Indien am Christfest?-es sind ja die Gesichter wenigsten Einwohner Calcuttas Christen. So waren es meist Hindus,

Hindus, die wie wild kauften. Es sah überall aus, als kaufte man für ein Karnevalsfest ein: Bunte Mützen, Feuerwerk, Papierguirlanden und was nicht noch alles für Flitterkram. Die Hindus haben sich somit auch das ^{ihr} Christfest als "Fest" aneignet. Man feiert eben alle Feste mit, auch die der Christen, Mohammedaner und Buddhisten. "Wir sind ja alle Brüder - Gott ist ja unser aller Vater!" Das sind jetzt die Schlagworte, die unsere Christen verwirren. Diese Schlagworte wollen die Erlösungstat Christi und Sein Kommen auf diese Erde nutzlos und ungültig machen. Welche gleissenden Worte! "Brüder, über den Sternen muß doch ein gütiger Vater wohnen!" Wie viele Christen sehen nicht klar, daß wenn dies Wort wahr wäre, daß wir alle von Natur Gottes Kinder sind und Er unser aller Vater darum sein muß, daß damit das Kommen Christi und Seine Erlösungstat völlig wertlos und zunichte gemacht wird. Mit diesen gleissenden Worten fängt man heute Christen, die nicht fest in Christus und in Seinem Worte gegründet sind, und führt sie zum alten Glauben der Hindus zurück.

Am ersten Feiertag, frühmorgens um 6 Uhr, gingen wir zum ersten Weihnachtsgottesdienst in die Methodistenkirche, die uns zur inneren Heimat geworden ist. Obwohl wir nicht zu der Gemeinde gehören, so begegnet man uns - ja jedem Fremden - mit einer Herzlichkeit, wie wir sie sonst nie erleben. Die wunderschönen Chöre, die eine amerikanische Missionarsfrau leitet, sind uns eine besondere Herzenserquickung, uns, die wir sonst nie Musik hören. Noch eines erfüllt uns immer wieder mit Freude in jener Kirche: sieht man sich die Kirchgänger an, dann findet man Leute von allerlei Sprachen und Ländern: Chinesen, Japaner, Inder (auch ungetaufte), Anglo-Inder, Europäer von verschiedenen Ländern. Das letzte Mal sehen wir sogar zwei Jüdinnen am Gottesdienst teilnehmen. Da kann man sich ein ganz klein wenig die Schar derer vorstellen, die einstmals vor Christi Thron versammelt sein werden und Ihn anbeten werden. - So haben wir mit viel innerem Segen die drei Gottesdienste am ersten Feier-

tag

tag miterlebt. Zur Gemeinschaft und zum Kennenlernen trägt viel bei, daß nach dem Fröhgottesdienst die ganzen Kirchgänger aufgefordert werden, sich im Gemeindesaal zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen zu vereinigen, was kostenlos gereicht wird. So haben wir jeden Gottesdienst mit viel Freude in den Festtagen mitgemacht.

Mit viel Dank und Lob im Herzen kehrten wir diesmal aus unseren Ferien zurück. Danken Sie mit uns dem, der uns soviel Gutes getan hat. Wir wissen, daß es eine Frucht der Fürbitte treuer Freunde ist. Wir bitten diese treuen Freunde herzlich, um besonderen Segen und Beistand mit uns zu bitten für die große Frauentagung, die vom 22.-26. Februar hier in Govindpur stattfinden soll. Es sollen dieses Mal was bisher noch nie gewesen ist-zuerst drei Tage Bibelarbeit sein und die eigentliche Konferenz soll erst am letzten Tag stattfinden.

Der nächste Freundesbrief soll wieder aus unserer Arbeit erzählen. Während ich diesen Brief schreibe, hat sich manches ereignet. Ich muß mich heute nur kurz fassen. Wollte ich alles ausführlich erzählen, würde dieser Brief noch einmal so lang werden.

Am 5. Januar fing unsere Schule wieder an. Es waren aber nur 6 Mädchen gekommen. Inzwischen sind ^{es} aber schon wieder 10 geworden. Unser Herz war schwer: Wieder solch eine kleine Schar!-Mald danach sollte eine Vollsitzung des Kirchenrates in Ranchi stattfinden. Wir legten in einem ausführlichen Schreiben noch einmal alle unsere Bedenken und Pläne für die Tabitaschule für den Kirchenrat nieder. Diesen Brief brachte Schwester Hedwig persönlich nach Ranchi. Dort wurde sie aufgefordert, alle Punkte selbst vor die Vollsitzung zu bringen. Und nun folgte eine 5 Stunden lange Debatte über Tabita-so lange hatte man sich um diese kirchliche Institution noch nie gekümmert. Meist wurde am Schluß einer Sitzung über Tabita gesprochen, wenn alle müde waren, und darum kam man nie zu positiven Beschlüssen. Dieses Mal aber stand Tabita als erster Punkt auf dem Programm des Kirchenrates. Einer von den Teilnehmern äußerte dasselbe, wie wir schon zueinander geäußert

hatten:

hatten: "Es geht um Leben und Tod für Tabita!" Und nun öffnete der Herr eine Tür, auf dessen Öffnen wir 16 lange Jahre warten mußten: Alle Teilnehmer stellten sich positiv auf die Seite von Tabita, indem sie beschlossen:

volle Stipendien für 20 neue Schülerinnen
" " " 5 Schülerinnen des fortgeschrittenen Kurses
" " " (Leader-class)
" " " 5 schon in Arbeit stehende Lehrerinnen, die für ein Jahr Bibeltraining in die Tabitaschule kommen sollen. Der neue Lehrgang beginnt, so Gott will, Anfang Juni dieses Jahres. So dürfen wir auf 30 Schülerinnen hoffen! Wir waren zuerst ganz benommen von dieser Wendung. Aber dann haben wir Dem gedankt, der Gebete erhört und all unser Ringen um dieses Werk gnädig angesehen hat.

gez. Anny Diller.

Goßnersche Mission

Missionsfeld und Heimat

Auszug aus dem Brief von Präses Stosch aus Bombay am 29. 5. 46:

Nun ist es doch wahr geworden, ich bin wieder frei und auf dem Wege nach Ranchi - eine große Sache, nach 3 1/2 Jahren des Internments. Da das theologische Seminar jetzt in Lohardaga ist und da unsere Kirche ihr großes Grundstück noch nicht wieder vom Militär zurückerhalten hat, gehe ich nach Lohardaga. Adr. Rev. J. Stosch, Lutheran Church, P.O. Lohardaga, Ranchi District, Bihar.

Der einzige Grund, weshalb ich im November 1942 wieder interniert wurde, war die starke Besetzung Ranchis durch das Militär, Ranchi war eine Zeitlang Hauptquartier im Kriege gegen Japan...

Auszug aus dem Brief von Missionar Radsick, Satara, vom 7. 6. 46:

Ich durfte in der Woche vor und nach Ostern mal wieder unsere Christen in Assam besuchen. Die Lutheran Federation bewilligte mir Rs. 300- für die weite Reise. Unsere Assam-Christen haben Treue gehalten, sie waren überglücklich, mich wieder in ihrer Mitte zu sehen. Die alten Pastoren stehen treu in ihrer Arbeit. Die Zahl der Christen ist in diesen 6 Jahren von 11000 auf 15000 gewachsen. Sie haben selbst während des Krieges einige Glaubenskonferenzen gehalten. Eine große Glaubensstärkung sind ihnen die amerikanischen lutherischen Feldgeistlichen gewesen. Sie hatten in Amerika viel von der Goßnerschen Mission gehört und ihre Gaben gesammelt, und nun durften sie die Arbeit selbst zu ihrer großen Freude kennenlernen. Wir hatten 1940 in Tezpur neben den Boarding-Häusern auch noch die Kirche angefangen zu bauen. Die Boarding-Häuser wurden vor meiner Internierung fertig, an der Kirche fehlte der Dachstuhl und das Dach. Ostern 44 hatten sie eine große Versammlung auf unserem Missionsgrundstück, auch viele Damen waren gekommen. Die Kollekte für den Kirchenbau ergab Rs. 1500-.. Wach auf, du Geist der ersten Zeugen! Ich besuchte in den 13 Tagen 5 Pastorate, und wir hatten große Versammlungen und viel Segen. Gott mit Ihnen und herzliche Grüße an alle Freunde.
Ihr getreuer W. Radsick.

Brief von Präses Stosch, Lohardaga, vom 4. 7. 46:

Mein lieber Bruder Lokies, gestern kam Ihr Bericht aus der Epiphanienzeit über Genf hier an. Dibelius hat recht, es ist nichts verloren, solange es Menschen gibt, die zu dem Werke stehen. Gott sei Dank, daß Sie diese Zeit der Schrecken überlebt haben. Ich war des bisher nicht sicher.

Ich bin einer der ganz wenigen Missionsleute, die wieder frei sind. Der Antrag für mich ist von der Lutheran Federation und der Kirche gestellt worden. Ich bin nicht zurückgekommen als Präsident, sondern als Freund und Berater der Kirche und Lehrer am theolog. Seminar. ^{Gag} Sie sind noch in Lohardaga befindet, weil wir in Ranchi den größten Teil unseres Grundstücks noch nicht zur Verfügung haben. Ich habe keinerlei Executivegewalt, brauchte sie auch nicht, selbst für die große Aufgabe nicht, die mein hier wartete. Die Kirche hatte sich wieder gespalten, nicht über Glaubensartikel, sondern über Geld, Posten und Rasse. Es war schlimmer als 1935. Seit dem 1. Mai 1946 gab es eine Dissenterkirche mit eigenem Präsidenten, Church Council etc.. Zur Mahasabha Ende April und Anfang Mai waren die Dissenters nicht gekommen. Es schien hoffnungslos, als ich Anfang Juni die Lage studierte. Dann kamen Cannadays am 11. Juni, die in Ranchi warten, bis ihr Schiff nach S. Francisco fährt, sie hatten eine Botschaft von der Federation und halfen zur Wiedervereinigung der Kirche. Es gab ein heißes Ringen 10 Tage lang. Endlich kamen sie wieder zusammen. Friede ist ein zu hohes Wort für das, was erreicht ist, aber wir konnten doch Gott danken, daß wir soweit gekommen waren. Der üble P. Hursd ist wieder im Church Council, die Dissenters waren wieder ungefähr dieselben wie 1935. Die Lösung war schließlich die, daß im Falle unlösbarer Schwierigkeiten im Church Council der Fall mir zur Entscheidung übergeben wird. Alle verpflichteten sich, meine Entschei-

Ausnahme als bindend anzunehmen. So weiß ich nun, wozu ich freigekommen bin. Über meine Gedanken über die Zukunft schreibe ich Ihnen, wenn ich von meiner Frau gehört habe, wie sie darüber denkt. Herzliche Grüße den Missionsfreunden Ihr getreuer J. Stosch.

Abschrift des Briefes von Präses Stosch, Lohardaga, vom 18. 8. 1946:

Mein lieber Br. Lokies, meinen Brief vom 5. Juli haben Sie wohl erhalten. Im September werde ich 3 Wochen in Ranchi sein, zur Leitung des Pastorenkurses. Mein Thema ist Auslegung des Hebräerbriefs (worum ich schon vor meiner Rückkehr von den Pastoren gebeten bin) und Christologie. Bei dieser Gelegenheit werde ich die Frage der Rückkehr Klimkeits und Boruttas aufs Missionsfeld aufnehmen. Beide sind gern bereit zu kommen, wenn sie gerufen werden. Für Klimkeit ist ein Antrag an das Church Council aus der Urao-area gekommen. Radsick ist bereits von Joel Lakra aufgefordert worden, er kommt aber nicht, sondern wartet im Camp die Repatriation ab.

In Ranchi will ich ein kleines Buch durch die Presse bringen, um dessen Abfassung ich von der Kirche gebeten bin und an dem ich jetzt arbeite, mit Hilfe eines jungen Pastors, der bis 1942 mein Schüler im Seminar war. Es ist eine Predigtvorbereitung für alle Sonntage des kommenden Jahres. Texterklärung, Meditation, Thema und Teile. Das läßt sich nicht so hinschreiben, sondern bedarf eingehender Vertiefung und Erwägung. Aber wenn es gelingt, ist es eine sehr große Hilfe, für die etwa 1000 Menschen, die in unserer Kirche Sonntagsgottesdienst halten, von denen die allermeisten nicht predigen können ohne Anleitung, die es aber können, sobald sie diese Anleitung haben. Dafür habe ich zahlreiche Beweise aus der Zeit von 1940 - 42, wo ich solche Vorbereitungen im Gharbandhu veröffentlichte. Daneben habe ich hier den Seminarunterricht. Unser Grundstück wird erst ganz allmählich zurückgegeben, ich meine jetzt Ranchi. Die große Jahrhundertfeier, zu der alles in Ranchi zusammenströmen wird, die vorig Jahr um ein Jahr verschoben wurde, ist vom Kirchenrat noch einmal verschoben, weil wir den Raum dafür in Ranchi nicht haben. Ich hoffe auf baldige Nachricht von Ihnen. Ein herzliches Gottbefohlen Ihr Stosch.

Brief von Präses Stosch, Lohardaga, (Ranchi) vom 29. 9. 1946:

Wie ich Ihnen am 18. August schrieb, bin ich den September über in Ranchi gewesen und habe den Pastorenkursus geleitet, es war eine große Freude, die Pastoren zusammenzuhaben, ihnen jeden Tag den Hebräerbrief auszulegen und an 3 Nachmittagen der Woche über Christologie vorzutragen. J. Lakra erklärte Daniel, Junas Barla sprach über Liturgik, J. Tiga über animistische Religion, abends hatten wir Predigten mit Kritik. Alles ging ohne den leisesten Mißklang in brüderlicher Liebe. Von Juni an habe ich in der Stille die Rückkehr Klimkeits und Boruttas auf unser Feld vorbereitet. Am Ende des Kursus legte ich die Frage dem "Ministerium" (Pastorenschaft) vor. Man muß das Heu machen, wenn die Sonne scheint. Kein Widerspruch, nur Worte der dankbarer Anerkennung der Arbeit der Missionare mit dem Wunsche, sie wiederzusehen. Man hätte auch A. Diller und H. Schmidt gewünscht, wenn diese beiden nicht vorläufig andere Pläne hätten. Radsick war schon früher eingeladen worden, hatte aber abgelehnt, weil er nach Hause will. Jellinghaus, Wolff und I. Störin gehören nicht zu denen, die freigelassen werden. - Im Church Council gestern ging die Sache nicht ganz so glatt, nach einer Stunde Debatte kam die Mittagspause, in der das Entscheidende getan wurde, in der Nachmittagssitzung wurde der formulierte Beschluß vorgelegt und angenommen. Einer von den Beiden soll mich am Seminar ablösen, der andere soll Missionsarbeit tun - wo, das wird überlegt. Von unseren Jaspurchristen kam die Bitte um einen Missionar, es heißt, dort ist unter den Heiden eine große Ernte reif. Der andere Plan ist Beginn einer neuen Arbeit am Fuße des Himalaya in den Ebenen, die unter Darjeeling liegen, wohin Tausende von unseren Uraochristen ausgewandert sind, wie die Mundas nach Assam. - Die Lutheran Federation will vorläufig diese beiden Missionare

finanzieren.--Ich habe mich entschlossen, nach Hause zurückzukehren. - Im August habe ich in Hindi Predigtvorbereitungen für das kommende Jahr gearbeitet - das Büchlein ist in der Presse - und den Kirchenkalender 1947. - Als wir gestern mit dem Beschluß über die Rückkehr der Missionare fertig waren, kam die Nachricht, daß Dr. R. Strock nach Indien unterwegs ist. Das ist der amerikanische Missionar, der mich 1942 ersetzen sollte, aber bis jetzt keine Möglichkeit hatte, von USA zurückzukehren. Seine Aufgaben in unserer Kirche liegen in der Verwaltung. Wir werden uns nicht stören...

Brief von Präses Stosch, Lohardaga, vom 20. 11. 46:

Mein lieber Bruder Lokies, nachdem ich Ihre Briefe vom 11. und 21. Sept. bereits am ~~11. Okt.~~ 29. Okt. beantwortet hatte und Ihnen am 13. Nov. einen Durchschlag Ihres Schreibens an die Federation in meiner englischen Übersetzung geschickt hatte, zugleich mit meinem Bericht über die Verhinderung meines Fluges mit dem "Anggar", fand ich bei meiner Rückkehr nach Lohardaga Ihren Brief vom 30. August vor.

Das Feld, das Sie suchen, kann ich Ihnen zeigen. Es liegt unter den Vorbergen des Himalaya, dort wo die Bahn nach Darjeeling führt. Dorthin, in den Jalpaiguri-Distrikt, wandern Tausende von Uraos von Chota Nagpur aus (wie die Mundas nach Assam), um in den Teegärten zu arbeiten. Als diese Auswanderung begann, verständigte Nottrott die schottische Mission, sich um unsere Leute zu kümmern. Aber jetzt hat die Auswanderung solche Ausmaße angenommen, daß jetzt ~~der~~ bei der Stationierung Klimkeits von Lakra der Vorschlag gemacht wurde, Klimkeit solle diese Arbeit im Jalpaiguri-Distrikt beginnen. Daß Klimkeit nun schließlich doch in Rajgangpur angesetzt wird, hat seinen Grund darin, daß für die neue Arbeit erst Verhandlungen mit den Schotten und dem National Christian Council geführt werden müssen, und namentlich darin, daß Bamra, Banai, Gangpur dringend eines Missionars bedürfen. Es ist geradezu wunderbar, wie sich im Church Council die Meinung über die Notwendigkeit der Missionare im Laufe dieses Jahres geändert hat. Jetzt können sie nicht genug bekommen. Noch vor 6 Monaten sahen sie meiner Rückkehr in die Arbeit bedenklich entgegen, jetzt haben sie erlebt, daß ich sie nicht störe - ich nehme selten an den Sitzungen teil, das ist schon durch meinen Wohnsitz und meine Arbeit in Lohardaga gegeben. Hier und da schreibe ich ihnen einen Brief. Ich kritisiere sie auch nicht, kann mich so beherrschen, daß ich den größten Unsinn anhören kann, ohne mit der Wimper zu zucken. Andererseits tue ich ihnen jeden Dienst, um den sie mich bitten, sie sehen auch, daß Gott es mir gegeben hat, die Einheit der Kirche wiederherzustellen. So stehe ich also mit dem Church Council im Verhältnis gegenseitigen Vertrauens. Lakra bekam einen großen Schreck, als ich abfliegen wollte, er hoffte, ich würde wenigstens noch die Mahasabha im Februar auf den Weg des Friedens leiten. Sie wissen wohl, daß die Einigung im Juni bedingungsweise eingegangen worden ist. Um die Unzufriedenheit der Uraos mit der Geschäftsführung des Church Council zu beschwichtigen, wurde ich Arbitrator, d.h. im Falle von Uneinigkeit im C.C. sollte die Minorität das Recht haben, den Fall an mich zu verweisen, ich habe dann nach Anhörung der Parteien zu entscheiden und das C.C. hat sich verpflichtet, die Entscheidung als endgültig anzuerkennen. Es ist psychologisch interessant, daß nicht ein einziges Mal solch ein Fall eingetreten ist. Man wußte, es ist das Ventil vorhanden. Das diente den einen zur Vorsicht, den anderen zur Beruhigung. Mein Auftrag als Arbitrator gilt bis zur nächsten Mahasabha. Diese muß irgendetwas Ähnliches zur dauernden Einrichtung machen. Inzwischen arbeite ich in der Stille in der Richtung, daß ich die führenden Leute der Minorität zu der Einsicht zu leiten versuche, daß in der lutherischen Kirche solch ungerechte Verwaltungsmaßnahmen nicht zu einer Spaltung der Kirche berechtigen und daß es Christen-Ehrensache ist, Unrecht zu leiden. Ein herzliches Gottbefohlen Ihr J. Stosch.

Brief von Präses Stosch, Lohardaga, vom 29. 10. 46:

Mein lieber Bruder Lokies, Ihre Briefe vom 19. und 21. September kamen zugleich hier an. Herzlichen Dank. Die Einlagen sind beide gut. Den Brief an die Federation werde ich in englischer Übersetzung an seine Adresse weitergeben. Der andere Brief geht die ganze Kirche an, ich werde also, von der mir erteilten Erlaubnis Gebrauch machend, in der Adresse die Kirche für den Kirchenrat einsetzen. All diese feinen Sachen in Hindi wiederzugeben, wird nicht ganz einfach sein, ich werde es aber versuchen und dann wahrscheinlich den Brief im Gharbandhu veröffentlichen, als Hirtenbrief des Kuratoriums und als Vorbereitung der Synode, die Anfang Februar tagen soll.

Gern würde ich Ihnen den gewünschten Bericht schreiben, wenn ich erst wüßte, wie er zu Ihnen gelangen kann. Vorläufig können wir nichts nach Deutschland schicken als Briefe bis 11 g. In Satara habe ich einen "Rechenschaftsbericht" über meine Arbeit seit 1938 geschrieben, in erster Linie für mich, in zweiter für Sie, - nicht für den Druck. Da werden alle Fragen behandelt, die Sie stellen können. In Lohardaga habe ich den Bericht bis in die neue Zeit vervollständigt. Es sind über 1000 Schreibseiten - allerdings weitläufig geschrieben. Sie können auch meine Tagebücher haben, lückenlos, jeden Monat geschrieben. Nur sehe ich keinen Weg, so etwas zu senden. Seit ich Ihnen am 29. Sept. von Ranchi schrieb und einen Tag später durch einen Luftpostbrief Miss Gibson bat, Ihnen eine kurze Botschaft zu übermitteln, hat sich manches zugetragen. Daß Klimkeit und Borutta von der Kirche angefordert sind, schrieb ich. Die Korrespondenz mit der Regierung ist im Gange, wir werden aber froh sein müssen, wenn die beiden Familien bis Weihnachten bei uns sind. Ich denke, Borutta kommt hierher fürs Seminar, Klimkeit nach Kinkel für Süd-Jaspur. Doch ist Beschluß noch nicht gefaßt. Inzwischen hat sich auch Radsick besonnen, daß er noch für 2 Jahre hier arbeiten will und auch Schw. Hedwig Schmidt hat sich gemeldet. Ich habe beider Rückkehr befürwortet, eben schreibt mir Lakra, daß der Kirchenrat in seiner ersten Besprechung (ohne formelle Beschlußfassung) sich einverstanden erklärt hat. Die Gemeinden werden jubeln. Ferner ist am 23. Okt. Dr. R. Strock mit Frau in Ranchi eingetroffen. Ich schrieb im letzten Brief davon. Strock sollte schon vor 4 Jahren mich ersetzen. Ich habe ihn herzlich willkommen geheißen, wir werden uns schön ergänzen.....

Brief von Missionar Borutta, Lohardaga, vom 15. 12. 46:

Unsere Herzen sind voller Dank über die gnädige Führung Gottes. 7 Jahre Campleben sind hinter uns. Nicht eine Stunde hatte Gott uns uns selbst überlassen. Immer ist er bei uns gewesen, hat uns vor vielen Gefahren bewahrt und über jede Not geholfen. Frisch, fröhlich und gesund haben wir das Camp verlassen können. Wir sind im Camp nicht arm geworden, wir sind reicher geworden im Vertrauen zu Gott und unser kindlicher Glaube ist noch größer geworden. Vor der Zukunft fürchten wir uns nicht, weil wir wissen und es erfahren haben, daß der Herr Christus mit uns geht. Luthers Lied: "Ein feste Burg ist unser Gott" ist auf unseren Lippen. Im gläubigen Vertrauen sind wir aus dem Camp wieder auf das Missionsfeld gezogen, daß Gott es wollte in seiner großen Liebe, daß Sünder sein Reich mitbauen sollen. - Mit einem fröhlichen Herzen verließen wir Satara, um nach Lohardaga zu reisen. Unsere Fahrt nach Bombay war fest. Doch wie wir von Bombay nach Lohardaga kommen sollten, wußten wir nicht. In Satara war es nicht möglich, Plätze von Bombay nach Lohardaga zu belegen. So fuhren wir auf gut Glück hin. Sonntag am Abend kamen wir in Bombay an und konnten bei dem Amerikaner Mr. Bell übernachten. Gleich am nächsten Morgen war mein erster Weg zum Bahnhof, um Plätze zu belegen, doch ohne Erfolg. Ich wandte mich an die höchsten Autoritäten, die mit größtem Wohlwollen mir entgegenkamen und mich für zwei Stunden später bestellten. Zwei Stunden später gelang es mir auch, die Fahrkarten zu erhalten, und der Weg nach Lohardaga war frei. Für Schwester Hedwig gelang es mir, auch noch einen Platz zu erhalten. So hatten wir vier jeder eine Bank, auf der wir zwei Tage und zwei Nächte Ranchi entgegenfuhren. Br. Klimkeit

mit seiner Familie wurde von einem Breklumer Missionar aufgenommen. So waren wir alle gut untergebracht. - Der Tag in Bombay war für uns alle eine große Hilfe, wo wir durch all die neuen Eindrücke, vor allen Dingen durch den großen Verkehr, so in Anspruch genommen wurden, daß wir das Camp gleich vergaßen, und heute liegt es weit hinter uns. Wir alle hatten nie gedacht, daß wir uns im Leben so schnell zurechtfinden würden; denn 7 Jahre in der Abgeschiedenheit zu legen, war doch eine Belastung. Aber als wir in den reißenden Strudel des Lebens hineingeworfen wurden, mußten wir schwimmen. Wir sind Gott von ganzem Herzen dankbar, daß er uns alles, aber auch alles wieder gab, was wir brauchten.

Die Fahrt war angenehm. Mit großer Spannung verließen wir den Zug in Ranchi und wurden von Joel Lakra, Fr. Strook und dem Sekretär der Kirche, Mr. Herenz, mit großer Freundlichkeit und herzlicher Liebe empfangen. Wir stiegen in das Missionsauto (Klimkeits waren in Rajgangpur schon ausgestiegen) und führen zur Missionsstation, wo wir unser Gepäck liegen ließen und gleich weiter zur Polizei fuhren, um uns zu melden. Als wir zurückkamen, empfing uns ein Chor mit Gesang, die Hände wurden uns gewaschen, Blumenketten überreicht, und Joel Lakra hielt eine herzliche Begrüßungsrede mit Dankagung und Gebet. Er betonte die Verbundenheit der alten und jungen Kirche. Die Freude war überaus groß, daß wir wiederkommen durften. Nie hätten wir gedacht, daß wir mit solch einer großen Herzlichkeit aufgenommen werden würden. Es freut sich jeder, aber auch jeder hier, daß Gossner-Missionare wieder da sind. Joel Lakra drückte mir gegenüber immer wieder seine große Freude aus. Was soll ich schreiben, um es Ihnen richtig zu schildern! Brüder haben wir gefunden, die mit uns eins sind und mit uns zusammen das Reich Jesu Christi bauen möchten.

Nach drei Stunden Aufenthalt in Ranchi ging die Reise weiter nach Lohardaga. Hier trafen wir Herrn Präses Stosch und den Prinzipal des Seminars mit dem Seminar am Bahnhof versammelt. Im Omnibus ging es zur Missionsstation. Eine große Schar war hier versammelt, die uns mit Gesang und Getrommel empfing. Begrüßungsrede und Blumen, Ehrenpforte - alles war wieder da. Was uns aber am meisten erfreute, waren die offenen Herzen, die uns freudig aufnahmen.

Wir wohnen jetzt mit Herrn Präses in einem Hause. Es ist das kleine Missionshaus, in dem Br. Wentzlaff gewohnt hat. Ich freue mich immer wieder, wie voller Dankbarkeit die Christen der alten Missionare gedenken. Sie reden von den Alten, als ob sie gestern erst gegangen wären. Der Name von Bruder Beckmann ist heute noch groß in den Herzen der Inder. Als ich durch den großen Compound ging, fiel immer wieder der Name Beckmann. Wenn es uns jungen Missionaren doch gelingen würde, das Vertrauen der Christen zu gewinnen, wie es die Alten besessen haben. Möge der Herr der Kirche es uns doch auch schenken! Wenn es uns geschenkt wird, dann hat die Mission wieder eine Zukunft. Dann brauchen wir uns nach einem neuen Arbeitsfeld nicht umzusehen; denn es ist noch viel Arbeit für viele Missionare hier. Die große Frage ist: werden wir wieder das Vertrauen gewinnen können. Beten Sie, bitte, mit der Heimatgemeinde darum, daß Gott es uns schenken möge!

Meine Arbeit soll am Seminar sein. Ich freue mich, daß ich im Camp in theologischer Richtung weitergearbeitet habe. Doch was macht all unser Wissen? Ich bin durchaus dafür, daß der Missionar eine gut der besten Ausbildung haben muß, und sie kann nie gut genug sein, doch nie darf der Missionar der Meinung sein (auch nicht die Leitung), daß ein gut geschulter Theologe eine Gewähr für Erfolg wäre. Wenn ich auf unsere Väter sehe, die hier in so großem Segen gearbeitet haben, dann gibt es für mich nur eine Erklärung: Es sind Männer gewesen, die im Herzen den Herrn Christus und den Himmel getragen haben. Sie müssen Christusgleich, Gossnergleich gewesen sein, sich bemüht haben, es immer mehr zu werden. Mein Gebet ist, daß Gott es mir auch schenken möge, ein gehorsamer Knecht zu werden.

Es klingt vielleicht sehr eigensüchtig, wenn ich schreibe, daß ich mich freue, daß Präses Stosch nicht fahren konnte. In Präses Stosch habe ich einen vom alten Schlag, der mich in rechter Weise in die Arbeit einführen kann. Es ist für mich immer eine Freude, wenn ich hören und sehen

darf, wie er es tut. In hervorragender und liebevoller Weise geht er mit den Indern um. Und die Inder spüren es und lieben ihn wieder. Präses Stosch sagt auch immer wieder, daß sich die Haltung der Christen den Missionaren gegenüber sehr geändert hat. Und wir freuen uns über die wohlwollende und bejahende Haltung. Ich hoffe, Sie werden mich recht verstehen und nicht sagen, das Bild ist zu positiv. Es gibt doch für einen Missionar keinen Pessimismus, auch keinen Optimismus, sondern nur Gehorsam zu sein und zu arbeiten unter den Umständen, wie Gott sie uns gibt. Heute will Gott, daß wir unter den Indern arbeiten sollen, und wir tun es freudig. Wir sind ^{nicht} besorgt um unsere Stellung innerhalb der Kirche, nur der Gedanke, daß Gottes Kirche wachse, beseelt uns ganz. ...

Bericht von Missionar Borutta, Lohardaga, vom 28. 12. 46:

Liebe Heimatgemeinde !

Nach fast acht Jahren kann ich heute Dir einen Bericht schicken über Dein Werk, das Du nun schon über hundert Jahre treibst. Es ist für mich als junger Missionar eine Freude, zu sehen und zu hören, wie gründlich die alten Missionare hier gewirkt haben. Die Christen denken voller Dank an die Mutterkirche, die ihr die Boten mit der frohen Botschaft gesandt hat. Die ersten Boten leben heute noch so stark in den Herzen der Christen hier, sie reden von den Missionaren, die sie vor über 30 Jahren verlassen mußten, so, als ob sie erst gestern gegangen wären. Ich darf Dir auch meine Freude mitteilen, daß ich dankbar bin, von Herrn Präses Stosch hier in die Arbeit eingeführt zu werden, der nun 40 Jahre in Indien Missionsarbeit leistet. Seine reichen Erfahrungen kommen mir jungem Missionar zugute. Und ich möchte auch nichts anderes, als in den Bahnen zu arbeiten, wie es die Alten getan haben. Ihre Weise hat sich bewährt. Gott hat großen Segen auf ihre Arbeit gelegt. Heute möchte ich Dir nun einen Bericht geben, über meinen ersten Eindruck, den ich hier erhalten habe.

An der Front

102 Jahre Missionsarbeit unter den Einwohnern von Chota Nagpur, wie ist der Erfolg ? Schreitet Christus als Sieger immer noch über das Feld ? Folgen dem Herrn die Schnitter nach, um die reife Ernte einzuholen ? Und wie sind die Schnitter, sind sie fleißige und mit Eifer erfüllte Arbeiter ? Brennt in ihnen noch das Feuer der ersten Liebe oder sind sie müde und faul geworden ? So könnte man noch viele solche Fragen dazufügen. Die Kirche, die Missionare aussendet, hat ein Recht, so zu fragen, um zu wissen, wo sie noch stärker die Macht des Gebetes einsetzen muß.

Mit einem freudigen Herzen kann ich Dir heute schreiben, daß die Sache des Herrn vorwärts geht. Die Zahl unserer Christen ist in den Kriegsjahren gewachsen. Als wir Missionare in die Gefangenschaft zogen, war die Zahl der Christen 150.000. Nach acht Jahren ist die Zahl auf 162.000 in unserer Kirche gestiegen. Das ist ein großer Erfolg. Wir sind dem Herrn Christus dankbar, daß er seinen starken Arm so herrlich offenbart hat. Und ~~vielleicht~~ wie schwer ist es, nur einen Menschen für den Herrn zu gewinnen. Und wieviel schwieriger ist es, den einen Menschen, der für Christus gewonnen wurde, zu erhalten. Wenn unsere Christen als 5. Generation (in Indien rechnet man eine Generation 25 Jahre) noch die erste Liebe unter sich brennen hat, dann ist es ein großes Wunder. Doch auch das muß ich dazufügen, daß die Zahl, bei der das Feuer der ersten Liebe brennt, klein ist. Aber durch diese kleine Schar bringt der Herr seine Sache vorwärts. Von dieser kleinen Schar lebt die gesamte Kirche hier.

Manmassi, einer unserer Christen hier, gehört zu der kleinen Schar. Von ihm möchte ich heute berichten. Ganz zufällig wurde ich zu ihm geführt. Der Pastor Tiga sagte mir eines Tages: "Übermorgen muß ich nach Tonto fahren, um mich zu erkundigen, wie es um Manmassi steht. Er wird von den Heiden schwer bedrängt. Ich will versuchen, ihm zu helfen. An seinem Los werden wir nichts ändern können, doch wir wollen ihn trösten, mit ihm beten, daß er weiter standhaft bleibt. Er soll es spüren, daß er in seinem Kampf nicht allein steht, daß wir mit ihm sind. Das wird unsere erste Aufgabe sein. Weiter werden wir versuchen, mit den Heiden zu reden, und vielleicht werden wir sie überreden können, daß sie den

Kampf gegen Manmassi einstellen." - Ich fragte den Pastor, ob es ihm recht wäre, wenn ich mitkäme. Er war einverstanden und freute sich über meine Bereitschaft.

So brachen wir am übernächsten Tag in der Frühe auf. Es ging über die abgeernteten Reisfelder, teils mit dem Rad, teils zu Fuß. Es war nicht immer leicht, das Fahrrad über die Reisdämme oder durch das Wasser zu führen. Doch schon nach zwei Stunden erreichten wir das Dorf. Wir waren froh, als wir unseren Durst mit Tee, der mit Salz und Nelken gewürzt war, löschen konnten. Eine stundenlange Unterredung wurde in Urao geführt, der ich nicht folgen konnte. Doch vieles wurde mir in Hindi übersetzt.

Das Dorf Tonto ist ein reines Uraodorf. Über 70 heidnische Uraofamilien leben dort mit 6 Rajputfamilien, die die 3 Christenfamilien bedrängen. Besonders auf den jungen Manmassi ist der Kampf gerichtet. Man weigert sich, ihm Wasser aus dem Brunnen schöpfen zu lassen. Der Dorfhart darf sein Vieh nicht mit auf die Weide nehmen. Die halbreife Ernte wurde ihm des Nachts gestohlen, so daß ihm nur ein Teil übrig blieb, von dem er sich und seine Familie ernähren kann. Eines Nachts wurde er überfallen und blutig geschlagen.

Warum bedrängen die Heiden Manmassi nun schon über drei Jahre so hart? Sie wollen ihn zwingen, wieder Heide zu werden, oder das Dorf, sein Feld und Haus zu verlassen. Zwei Fronten stehen sich gegenüber. Es geht in dem Kampf um nichts weniger als um das ewige Leben. Christus und der Teufel ringen um die Seele des Manmassi. Aber warum ist Manmassi der eigentliche Kampfplatz? Hat er sich den Heiden gegenüber vergangen? Nein! Manmassi ist ohne Schuld. Vor etlichen Jahren raffte eine Seuche viele Menschen in dem Dorf fort. Die Zurückgebliebenen lenkten ihre Schritte zum Zauberpriester und forschten nach der Ursache der Seuche, die das Dorf befallen hatte. Da warf der Zauberpriester die Würfel, und sie fielen über den Christen Manmassi: er sei schuld. Die Geister wollen ihn nicht in eurem Dorf, weil ihr ihn duldet, darum die Strafe. Fort mit ihm aus eurem Dorf! Das ist die Ursache der Verfolgung. Der Teufel

treibt hier sein Spiel. Das ganze Dorf ist in den Bann des Zauberpriesters, des wahrhaftigen Satans, geraten. Mehr und mehr Raum gewinnt der Teufel in den Leuten, und so kämpfen sie gegen den Herrn Christus, der in Manmassi Gestalt gewonnen hat. Die Waffen der Finsternis schlagen scharf gegen die Waffen des Lichtes. Die Heiden führen ihren Kampf in der ~~Nat~~ Nacht, weil sie das Licht fürchten. Manmassi führt sein Schwert am Tag, weil er weiß, daß Christus der Herr des Lichts ist. Wie führt Manmassi sein Schwert, wie kämpft er?

Gute Freunde kamen Manmassi zur Hilfe. Sie riefen den Arzt, der dem Manmassi ein ärztliches Gutachten der Wunden, die ihm die Heiden geschlagen hatten, ausstellte. Das Gericht wurde gerufen. Die Klage wurde abgenommen. Der Termin wurde festgesetzt. Und was tat Manmassi? Er kümmerte sich nicht um den Termin, er ließ ihn verfallen und ging nicht zum Gericht. Wir waren dafür, den Termin wieder aufzunehmen. Doch Manmassi lehnte es ab. Seine Antwort war: "Ich will nicht den Weg des Gerichts gehen, es wird dadurch nur schlimmer. Ich gehe den Weg, den mir Christus in seinem Wandel und Wort weist. Ich muß das Kreuz tragen und durch Geduld und Liebe versuchen, die Leute zu besiegen." Wir wurden alle beschämt durch diese Haltung und währten Manmassi nicht. Wir hoben unsere Hände zu Gott empor und beteten für den Streiter, der sich ganz der Nachfolge Jesu hingegeben hat, der seine Lebensweise nur aus der Schrift schöpft. Und als wir gebetet hatten, dankte Manmassi uns, wir hätten ihm durch das gemeinsame Gebet viel geholfen für den Kampf, den er an vorderster Front führen muß.

Liebe Heimatgemeinde, bete auch Du für den Mitbruder, der einen schweren Kampf um Jesu willen führen muß. Es ist nur eine sehr schmale Grenze, über die der Bruder zu fallen hat, und der Kampf um das ewige Leben ist verloren. Im gleichen Dorf ist es dem Teufel vor einigen Jahren gelungen, eine Familie in sein Reich zu ziehen.

Als wir den Bruder so getröstet hatten, gingen wir auf die Dorfstraße, um mit den Heiden zu reden. Es war aber uns nicht vergönnt, mit ihnen in ein ernstes Gespräch zu kommen. Die gesamte Einwohnerschaft feierte ein

Fest, das schon etliche Tage im Gange war, 14 Tage wollten sie noch feiern. Sie waren dabei, ihre Verwandtschaft durch Saufen, Fressen und Tanzen aufzufrischen. Noch nie hatte ich in meinem Leben so viele Menschen auf einmal betrunken gesehen, wie es sich hier bot. Das ganze Dorf betrunken. Ungefähr 30 betrunkene Männer und Frauen standen um uns her. Als wir das sahen, ließen wir unsere zweite Aufgabe fallen.

Ist Heilentum Finsternis und Christentum Licht? Ja, was sich hier bot, kann nicht anders als schwarz-weiß gemalt werden. Soll ich Dir, liebe Heimatgemeinde, schildern, wie es hier zuging? Häßlich die Männer, ausgedörrte Gestalten. Vom tagelangen Trinken glotzten uns blöde Augen an. Der Körper schmutzig. Aus dem Mund kam der elende Gestank des Fusels. Und die Frauen - halbnackte Weiber. Alle waren betrunken. Alt waren sie, zusammengeschrumpft wie ein vertrockneter Apfel. Die Wasserpfeife an der Brust. Wild und verfilzt das Haar. An den Ohren, Armen und Füßen waren Silberketten und Silberspangen. Zwei nicht so stark betrunkene Frauen führten eine dritte dazu, die nicht mehr allein stehen konnte. Vor unseren Füßen übergab sie sich. Ein häßliches Bild.

Und in den Häusern? Ich warf einen Blick in ein Festhaus hinein. Schnapstöpfe standen in Mengen auf dem Hof. In einer Ecke war die Melasse ausgegossen worden, die einen fürchterlichen Gestank verbreitete. Mitten auf dem Hof lagen Männer und Frauen bunt durcheinander! Sie schliefen ihren Rausch aus, um wieder von neuem mit dem Trinken beginnen zu können. Sie schliefen am Tag, um in der Nacht ihre Feiern auf den Höhepunkt zu treiben.

Nun wird wohl die Frage kommen: Machen die Heiden es immer so. Nein, die Urao leben nicht alle Tage in dieser Weise. Sie sind fleißige Bauern, können viel leisten und sind zum Teil auch sehr begabte Menschen. Aber wenn die Ernte eingebracht ist, der Bauer Zeit hat, dann kann er viel verbringen. Gerade diese Gegend ist bekannt für die Trunksucht der Bauern. Noch geht es auf den Verwandtschaftsfeiern zu. Eine Dorfgemeinschaft besucht die andere. Sie halten als Gemeinschaft gut zusammen. Nur schwer verträgt es die Dorfgemeinschaft, wenn ein Glied sich von ihr trennt. Sie wird immer bestrebt sein, das verlorene Glied wiederzugewinnen. So kämpft auch heute Tonto einen Kampf um Manmassi. Alle Mittel sind recht. Aus solch einer Feier, wie sie gerade vor sich ging, holen die Heiden sich Mut und Kraft zum Kampf gegen das Licht. Solche Feiern sind die Burgen, in denen sie sich zum Kampf rüsten. Gerade diese Feste sind mit die stärksten Hindernisse für die Uraos, zum Christentum überzutreten. Diese Feste sind ihnen die Elemente des Lebens und wehe, wenn sie sich hier bedroht fühlen. Mit dem Teufel im Bunde werden sie sich wehren.

Jetzt werden wir verstehen, wie groß die Gefahr ist für eine kleine Schar von Christen, in dieser Mitte zu leben. Ich sprach mit Manmassi und fragte, ob er sich nicht fürchtet, diesen losgelassenen Menschen gegenüber. Aber er verneinte es. Und wer ihm in das Gesicht sah, fand keine Spur von Furcht. Seine Augen waren klar. Sein Gesicht strahlte Ruhe aus. Er weiß, daß er viel Unrecht erdulden muß, er trägt dieses Unrecht im Glauben an den Herrn und Heiland, der ihn in seine Nachfolge gerufen hat. Manmassi lebt von der Hoffnung, daß einst auch in seinem Dorf Christus siegen wird. G

Geduld und viel Liebe ist hier not. Aber es muß auch für die Heiden etwas getan werden. Nicht weil wir es wollen, sondern weil Gottes Wort es so will. Das Dorf sollte eine Schule erhalten, um durch die Kinder an die hartgesottenen ~~xxxxxx~~ Alten heranzukommen. Gegenwärtig ist es nicht möglich, weil das Geld für den Lehrer fehlt. Es ist so hart, sehen zu müssen, daß es daran immer wieder fehlt. Nur 15 Rupie jeden Monat haben und schon könnte ein Lehrer angestellt werden. Fleißiger Besuch des Pastors oder des Missionars und wenn Gott seinen Segen gibt, würde Tonto ein Ort der Anbetung für Jesus Christus werden.

Wir beten darum, daß auch aus der Heimat einst wieder Hilfsmittel kommen möchten, um die Sache des Herrn noch stärker durchzuführen. Möge der Herr uns dafür die Türen öffnen. Die Arbeit für Missionare ist hier noch sehr groß. 6 Millionen Heiden sind noch in Chota Nagpur zu evangelisieren. Diese Arbeit wartet wieder von neuem auch auf die Goßnergemeinde, daß sie getan werde. Liebe Heimatgemeinde, ringe mit uns, die wir an

der Front stehen, daß der Herr uns Wege und Mittel schenke, sein Wort vom ewigen Leben und von der Errettung vom Tode zu verkündigen. Schließ Manmassi in Dein Gebet ein, daß er standhaft bleibe. Schließ uns, die wir hier arbeiten dürfen, in Dein Gebet ein, daß wir fleißig und treu unsere Arbeit tun mögen. Alles aber geschehe zur Ehre Gottes. Es grüßt Dich
Dein Helmuth Borutta.

Auszüge aus dem Brief von Missionar Borutta vom 8. 2. 47:

Ich bin auch von Herzen dankbar, daß Gott mich nach solch einer langen Wartezeit arbeiten läßt. Und solch eine schöne Arbeit darf ich tun. Sie füllt mich ganz aus und macht mich richtig froh. Wie ist doch der Anfang für mich ganz anders gewesen, als ich nach Indien kam. Da schien es, als ob ich gar nicht vorwärtskommen sollte. Heute ist es ganz anders. In Präses Stosch habe ich den besten Lehrer, den ich mir denken kann. Aus seiner reichen Erfahrung erhalte ich viel Hilfe und werde vor manchen Fehlern bewahrt, sie zu machen. Im Seminar gebe ich nun schon drei Wochen Unterricht und höre außerdem in verschiedenen Stunden bei Herrn Präses zu. Mein ganzes Bestreben ist, den Anschluß zu bekommen, um die Arbeit im rechten Geist und im rechten Gleis weiterführen zu können. Meine Fächer sind A.T. Jesaja in Hindi zu erklären (Volz, Frey sind meine Berater) und Griechisch in den oberen Jahrgängen in Englisch. Später soll ich die Fächer von Herrn Präses übernehmen, der N.T. und Dogmatik gibt. Doch das hat noch Zeit, und in der Zwischenzeit kann ich weiter Hindi lernen, um sprachlich die Fächer meistern zu können. Heute arbeite ich mir alles schriftlich aus und lese zum Teil vor. Doch mehr und mehr löse ich mich schon vom Papier, was mir nur noch mehr Freude macht zu unterrichten. Die Studenten sind alles liebe Jungen, die mit Dank alles nehmen, was ihnen geboten wird. Mit Sorgen denke ich aber an die Zeit, wenn uns Herr Präses verlassen wird. ~~Mit Sorgen~~ Dann fehlt eine neue Kraft. Hier unter den Christen ist es schwer, den Rechten zu finden, und das Beste wäre, es käme einer aus der Heimat. Wie ist es mit Bruder Schubert? Es wird noch lange dauern, bis unsere Leute so weit sein werden, um selbst ihre Pastoren so auszubilden, wie es erforderlich ist. Das Seminar wird eine der ersten Hauptaufgaben für unsere Mission sein. Die Inder sehen diese Not sehr deutlich. ...Es zeigt es sich, daß Herr Präses Stosch die Sache der Gossner-Mission glänzend geführt hat. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir wieder arbeiten dürfen. Er hat allein der Mission die Möglichkeit geschaffen, im zweiten Jahrhundert die Arbeit wieder aufzunehmen und sie weiterzuführen. Wenn heute mehr und mehr alle Führung in die Hände der Inder übergeht, dann liegt es in der Zeit bedingt. Die Römer tun es auch mehr und mehr. Es wird die Aufgabe der Heimatleitung sein, neue Richtlinien zu schaffen, hier weiter zu arbeiten zu können. Die Möglichkeiten für die Weiterarbeit sind vorhanden, damit will ich aber nicht sagen, daß keine Schwierigkeiten kommen werden. Sie werden kommen, doch sie müssen bezwungen werden. Und ich finde, wenn Schwierigkeiten kommen, dann ist es nur ~~mit~~ natürlich. Die Aufgabe wird immer sein, sie im rechten Geist zu lösen.

In diesen Tagen sprach ich mit Joel Lakra. Er strebt sehr eine Reise nach Europa an. Er möchte mit dem Kuratorium verhandeln. Das ist meiner Ansicht nach nur das richtige, daß Sie Lakra kennenlernen und er Sie kennenlernt. Ich verspreche mir viel von solche einer Verhandlung. Wenn Dr. Manikam nach Europa kommt, und er soll in dieser Zeit reisen, nehmen Sie, bitte, die Verbindung auf. Versuchen Sie, bitte, alles, eine Unterredung zu bekommen. Vielleicht werden Sie auch einmal mit der "Ansgar" nach Indien kommen können. Ein Besuch aus der Heimat wird der ganzen Arbeit hier viel helfen.

Die Arbeit geht hier in großen Schritten vorwärts. Es sind große Massenbewegungen. Lakra erzählte mir, daß in Bamra 400 Familien zum Christentum übertreten wollen. In der Nähe von Kinkel haben mehrere Dörfer um Taufunterricht gebeten. Lakra glaubt, daß unsere Mission im Norden Indiens eine besondere Aufgabe hat. Ich kann das nicht beurteilen, da ich noch eine zu kurze Zeit hier bin. Doch das ist nicht zu viel

geschrieben. Ich schreibe, die Sache des Herrn Jesu geht mit großen Schritten vorwärts.

Gespannt sind wir alle in diesen Tagen, was sich auf der Mahasabha ereignen wird. Es ist ein großer Segen, daß Präses Stosch hier ist, er wird mit Gottes Hilfe das Schiffelein der Kirche durch den Sturm bringen. Es tut einem immer so weh, wenn man hören muß, wie sich die beiden Gruppen bekämpfen und die Sache dadurch hindern. Und letzten Endes geht es doch nur um den schnöden Mammon, um einen guten Posten. Der Riß zwischen Munda und Urao ist tief, wenn ihn doch der Herr Christus überbrücken würde. Aber noch scheint "seine Stunde" nicht gekommen zu sein. Für uns, die wir hier sein dürfen, heißt es weiterarbeiten und sich nicht entmutigen lassen. Die Gemeinde in der Heimat aber möge die Kirche und uns auf betendem Herzen tragen, daß alles, was auf dem Missionsfeld geschieht, zur Ehre Gottes geschehen möge...

Brief von Präses Stosch, Lohardaga, vom 10. 2. 1947:

... Am 21. Jan. erhielt ich das Telegramm des Kuratoriums, das mich bat, die Synode hier noch mitzumachen. Die Sitzungstage sind 3. - 6. März. Vorher bin ich schon mehrere Tage in Ranchi, um an den Sitzungen des Kirchenrats und des Ministeriums (Pastorenkonvent) teilzunehmen. Ende dieser Woche fahre ich nach Ranchi zu einer Vorbesprechung mit Lakra und anderen. Der Hirtenbrief des Kuratoriums vom 19.9.46 ist von mir mit J.J.P. Tigas Hilfe ins Hindi übersetzt, ich merkte während des Übersetzens, wie gut er war. Er ist gedruckt und an alle Pastoren und Gemeinden versandt worden. Ihren Brief an die Lutheran Federation habe ich Anfang November ins Englisch übersetzt, an mehrere Adressen gesandt, wie ich Ihnen Anfang Nov. auf einer Copie der Übersetzung mitgeteilt habe.

Ich tue hier meine Arbeit am Seminar täglich mit neuer Freude. Diese Woche schließe ich die Exegese des Johannesevangeliums ab und beginne nächste Woche den Römerbrief. In der ~~Synodalen~~ Symbolik haben wir die Augsb. Confession bis zum letzten Artikel durchgeackert; bis das Seminarjahr Ende April schließt, ist noch Belehrung über die röm., die anglicanische Kirche und über die Sekten zu geben, der zu der Werkwelt unserer Kirche hier gehören. Noch eine Aufgabe habe ich im Januar übernommen: den Konfirmandenunterricht der Lohardagagemeinde. Ich habe es getan im Hinblick auf das theol. Seminar, das dem Unterricht beizuhelfen, dreimal ~~wöchentlich~~ wöchentlich. Unsere Pastoren sind nicht fähig, sich selbst den Konfirmandenunterricht aufzubauen, sie müssen es im Seminar einmal gehört haben. Nach Ostern soll die Konfirmation sein, und unseren 17 theol. Schülern ist ein wesentlicher Dienst getan. - Morutta hat Mitte Januar zu unterrichten begonnen, die Exegese von Jesaja 40 ff und eine griechische Abteilung übernommen. Ich wohne mit Boruttas zusammen in dem kleinen Bungalow, das früher der zweite Missionar bewohnte.

Schw. Anni Dillers Rückkehr in die Goßner-Kirche wird am 15. Februar erwartet. Sie wird ihr Standquartier mit Schwester Hedwig in Burju haben und die Gemeinden bereisen, bis die Arbeit der Tabitha-Schule aufgenommen werden kann. I. Storins Entlassung aus dem Lager wurde von der Regierung strikt abgelehnt, obwohl jemand sogar in Delhi für sie vorstellig geworden ist. Klimkeit hat ein weites Gebiet von Rajgangpur aus zu bereisen. ...

Brief von Missionar Klimkeit, Rajgangpur, vom 20. 2. 1947:

...Inzwischen habe ich mich, nachdem ich mich von meiner Malaria erholt hatte, einen erheblichen Teil meines Bezirkes bereisen können und kann Ihnen heute einige Eindrücke schildern.

Ich möchte vorausschicken, daß mir auf diesen Reisen die Wahrheit des Bibelwortes aus Act. 5, 38-39: "Ist das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist's aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen", wieder einmal so recht zum Bewußtsein gekommen ist. Welch eine lange Geschichte von Versagen, Schwachheiten und Vergehen hat doch die Kirche hinter sich, und das bis in die jüngste Vergangenheit hinein, und dennoch ist sie in einem herrlichen Wachstum begriffen, woran zu glauben

es einem schwer würde, hätte man es nicht mit eigenen Augen gesehen. Da ist einmal der Gangpur Staat, in dem sich so viele unserer Munda-dristen gegen den Staat aufgelehnt haben, so daß mit Waffengewalt gegen sie vorgegangen werden mußte. Und ich muß gestehen, im Blick auf diese Tatsache bin ich schweren Herzens nach Rajgangpur gegangen. Man hätte ja auch mit Recht annehmen können, daß dadurch unsere ganze Arbeit nicht nur gehemmt, sondern sogar gefährdet werden würde, zumal diese Schwierigkeiten nun fast schon 10 Jahre andauern und noch immer nicht behoben sind. Und doch sind die Gemeinden, wie die Statistiken aufweisen, auch in den schlimmsten Jahren immer im Wachstum geblieben. Und heute stehen wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, am Vorabend einer neuen Bewegung unter den Heidendörfern, die in unsere Kirche kommen wollen. Ich denke zunächst an Sundargarh, dem Sitz der Regierung dieses Staates. Wir haben dort nur eine kleine Gemeinde, die ausschließlich aus Beamten besteht. Der Raja hat uns dort ein Grundstück zur Verfügung gestellt, und es stehen Rs. 5000,- auf dem Voranschlag des Staates für das kommende Jahr zum Bau einer Kirche für uns in Sundargarh. Die Staatsingenieure haben bereits die Pläne nach den Angaben unserer Christen fertiggestellt. Wer hätte das für möglich gehalten, daß in den Jahren des Kampfes gegen unsere Christen der Staat uns ein Grundstück schenken und sich sogar bereit erklären würde, uns eine Kirche aufzubauen. Ja, Gottes Wege sind wunderbar! Als mich unser christlicher Rechtsanwalt zu dem neuen Grundstück hinführte, von dem man auf den Palast, die Stadt und die Tempel hinunterschaut, kam mir aber doch der Gedanke, was nützt uns hier oben eine schöne Kirche, wenn wir nur eine so kleine Gemeinde haben. Jedoch bald durfte ich es erfahren, daß Gott uns dort oben nicht nur eine Kirche schenken will, sondern auch bereits am Bau einer Gemeinde am Werke ist. Ich fragte meinen Begleiter nach den nächsten Heidendörfern, worauf er sie mir in einer Entfernung von etwa 2 km zeigte. Da ich mich aber schon für den nächsten Tag beim Dewan von Bonai angemeldet hatte, konnte ich leider die Dörfer nicht mehr aufsuchen, so bat ich ihn, den Obersten der Heidendörfer zu mir zu bitten. Am nächsten Morgen kam er auch, und ich hatte eine lange Aussprache mit ihm. Es stellte sich heraus, daß der Glaube an die eigenen Priester und Zauberer erschüttert ist, und sie schauen sichtlich nach etwas Neuem aus. So hatte ich Gelegenheit, diesem einen Suchenden das wirklich Neue zu zeigen. Als ich ihn fragte, ob er denn, nachdem er sich von der Lüge seiner Zauberpriester überzeugt hätte, zu der Religion der Wahrheit, wie unsere Kirche sie verkündigt, überzutreten bereit sei, erklärte er das mit einem eindeutigen Ja. Es interessierte mich aber vor allem, wieviele seiner Untertanen ihm folgen würden, worauf er mir zusicherte, daß alle 80 Familien, die ihn als Oberhaupt anerkennen, mit ihm zum Christentum übertreten würden. Ich versprach ihm dann, so bald wie möglich, seine Dörfer zu besuchen und einen Katechisten bei ihnen einzuführen, der ihnen den Taufunterricht erteilen soll. Auch versicherte er, daß, wenn diese 80 Mundafamilien zum Christentum übergetreten wären, ihnen viele Uraos und Kariesas folgen würden.

Und so wie in Sundargarh, so erlebe ich es auch an anderen Orten, daß Gott den Boden vorbereitet hat und auf Arbeiter wartet, die seine Ernte einsammeln. Aber das nicht nur im Gangpur Staat, sondern vielleicht noch in einem viel höheren Maße in Bamra. Wir waren dort Ende des letzten Monats mit Joel Lakra und Dr. Strook. Es lag uns vor allem daran, den Raja zu sprechen, um die Genehmigung zu erwirken, frei in seinem Staat missionieren zu dürfen. Leider hatte uns der letzte Brief vom Dewan nicht mehr erreicht, in dem er es uns mitteilte, daß der Raja nach Delhi zu einer Sitzung müßte und nicht zu sprechen wäre. Der Dewan wagte es nicht, uns die Genehmigung zu erteilen, Dörfer zu besuchen, in denen wir noch keine Gemeinden haben. Wir hörten es vom Pastor und den Katechisten, daß in Bamra 16 Dörfer mit den Zauberpriestern in Fehde lagen und jetzt leicht für das Christentum gewonnen werden könnten. Ich bat J. Lakra, doch so schnell wie möglich eine Zusammenkunft mit dem Raja zu vereinbaren, um diese Dörfer aufsuchen zu können, aber leider schreibt mir der Sekretär, daß diese Reise bis nach der Mahasabha verschoben werden müßte, was ich sehr bedauert habe. Es liegt mir sehr daran, gerade in Bamra, wo wir nur schwache Gemeinden haben, die Arbeit zu erweitern,

vor allem jetzt, wo die Römer dort noch nicht eingedrungen sind. Ich möchte auch Joel Lakra nicht vorgreifen, da wir es so verabredet haben, daß wir gemeinsam zum Raja gehen wollen.

Den Dewan von Bonai habe ich besucht auch, um die Wege für die Arbeit dort zu ebnet. Leider mußte ich die Feststellung machen, daß man dort sehr stark gegen unsere Christen eingestellt ist, zum großen Teil hängt das mit den Empörern hier in Gangpur zusammen; der Dewan befürchtet, daß sich unsere Christen in Bonai ähnlich aufführen könnten. Ich versuchte, es ihm klarzumachen, daß das keineswegs von unserer Kirche gebilligt würde, und daß wir aufgrund der Bibel den Gehorsam gegen den Staat unseren Christen zur Pflicht machen. Wie es mir schien, war er von den römischen Priestern gegen unsere Christen aufgehetzt worden. Er hatte bis dahin auch noch keinen Besuch von irgendeinem Vertreter unserer Kirche gehabt und schloß wohl auch daraus, daß unsere Haltung gegenüber den Autoritäten unfreundlich sein müßte. Ich hatte mich auch in Bonai bei einer Anzahl von Gemeinden angemeldet, von wo aus ich Heidendörfer besuchen konnte, aber leider mußte ich absagen, da ich im Auftrage des Kirchenrats nach Birmitrapur mußte, um dort einen Streit zu schlichten. Kinkel habe ich in der Zwischenzeit auch besucht, da ich dort noch Sachen liegen hatte. Obwohl ich unerwartet ankam, hatte die Kirche sich bald bis zum letzten Platz zu meiner Begrüßung gefüllt. Die Gemeinde dort behauptet, ich wäre zuerst zu ihr geschickt worden, wäre von dort aus interniert worden und müßte jetzt zu auch selbstverständlich nach Kinkel zurückkehren. Ich versuchte, es ihnen zu erklären, daß ich in der Hauptsache mit der Missionsarbeit in den Staaten beauftragt wäre und von Rajgangpur aus am besten reisen könnte. Sie meinten dann, ich könnte diese Arbeit in zwei Jahren beenden und dann nach Kinkel zurückkommen, sie würden jedenfalls nicht ruhen, bis sie mich wieder-hätten. Ich freute mich über diese Anhänglichkeit, und obwohl meine Frau und ich Kinkel wirklich lieb gewonnen haben und es auch viel schöner finden als Rajgangpur, halten wir es doch für richtiger, wenn wir die Arbeit in Betracht ziehen, in Rajgangpur zu bleiben. Ich war sehr erfreut zu hören, daß die Arbeit in Jaspur gute Fortschritte macht. Im Frühjahr 1940 war ich zum letzten Mal dort. Damals machte ich die Reise schon unter Polizeibegleitung, aber gerade das hat sich zum Segen ausgewirkt. Überall ging das Gerücht vor mir her, daß jetzt der Staat den Heiden keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legt, Christen zu werden, ja der Staat schickt sogar die Polizei mit dem Saheb mit, um die Leute zu Christen zu machen. Wie der Pastor mir erzählte, ist damals von den Heiden, die ich auf der letzten Reise in den Taufunterricht aufgenommen habe, eine Bewegung ausgegangen, die noch heute andauert. Er bat mich sehr, daß ich doch bald wie möglich auch Jaspur besuchen möchte. - Aus diesen wenigen Andeutungen sehen Sie, daß es hier an Arbeit nicht mangel, und Gott gebe, daß ich nicht allzu lange allein auf diesem weiten Arbeitsfelde zu stehen brauche, ich empfinde es immer als Schuld, wenn ich nicht überall hin kann, wo ich gerufen werde. 4 - 6 Missionare könnten hier arbeiten, um in etwa den Anforderungen gerechtzuwerden. Solange ich allein bin, fürchte ich, wird sich die eigenartige Missionsmethode entwickeln, daß ich in erster Linie die Dorfobersten zu fassen versuche, um wenigstens den Katechisten den Weg in die entlegenen Dörfer und Häuser zu ebnet. In Dr. Strock habe ich einen vorbildlichen Mitarbeiter gefunden... Freundlicherweise hat er auch zugesagt, für die Besoldung neuer Missionskatechisten, die ich hin und her einsetzen muß, aufzukommen....

Karte von Präses Stosch, Ranchi, vom 7. 3. 1947:

Wir haben die Mahasabha hinter uns, Gott sei von Herzen Dank, es ging gut und sogar friedlich-fröhlich. Die Frage der Trennung in der Kirche nahm ich schon in der Sitzung des Ministeriums und Church Council am 1. März auf, vor den Vollsitzungen der Mahasabha, so daß die Mahasabha bereits den geeinten Willen der Pastorenschaft vorfand, daß diese luth. Kirche hier untrennbar für alle Zeit bestehen muß. Einige Änderungen in der Konstitution und Organisation werden vorgenommen, ich gehe sofort daran, sie zu formulieren, zum Schutz der Minderheit. Wie entgegenkommend diesmal die Mundas waren, zeigte gestern die Wahl. In die 3 zu besetzenden Stellen im Council nahmen sie 2 Mraos und 1 Munda....

In Assam angekommen, es war am Gründonnerstag, wurde sofort mit den beiden Pastoren die in Tezpur waren, beraten, und mein Programm für die vierzehn Tage festgesetzt. Am Karfreitagvormittag hielt ich den Gottesdienst in unserer Tezpur-Gemeinde, am Nachmittag besuchte ich die Christen auf unserer Station Baithabhanga. Die Christen waren zahlreich zusammengekommen. Wir hatten zunächst einen Gottesdienst in der Kirche und danach eine allgemeine Aussprache. Nachdem ich von meinen Erlebnissen und Erfahrungen erzählt hatte, berichteten der Pastor und andere Christen ebenfalls von ihrem Erleben. In der Zeit, als die vielen Flüchtlinge von Burma nach Assam kamen, weil sie nicht in die Hände der Japaner fallen wollten, war grosse Not in Tezpur, die vielen Hungrigen zu speisen. Unsere Christen hatten 100 Rupies gesammelt, dazu einige Säcke Reis. Beides übergaben sie dem ersten Distrikt-Beamten, der mit sichtbarer Freude die Spende entgegennahm. Da hatten unsere Christen Tatchristentum bewiesen und auch den Heiden wieder ein gutes Vorbild gegeben. So verliefen die Stunden unseres Zusammenseins sehr schnell. Mein früherer Koch hatte in der Eile noch einen Kuchen gebacken und bat vor der Abreise einen Jambiss einzunehmen. Ein Verwalter in Tezpur hatte uns seinen Wagen zur Verfügung gestellt. Als wir alle Platz genommen hatten, stimmten wir gemeinsam an: Schönster Herr Jesu. Im Gebet hatten wir uns vorher dem Herrn und seiner Gnade befohlen. Es war kein Trauern und Klagen und Weinen beim Abschied, vielmehr: "Da freuten wir uns seiner!"

Am Osterfest hatten wir am Morgen den Frühgottesdienst auf dem Friedhof der von Pastor Hanukh Minj gehalten wurde. Danach fuhren er und Pastor Silas Horo in ihre Gemeinden nach Ghagra-Shantipur und Christanpara, um dort die Gottesdienste zu halten. Ich selbst hielt den Ostergottesdienst in Tezpur, weil für den Nachmittag Vertreter anderer Gemeinden zu einer Versammlung nach Tezpur kommen wollten. Am Montag Morgen traf ich dann meine Reise nach Ober-Assam an, wo ich drei Pastorate besuchen wollte. Alles war vorbereitet und die betreffenden Pastoren hatten rechtzeitig Nachricht erhalten. Meinerstes Ziel war Tinsukia. Mit grosser Freude wurde ich von den versammelten Christen begrüsst. Wir hatten gleich im Anschluss einen Gottesdienst. Danach blieben die Christen beieinander, um sich am Nachmittag an einer noch grösseren Versammlung zu beteiligen. In der Versammlung dachten wir an die Anfänge der Station Tinsukia (1909) zurück, erinnerten uns an die mancherlei Durchhilfe unseres Gottes und kurz gesagt: "Da freuten wir uns seiner," der so Grosses an uns und auch an den Christen in meiner Abwesenheit getan hatte. Mit besonderer Freude berichteten der Pastor und Amus, der erste Katechist, von dem freundlichen Entgegenkommen der amerikanisch-lutherischen Feldgeistlichen. Sie hatten an dem Gottesdienst unserer Christen teilgenommen, hatten sich von der Arbeit informiert und hatten ihrerseits wiederum unsere Pastoren eingeladen, an ihren Gottesdiensten teilzunehmen, in denen Pastor Paulus und Pastor Mansidh Hemrom von ihrer Arbeit berichtet hatten. Die Kollektengelder und andere Liebesgaben, die diese Feldgeistlichen dem Paulus-Pastor und Mansidh Hemrom übergeben hatten, waren so reichlich, dass sie jetzt angefangen hatten ein Boarding-house für die Schule neu zu bauen, und auch die angefangene Kirche konnten sie vollenden. Besonders erwähnenswert ist ein Erlebnis, welches ich am anderen Morgen hatte: Ein Heide kam und sprach seine grosse Freude darüber aus, dass er mich sehen konnte. Ich sagte ihm: "Du hast nicht viel davon mich zu sehen, aber du hast den grössten Gewinn, wenn du mit deinen Glaubensaugen Jesum sehen lernst." Da er lesen konnte wurde ein Lukas-Evangelium gebracht. Ich schlug Lukas 19 auf, bat ihn zu lesen und so lasen wir zusammen die Zachäusgeschichte. Zachäus wollte auch Jesum sehen. Jesus selbst kehrt nachher in das Haus des Zachäus ein und aus dem Betrüger wird der Wohltäter, von dem Jesus bezeugt: "Heute ist diesem Hause Heil widerfahren." Eine Anzahl Christen sassens herum und hörten dem Gespräch zu. Der Heide wurde aufgefordert, im persönlichen Gebet Christum anzurufen, damit er auch in sein Herz Einzug halten könnte. Sichtbar erfreut ging der Heide von dannen, und wir alle freuten uns seiner! Unsere Christen bewiesen auch darin ihre Dankbarkeit, dass sie mir zum Abschied eine Summe

Geldes und ein Teeservice überreichten. Am nächsten Tage begleiteten mich eine Anzahl Christen zur Station und verabschiedeten sich von mir auf dem Bahnhof. Ich hatte mich bei dem Polizei-Superintendent in Dibrugarh zu melden und konnte gleich mit einem Auto weiter nach Moran fahren, wo ich von dem Pastor Mansidh Hemrom und den bei ihm versammelten Christen in Raidang erwartet wurde. Mein Gepäck wurde von einem Christen nach Raidang gebracht. Der Pastor und ich radelten die paar Meilen, die Raidang von Moran entfernt liegt. Viele Christen waren versammelt und nach der Begrüssung begann sofort unsere Versammlung. Pastor Mansidh Hemrom sprach herzliche Begrüssungsworte und bat mich dann fortzufahren. Ich wies darauf hin, dass man von der Raidang-Gemeinde sagen könnte:

Aus dem Senfkorn ist ein grosser Baum geworden!

Als ich etwa im Jahre 1910 zum ersten Mal nach Raidang kam, traf ich nur zwei Christenhäuser an. Sie hatten sich inmitten des Urwaldes angesiedelt und aus diesen zwei Christenhäusern ist jetzt eine grosse Gemeinde mit rund 200 Seelen geworden. Damals hielten die Christen in ihren eigenen Häusern die Gottesdienste. Jetzt haben sie in Raidang eine Station für den Pastor Mansidh Hemrom errichtet, haben für ihn ein grosses Wohnhaus gebaut. Anfangs hatten sie sich eine primitive Kirche errichtet. Im Jahre 1940 hat der benachbarte Teeplanzer ihnen eine neue Kirche mit Glockenstuhl gebaut. Als am 1. Januar 1940 Pastor Mansidh dem Teeplanzer seine Segenswünsche zum neuen Jahr brachte, sagte dieser zu ihm: "Padri, I Hope to build you in this year a new church." (Pastor, ich hoffe ihnen in diesem Jahre eine neue Kirche zu bauen.) Er hatte eine dementsprechende Eingabe bei seiner grossen Teekompanie gemacht. Als Pastor Mansidh und ich bei meinem nächsten Besuch kurz nach Ostern bei ihm vorsprachen, überraschte uns der Planzer mit der erfreulichen Nachricht: "Das Geld für den Kirchbau ist bewilligt. Ich komme gleich mit ihnen, um den Grundriss der Kirche auszumessen." Nachdem wir zusammen gefrühstückt hatten, begleitete er uns auf den Bauplatz, gab auch gleich Befehl, dass Mauersteine herangefahren werden sollten. Am nächsten Morgen verabredeten wir, dass wir zur Grundlegung uns auf dem Bauplatz versammeln wollten. Ich hielt eine kleine Ansprache über 2. Tim. 2,8: "Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der auferstanden ist von den Toten." Auferstehungskirche wollten die Christen diese Kirche nennen. Der auferstandene Heiland sollte in ihrer Mitte neu verherrlicht werden. Es wurde sofort mit der Arbeit angefangen. Der Teeplanzer sollte seinen Maurer zur Verfügung. Die Christen taten alle Handlangerdienste, und als ich Anfangs der Regenzeit wieder an dem Orte war, konnte die fertige Kirche eingeweiht werden. Für die neue Glocke hatten die Christen Geld gesammelt und auch sie wurde dem Dienst des Herrn und der Gemeinde übergeben. Der Teeplanzer selbst war bei der Einweihung zugegen. Der Pastor Mansidh überreichte ihm eine Dankesadresse, nachdem er sie vor der Gemeinde verlesen hatte. Ich sprach über den ersten Psalm, schilderte den Weg der Gottlosen und den der Gerechten, verweilte besonders bei dem Wort: "Der ist wie ein Baum an den Wasserbächen gepflanzt, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit." Einer dieser Früchte war die neugebaute Kirche. Viele andere Früchte waren die lebendigen Christen, die in dieser Gemeinde mit Freuden dem Herrn dienten. In einer Nachversammlung verabschiedeten wir uns dann voneinander. Die Christen überreichten mir auch hier ein Abschiedsgeschenk. Alles war auf den Ton gestimmt: "Da freuten wir uns Seiner." Der Herr hat Grosses an uns getan, das sind wir fröhlich. Das bekennt auch die Raidang-Gemeinde. Es gehören zu dieser Gemeinde mehrere Aussenstationen mit insgesamt 1200 Seelen. Sie bringen das volle Gehalt des Pastors und der Katechisten auf und haben an zwei Orten Neubauten von Kirchen angefangen. Man hatte den Eindruck: "Christus ist der Herr in dieser Gemeinde geworden und man diene ihm mit Freuden."

Mein nächstes Ziel war Jorhat, wo ich mich wieder bei dem Polizei-Superintendenten zu melden hatte. Nachdem ich dies erledigt hatte, besuchte ich meinen alten Freund, Dr. Kirby, den jetzigen Leiter des Aussätzigen-Asyls der amerikanischen Mission in Jorhat. Dies Asyl könnte man überschreiben:

Eine Oase in der Wüste.

Das ist in der Tat dies Aussätzigen-Asyl. Inmitten der Heiden, Mohammedaner und Hindus ist hier eine kleine Welt entstanden, in der die Liebe das Regiment führt. Dr. Kirby ist ein Mann, in dessen Herzen die Liebe Christi

ausgegossen ist. Wir hatten damals das erste Mal wie wir auf dem Missionsfelde waren, ihn schon in Tinsukia als einen treuen, aufrichtigen Christen kennengelernt. Er hatte anfangs eine grosse Apotheke eröffnet, in der er fast alle Medicinen vorrätig hatte. Ganz Assam hat er mehr oder weniger mit seiner Medizin betreut. Im Kriege hat er den Verwundeten Soldaten mit seiner Medizin grosse Dienste tun dürfen. Aber seine Hauptsorge war die Pflege der armen Aussätzigen. Die Regierung wies ihm ein Stück Land für die Einrichtung dieses Asyls an. Die amerikanische Mission setzte sich wenig für diese Arbeit ein, aber Dr. Kirby und seine Frau sahen gerade in dieser Arbeit ihre Lebensaufgabe. Sie beherbergen jetzt etwa 150 Aussätzige. An jedem Morgen hält Dr. Kirby ihnen eine eingehende Morgenandacht, in der er ihnen Gottes Wort auslegt. Wenn ich auf meinen Reisen Dr. Kirby besuchte, habe auch ich den Aussätzigen diese Andacht gehalten. Er hat die grosse Freude, dass etwa 90% aller Heiden, die in sein Asyl kommen, Christen werden. Täglicherweise werden die meisten von ihnen in der Landwirtschaft und im Gartenbau beschäftigt. Andere arbeiten in der Korbmacherei und Weberei. Frau Dr. Kirby sammelt ihrerseits die Kinder und jungen Mädchen um sich, lehrt sie die christlichen Lieder und hält mit ihnen die Bibel- und Gebetsstunden. Beide, Dr. und Mrs. Kirby haben als Ziel stets vor Augen, dass nur Christus in diesen Aermsten Gestalt gewinnen möchte. In wunderbarer Weise hat sich der Herr zu diesem Werk bekannt. Als ich diesmal Dr. Kirby besuchte und ihm die Medizin bezahlen wollte, die ich gekauft hatte, weigerte er sich, das Geld anzunehmen. Er erzählte mir, wie er erst vor einigen Tagen von Gott dem Herrn in so grossartiger Weise beschämt worden war. Ein unbekannter Engländer meldete sich zum Besuch an. Er zeigte ihm alle Einrichtungen des Asyls, berichtete von der Art und Weise, wie sie die Arbeit an den Aussätzigen betrieben und am nächsten Tage bekommt er einen Scheck über 10 000 Rupies von diesem Herrn eingesandt. Was wunder, dass wir beide niederknieten und dem Herrn für allen Segen und Gnade dankten. Ja, da freuten wir uns seiner.

Das dritte Pastorat, welches ich auf dieser Reise in Ober-Assam besuchte, war Rajabazar. Hier wirkt seit Jahrzehnten der treue Pastor Johann Marais. Er konnte von seiner Gemeinde bei einer Glaubensversammlung berichten, dass er unter den 200 Gliedern keinen wüsste, dennoch Reisbranntwein tränke. Rajabazar ist die Gemeinde, die ich schon als Junggeselle von Jorhat aus öfter besucht habe, in der Zeit, als ich dort zusammen mit Bruder Graetsch, der gleichzeitig noch damals Junggeselle war, zusammen arbeiten durfte. Eine Anzahl treuer Männer stehen bis zur Stunde Johann-Pastor zur Seite und ihnen ist es mit zu verdanken, dass der Herr Grosses in dieser Gemeinde tun durfte. Diesmal wurde ich mittels Auto von der Bahnstation abgeholt. Nach der herzlichen Begrüssung, zu der die Gemeinde zahlreich erschienen war, zogen wir singend zum Pastorat und ich schlug mein Quartier in dem nahen Schulhause auf. Bald erfuhr ich, dass in der Gemeinde ein Zwist vorhanden war. Einige Katechistenschaften hatten mit der Hauptgemeinde seit einiger Zeit keine Abendmahlsgemeinschaft gehabt. Der Hinderungsgrund war ein Gemeindeguchtfall. Ich wusste sofort, dass meine nächste Pflicht es war, diesen Zwist zu beseitigen, radelte vor dem Essen noch in die nächste Gemeinde und sprach mit den Führern über diese Angelegenheit. Sie waren bereit, mit den andern Geschwistern zu verhandeln und nach Möglichkeit eine Einigung der Gemeinde herbeizuführen. Als Versammlungszeit setzten wir nachmittags 5 Uhr an. Es war dies ein Sonntagabend. Wer nicht erschien, das waren diese Christen, die sich abgezweigt hatten. Wir hielten unsere Versammlung ohne sie. Aber dann, als es dunkel geworden war, kamen sie alle an und baten um die Aussprache. Der Gemeindeguchtfall war kurz dieser: Eine Witwe war beschuldigt worden, mit einem verheirateten Mann Ehebruch begangen zu haben. Der Pastor und die Gemeindeguchtesten hatten sich sofort versammelt und waren bei der Untersuchung zu dem Schluss gekommen, dass der Fall unbewiesen sei und keiner solle darüber weiter ein Wort verlieren. Nach längerer Zeit mischte sich eine Christin der englischen Mission, die im schlechten Ruf steht, in diese Sache hinein. Sie wollte Beweise dafür bringen, dass die oben Erwähnten schuldig seien. Die Meinungen der Ältesten gingen nun auseinander. Die einen und mit ihnen Pastor Johann, wollten die Sache nicht wieder neu aufrollen. Die anderen meinten aber, die Witwe wäre offenbar schuldig und sie müsste ihre Prügelstrafe erhalten. Der junge Mann äusserte sich: "Wenn

ihr das tut und die Witwe schlägt, übergebe ich die Sache der Polizei." Er beteuerte ihre Unschuld. In meinen Ausführungen sagte ich den Christen: es gäbe Fälle, bei denen wir nicht mit Bestimmtheit sagen könnten, der Mann oder die Frau seien schuldig. In solchen Fällen solle man nicht richten, sondern die Sache dem Herrn der Gemeinde anheim stellen. Ich führte ihnen Beispiele an, wo die Betreffenden sich auch geweigert hatten, die Prügelstrafe vor der Gemeinde zu empfangen. Nachher griff der Herr ein und in einem Fall starb die Tochter des Betreffenden und brachte den Mann zur Umkehr. In einem anderen Falle war ein Katechist beschuldigt worden mit der Tochter eines Pastors in Sünde gefallen zu sein. Der Bruder des jungen Mädchens beteuerte die Unschuld seiner Schwester, denn er selbst sei an dem betreffenden Abend und in der darauffolgenden Nacht zugegen gewesen und hätte seine Schwester nicht allein gelassen. In diesem Falle sagen die Ältesten von einem Ausschluss aus der Gemeinde ab, aber wir baten den Herrn der Kirche selbst in dieser Angelegenheit das Urteil zu sprechen. Was geschah? Die Hochzeit hatte stattgefunden und bei der Geburt des ersten Kindes starb die Mutter und das neugeborene Kind nach 14 Tagen. Bald darauf erschien der Katechist bei mir und sagte: indem er seine Schuld bekannte: "Ich sehe jetzt aufs Neue ein, dass unser Gott ein heiliger Gott ist." Nachdem ich diese Fälle berichtet hatte, bat ich die versammelten Ältesten, dasselbe auch in dem oben erwähnten Falle zu tun. Sie beschlossen, dass sie zunächst die Angelegenheit nochmals unter sich beraten wollten, zogen sich dann sofort zu dieser Beratung zurück. Nach längerer Zeit hatten sie ihren Beschluss gefasst. Sie waren bereit, meinem Räte zu folgen und Gott dem Herrn das Gericht zu überlassen, erklärten sich auch bereit, am nächsten Tag, der ein Sonntag war, und an dem wir das heilige Abendmahl feiern wollten, alle zu erscheinen und damit zu bezeugen, dass die Angelegenheit auch für sie nun beigelegt sei. Sie haben Wort gehalten. Wir hatten am nächsten Tage einen zahlreiche besuchten Gottesdienst mit der Feier des heiligen Abendmahls. So ich in der Finsternis sitze, ist doch der Herr mein Licht. Dort freuten wir uns Seiner. - Nach einigen Monaten konnten mir Pastor Johann berichten: Der Friede in der Gemeinde ist anhaltend. Die Einigkeit ist in der Tag wieder hergestellt worden.

Ich war gebeten worden an diesem Sonntage auch 16 junge Leute und Mädchen zu konfirmieren. Sie kamen am Sonntag morgen zur Prüfung. Mit ihnen kam der Älteste, der sie unterrichtet hatte. Zunächst freut ich mich, dass die meisten den Katechismus gut auswendig gelernt hatten, aber wie ich dann nach der Erklärung fragte wussten die meisten keine Antwort. Ich fragte: "Wie lange hat euch der Katechist unterrichtet?" Sie antworteten: "Der hat uns überhaupt nicht unterrichtet." Ich fragte den Ältesten: "Hast du ihnen den Katechismus erklärt?" Er verneint es. Zu gerne hätte ich den jungen Menschen den Gefallen getan und sie trotz alledem konfirmiert. Aber dann sagte ich mir: "Damit ist der Gemeinde schlecht gedient." Und bestärkt wurde ich hierin, als ich nach dem Gebetsleben dieser jungen Christen fragte. Nur einer von ihnen konnte mit gutem Gewissen sagen, dass er ein Gebetsleben führe.

Die anderen wussten von keinem Morgen- und Abendgebet, in dem sie in der Stille dem Herrn ihr Herz ausgeschüttet hatten. Gebetslose Christen werden nie lebendige Gemeindeglieder werden. Ich bat sie also, ein Gebetsleben zu beginnen und sah von der Konfirmation ab. Den Pastor bat ich, diese jungen Leute doch ein-zwei Monate zu unterrichten und sie wirklich in Gottes Wort einzuführen. Auch der Gemeinde legte ich es nachher ans Herz, dass sie doch ja mit grosser Treue die jungen Männer und Mädchen unterrichten möchten. Tun wir es nicht, haben wir in kurzer Zeit wieder tote Gemeinden, denn wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Ich bin sicher, dass mein Rat auch in dieser Hinsicht befolgt werden wird.

Auch hier fand eine Nachversammlung statt, bei der man mich damit überraschte, dass sie nicht in eine indische Tracht einkleideten, die sie neu erstanden hatten. So ging ich mit dem Pastor und den Ältesten der Gemeinde dann zu dieser Nachversammlung. Der Pastor betonte in seiner Ansprache: Ich wäre ganz einer der Ihrigen und da geziemte es sich, dass ich mich auch einmal in ihrer Tracht zeige und in dieser Tracht von ihnen Abschied nehmen möchte. Wir blickten zurück auf alle Durchhilfen unseres Gottes, die ich

in dieser Gemeinde erlebt hatte. Wir dachten an diesen und jenen treuen Christen, der hier gelebt und für den Herrn gearbeitet hatte. Der Herr hat wirklich Grosses in dieser Gemeinde getan und er wird es auch fernerhin tun. Sie zeigten mir noch die massive Kirche, die sie angefangen hatten zu bauen. Es ist ein grosses Gebäude. Die Wände waren schon bis zur Höhe der Fenster gemauert worden. Sie hoffen, sie in diesem Jahre 1947 fertig zu stellen. "So ich im Finstern sitze, ist doch der Herr mein Licht, das freuten wir uns Seiner!"

In der Nacht vom Sonntag zum Montag trat ich dann meine Rückreise an.

Die kritische Lage in Indien.

Rev. Basil D. Tyson

Der Verfasser dieses Artikels ist der australische Sekretär der "Puna- und Dorfmission Indiens" (Poona and Indian Village Mission), der selbst viele Jahre als Missionar in Indien war und einen klaren Blick über die Lage des Landes hat.

Die äußere Lage.

Die Lage in Indien ist verzweifelt! Es ist tatsächlich so, daß die Lebensbedingungen heute schon unzureichend sind für eine Bevölkerung von 360 Millionen, die sich in jedem Jahr um mindestens vier Millionen vermehrt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechtern sich ständig und dadurch wird dem Kommunismus der Boden bereitet. Im letzten Jahr mußten 5,5 Millionen Tonnen Korn eingeführt werden und dennoch war die tägliche Ration für die Bevölkerung sehr klein - abgesehen von den Gebieten in Nord-Indien, wo die Lebensbedingungen befriedigend waren. Im Süden des Landes waren ja letztes Jahr die großen Hungersnöte, die weite Gebiete erfaßten. In diesem Jahr fehlte es in vielen Teilen des Landes an Regen, so besonders im Westen Indiens. Die Regierung steht da schweren Fragen gegenüber, zumal eine solche Notlage der Bevölkerung auch noch von gewissenlosen Elementen ausgenutzt wird - alles willkommenes Nahrung für den Kommunismus.

So können wir tatsächlich beobachten, daß der Kommunismus in Indien in den letzten Jahren in einer bisher unvorstellbaren Weise gewachsen ist, besonders in den Städten und in den Hungergebieten. Der Druck der Überbevölkerung, der Armut, des Wohnungsmangels ist sehr groß, dazu kommt, daß die Industrie täglich mehr industrialisiert wird, also ohne Menschenhände auskommt. Ein Vertreter der "Bombay Corporation" stellte fest, daß in Bombay ungefähr 1 200 000 Menschen auf den Straßen kampieren müssen. Die etwa 300 000 Wohnmöglichkeiten in Bombay beherbergen 2 300 000 Menschen, ein Zimmer ist im Durchschnitt von 7 Personen belegt. Das Kastensystem wird durch die Wohnungshot abgeschwächt und dadurch wird dem Kommunismus auch eine große neue Möglichkeit zum Vordringen gegeben, die voll und ganz ausgenutzt wird. Die Kommunisten wissen wohl: Wer die Städte und die Verkehrsmittel beherrscht, der beherrscht Indien - darum haben sie sich gerade hier und an den Universitäten konzentriert. Ein Eisenbahnbeamter, der ein überzeugter Christ ist, sagte mir, welchen Verfolgungen er ausgesetzt ist, weil er der kommunistischen Partei nicht beitreten will, nachdem sich 1700 von den etwa 1900 Mitgliedern seiner Gesellschaft der Partei angeschlossen haben.

Es scheint, daß es nicht mehr lange dauert, bis Indien den Weg Chinas geht. Die Landbevölkerung wird durch Hungersnöte, durch Unterernährung und durch Krankheit immer mehr dahingerafft. Es ist bezeichnend, daß vor einem Jahr das Parlament in Bombay ernstlich erwog, ob es geraten sei, die tägliche Brotration nur der Bevölkerung in den Städten zu garantieren. Beamte, die ehrlich bleiben wollen, tragen eine schwere Last. Die Versprechungen der Kommunisten können natürlich die Tatsachen der heutigen Lage nicht ändern: zu viele Menschen, ein zu kleines Land, zu viele nutzlos dahinlegebende Tiere, zu wenig Geld! Bezeichnend ist, daß überhaupt nur 700 000 der Bevölkerung von 360 000 000 so gestellt sind, daß sie zur Einkommensteuer herangezogen werden können. Wenn dann ein Führer der kommunistischen Partei öffentlich erklärt, wenn sie die Macht erhalten würden, so würden sie ebenso wie in China alle Gutsbesitzer niederschließen, so ist das gewiß keine glänzende Aussicht auf Hilfe.

Die wirtschaftliche Lage in Indien.

Rev. Basil D. Tyson

Der Verfasser dieses Artikels ist der amerikanische Sekretär der "Puna- und Dohra Mission" (Puna und Dohra Village Mission). Der selbst viele Jahre als Missionar in Indien war und einen tiefen Blick über die Lage des Landes hat.

Die heutige Lage.

Die Lage in Indien ist verwickelt. Es ist fast unmöglich zu sagen, dass die Lebensbedingungen heute schon unannehmlich sind für eine Bevölkerung von 300 Millionen, die schon in jedem Jahr um mindestens vier Millionen vermehrt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich ständig und dadurch wird dem Kommissar der Boden bereitet. In letztem Jahr wurden 5,5 Millionen Tonnen Korn eingekauft werden und dennoch ist die tägliche Ration für die Bevölkerung sehr klein - abgesehen von den Gläubigen in Nord-Indien, wo die Lebensbedingungen besser sind. In Indien des Landes waren im letzten Jahr die Preise für Getreide, die weite Gebiete erlitten. In diesem Jahr fehlt es in vielen Teilen des Landes an Nahrung, so besonders im Osten Indiens. Die Regierung steht da schweren Fragen gegenüber, zumal eine solche Notlage der Bevölkerung auch noch von gewissenlosen Plündern ausgenutzt wird - alles in allem eine sehr ernste Lage.

So können wir feststellen, dass die Lebensbedingungen in Indien in den letzten Jahren in einer immer unannehmlicheren Weise verschlechtert, besonders in den Städten und in den Hungergebieten. Der Druck der Überbevölkerung, der Mangel an Nahrungsmitteln, der Mangel an Arbeit, das Fehlen der Industrie, das Fehlen der "Honey" wird, sind ohne Mähenahme zu erwarten. Ein Vertreter der "Honey Corporation" erklärte, dass in Bombay ungefähr 1.200.000 Menschen auf den Straßen kampieren müssen. Die etwa 300.000 kommunikativen in Bombay betragen 2.000.000 Menschen, ein Zimmer hat in Bombay schätzungsweise 7 Personen belegt. Das Leben wird durch die Notlage abwärts gedrückt und dadurch wird dem Kommissar auch eine große neue Möglichkeit zum Vordringen gegeben, die voll und ganz ausgenutzt wird. Die Kommunisten wissen wohl, dass die Städte und die Verkehrs- mittel der Transport, der Transport Indiens - das sind die Haupt- rier und in den Universitäten konzentriert. Ein Transportmittel, der ein Transportmittel ist, was mit, welchen Verhältnissen er aus- gestellt ist, weil er der kommunistischen Partei nicht entgegen will, nachdem sich 1700 von den etwa 1900 Mitgliedern seiner Gesellschaft der Partei angeschlossen haben.

Es scheint, dass es nicht mehr lange dauert, bis Indien den Weg China geht. Die Lebensbedingungen werden durch Hunger, durch Pest, durch Mangel an Nahrung, durch Krankheiten immer mehr verschlechtert. Es ist zu erwarten, dass vor einem Jahr das Parlament in Bombay ernstlich erwog, ob es geraten sei, die religiösen Protesten zur Bevölkerung in den Städten zu garantieren. Heute, die endlich bleiben wollen, tragen eine schwere Last. Die Verhältnisse der Kommunisten können in der- lich die Menschen der letzten Jahre nicht halten: zu viele Menschen, zu wenig Land, zu viele natürliche Hindernisse, zu wenig Geld! Berechnung ist, dass überhaupt nur 700.000 der Bevölkerung von 300.000.000 so gestellt sind, dass sie ein Einkommen haben. Gegeben werden können. Wenn dann ein Führer der Kommunisten Partei öffentlich erklärt, wenn sie die Macht erhalten würden, so würden sie ebenso wie in China alle Unversicherten unterstützen, so ist das für uns keine glänzende Aussicht auf Hilfe.

die geistliche Lage.

Auf dem Lande herrscht eine geradezu verzehrende und verzweifelte Armut und man ist nur damit beschäftigt, wie man genügend Nahrung erhalten kann. In diesen Landgebieten aber lebt über 90% der Bevölkerung Indiens, von denen der überwältigend größte Teil noch nicht lesen kann und in ungebrochenem Gehorsam unter dem Kastensystem steht. Der wirtschaftliche Zustand des ländlichen Indiens ist tragisch, aber der geistliche Zustand noch viel schlimmer. Die "Puna und Dorfmission Indiens" arbeitet unter den 40 Millionen Marathen im Westen Indiens. Bombay ist die politische Hauptstadt und 250 Meilen landeinwärts liegt Pandharpur, das geistliche Zentrum der Nation das jedes Jahr von über einer Million Pilger besucht wird. Die meisten von ihnen kommen aus den Dörfern, wo die Lage etwa folgende ist: Jede Kaste lebt in einem solchen Dorf ganz abgeschlossen für sich, wenn auch das wirtschaftliche Leben die einzelnen Gruppen in einen gewissen Verkehr miteinander bringt. Die unterste Stufe bilden die "Unberührbaren". Allerdings hat das Zentral Parlament in Delhi dahin entschieden, daß die Kasten keine gesetzliche Trennung im Volke darstellen sollen, aber die Lage der "Unberührbaren" ist doch nicht viel geändert worden und es wird lange dauern, bis die orthodoxen Hindu wenigstens in der Mehrzahl den Kastenlosen eine Würde als menschliches Wesen zugestehen werden.

Der Hindu lebt heute noch, wie vor alters, in der Furcht vor den zahllosen Göttern und Göttinnen, die ihnen vorgespiegelt werden; viele andere als sehr niedrigen Charakters beschrieben. Die Religion besteht für sie darin, diesen Götzen zu dienen. Sünde ist für sie jedes Nichteinhalten der Zeremonien, die ihnen ihre Religion vorschreibt. Die Lehre der Seelenwanderung hält die Menschen in ihrem Bann. Wenn die Kastenlosen nach dieser Religion, also in ihrem jetzigen Leben, die Sünden des vorigen Lebens abbüssen, so versteht man die moralische Forderung, die sagt, daß man die Kastenlosen mit Recht mißbrauchen und mißhandeln kann. Was das für Indien bedeutet, ermessen wir wohl kaum - bedenken wir, daß ihre Zahl 70 Millionen beträgt.

Die große Gelegenheit für die Mission.

Die Kastenlosen kommen auch nach Pandharpur, um die Götzen zu verehren, aber sie dürfen niemals in die Haupttempel eintreten. Sie hören nun die frohe Botschaft von Jesus Christus - und wie tief muß gerade das Wort von der Liebe Gottes zu allen Menschen sie berühren. Die Masse der Menschen in Indien hat noch nie das Evangelium gehört, etwa 100 Millionen kennen nicht einmal den Namen des Heilandes. Es gibt heute noch viele Gelegenheiten in Indien das Evangelium zu verkündigen; diese Gelegenheiten werden uns zu heiligen Aufgaben, an denen wir nicht vorübergehen dürfen - es könnte bald zu spät sein! Unsere Gelegenheit ist heute.

Mai 1953

Aus NEW LIFE

A b s c h r i f t .

Die Gossnerkirche von Chota Nagpur und Assam 1953.

So gewiss die Kennzeichen der Kirche die Verkündigung des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente sind, so gewiss ist die Gossnerkirche eine Kirche. Denn in ihr wird heute das Evangelium von Christus gepredigt, und die Sakramente der Taufe und des Abendmahls werden schriftgemäss gefeiert. Das geschieht, auch ohne dass die Missionare einen bestimmenden Einfluss auf das Leben der Kirche haben. Unsere indischen Brüder halten von sich aus an einer christozentrischen Predigt fest, allen ist der Satz von der Rechtfertigung aus dem Glauben der Anfang und das Ende ihres theologischen Wissens. Sie verstehen und feiern die Taufe als die Gabe des Reiches Gottes an uns. Das Abendmahl ist ihnen die Gemeinschaft mit Jesus Christus und vermittelt ihnen die Vergebung der Sünde im Glauben. Sie haben einige christliche Sitten entwickelt oder festgehalten, die schöner sind als die Sitten ihrer europäischen Mutterkirchen. So sammeln sie z. B. die Kollekte mitten im Gottesdienst ein und bringen sie vor der ganzen Gemeinde Gott zum Opfer. Und wer von schwerer Krankheit genesen ist, fordert die ganze Gemeinde auf, mit ihm zusammen öffentlich und im Gottesdienst Gott Dank zu sagen. In der Liturgie ist für dieses Stück ein besonderer Platz gegeben, und so singt denn der Genesene mit seinen Angehörigen und Freunden vor dem Altar und die ganze Gemeinde stehend mit ihm einige Dankesverse, und schliesst sich mit ihm im Gebet zusammen. Wer all dies als Abgesandter der Mutterkirche beobachtet, kann nur dankbar dafür sein, dass Gott uns an der Errichtung dieser Kirche mit hat arbeiten lassen. Und wenn er sich all der Fehler und Schwächen erinnert, die sicher auch die Arbeit der Missionare verdunkelt haben, weiss er um so besser, dass Gott durch Seinen Geist Seine Kirche baut, wo und wie er will. Und das wird ihm zum Trost.

YDenn auch die Gossnerkirche gehört zu der Kirche, die wir nicht sehen, an die wir aber glauben. Wir glauben, dass Gott sie erbaut hat, und dass der Herr Christus sie regiert, obwohl wir die Fehler der Menschen und die Schwäche ihrer Organisation und ihrer Arbeit klar vor Augen haben. Wenn wir jetzt von diesen Fehlern und Schwächen reden, soll es dazu dienen, Das Lob Gottes um so klarer zu bezeugen, und um Sein gnädiges Handeln um so deutlicher hervortreten zu lassen.

Die Predigt in der Gossnerkirche ist christozentrisch. Aber sehr oft, ja meistens bleibt diese Christusverkündigung formelhaft. Das luegt wohl daran, dass diese Predigten auf das Grosse und Ganze gesehen nicht textgebunden sind. Der Text wird verlesen, der Prediger geht in ein paar Sätzen auf ihn ein, um dann an ein Stichwort anknüpfend in immer genau drei Teilen seine eigenen Gedanken zu entwickeln. Schniewins nannte diesen Typ: Rollfeldpredigten, in denen der Text das Rollfeld abgibt, das nur dazu dient, es möglichst schnell zu verlassen, um sich dann dem freien Spiel der eigenen Gedanken hinzugeben. Auch Themapredigten können biblisch sein. Aber in dieser " jungen Kirche " zeigen sich auch alle ihre Gefahren. Da es sich um Themen handelt, die der Prediger glaubt im "opf zu haben, bereitet er sich kaum vor. Die genaue Exegese des biblischen Textes ist ja kein wesentlicher Bestandteil seiner Ausführungen. Ich weiss in der ganzen Kirche nur von zwei oder drei Pastoren, die bei der Vorbereitung mehr oder weniger regelmässig von ihren griechischen Neuen Testament und ihren griechischen Kenntnissen Gebrauch machen. Ohne exegetische Vorbereitung haben sich aber die Themen sehr schnell erschöpft, und so hören denn die Gemeinden von ihren Pastoren und Kato-

Zu dieser Mangelerscheinung gehört, dass so gut wie gar kein Verhältnis zum Alten Testament besteht. Es wird nie über alttestamentliche Texte gepredigt, überhaupt sind nur ein paar Texte aus den Geschichtsbüchern und aus den Psalmen wirklich bekannt. Aber auch diese Texte werden natürlich nicht interpretiert, sondern gelegentlich nur als Beispiele für christlichen Lebenswandel angeboten oder als Ausdruck einer gewissen Lebensstimmung in gewissen Situationen liturgisch verwandt. Die Verkündigung der Kirche ist ohne wirklichen Kontakt mit dem A.T. Vielleicht ist sie deshalb oft so blutleer, uninteressant und beziehungslos.

Neben der Exegese der Schrift, für die eine anständige theologische Arbeit vorbereitet, hat die kirchliche Verkündigung noch eine zweite Voraussetzung: den seelsorgerlichen Bezug, der Gottes Wort und Tat dem gegenwärtigen Hörer zuspricht und Gottes Anspruch an ihn in deutlicher Weisung erhebt. Auch hier zeigt sich in der Gossnerkirche oft ein gefährlicher Mangel. Es kommt nur sehr selten zur Tröstung und zur Ermahnung, nicht einmal zu deren kläglichem Ersatz: der Situationsanalyse oder dem "moralischen Schwänzchen". Es hat bei allgemeinen Zielangaben wie "Liebe üben", "Vergeben" u. dgl. sein Bewenden, und dem Hörer wird nicht geholfen, indem ihm gesagt wird, was das Wort Gottes für ihn hier und heute bedeutet. So ist es denn kein Wunder, dass bei einer so schwächlichen Verkündigung des Wortes Gottes die notwendige Antwort ebenso schwächlich ausfällt - es gibt in dieser Kirche kaum eine christliche Ethik. Natürlich ist diese Kirche nicht ohne gewisse ethische Anweisungen und Regeln. Aber diese stehen in gar keinem Zusammenhang mit dem geschriebenen oder gepredigten Wort. Sie sind nicht aus der Interpretation der Schrift gewonnen. Es kommt nahezu niemand auf den Gedanken, bei praktischen Entscheidungen die Schrift zu befragen. Das tägliche Leben der Christen spielt sich gewissermassen ausserhalb und neben den Taten Gottes und ihrer Bezeugung ab. Als Wirkungsbereich christlichen Verhaltens wird lediglich die in der Kirche organisierte Lebens- und Volksgemeinschaft angesehen. Ethische Autorität ist darum das G.C., d.h. praktisch die persönlichen Entscheidungen des Präsidenten und der einzelnen Pfarrer. Ihre Waffe ist die Exkommunikation, welche die Pfarrer allein aussprechen, nachdem sie dem Gemeindevorstand ihren Plan vorgetragen haben. Sie sind hierbei an keine Weisungen des Kirchenrates gebunden. Der beliebteste terminus des Präsidenten und der Pastoren in diesem Zusammenhang ist: "Disziplin". Die Exkommunikation ist eine Waffe zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Disziplin. Wenn sie bei Zauberei und Götzendienst und erwiesenen Ehebruch oder Hurerei angewandt wird, könnte man noch von einer geistlichen Handhabung einer solchen schweren Entscheidung sprechen. Doch ist schon die kirchliche Strafe für Hurerei eine reichlich problematische Angelegenheit. Denn auch in der heidnischen Dorfgemeinschaft wird hier ganz rigoros auf Ordnung gesehen, um den Bestand der Familiengemeinschaft (Clan) und des Stammes zu schützen. Auch die Heiden stossen also Ehebrecher rücksichtslos aus der Stammes- und Dorfgemeinschaft aus. Das ist aber bei der indischen sozialen Ordnung ein Todesurteil. Ein Mensch ohne Stamm (oder bei den Hindus: ohne Kaste) kann nicht leben, weil er nun vogelfrei ist, keine Arbeit mehr findet, nirgends mehr aufgenommen wird. Er kann höchstens noch ein Räuber werden. Für den Christen ist nun die Gemeinschaft der Kirche an die Stelle des Stammes oder der Kaste getreten. Mit seinem Christ-Werden ist er aus der sozialen Gemeinschaft des Stammes ausgeschieden; aber die Kirche ist seine neue Heimat, sein neuer Stamm, seine neue Kaste geworden. Für viele der heutigen Konvertiten bedeutet die Taufe den Eintritt in eine neue höhere Kaste. Darum kommt die Exkommunikation - wenigstens gegenwärtig - beinahe noch einem Todesurteil gleich. Darum tut

aber auch jeder Exkommunizierte zum frühest möglichen Termin öffentlich Busse und vertraut dabei darauf, dass es ja nun glücklicherweise die Pflicht der Christen ist, zu vergeben. Darum liegt jedem die Bitte um Vergebung der Schuld sehr leicht auf der Zunge, aber darum ist sie auch ethisch gesehen sehr billig. Weder der sie erbittet, noch der sie hört, nimmt sie geistlich allzu ernst. Sie ist zu einem formalen, fast schon heidnisch-kultischen Akt erniedrigt worden. Dieser ganze Sachverhalt zeigt aber auch, welche Macht in den Händen der Pfarrer liegt. Sie sind gewissermassen die Funktionäre einer Kaste. - Da es sich nun aber eher um Stammesdisziplin als um christliche Ethik handelt, wird die Exkommunikation auch angewandt, wenn es sich kaum oder garnicht um ethische Fragen handelt. So ist es z. B. gang und gäbe, dass ein Pfarrer ein ganzes Dorf oder ganze Kirchenkreise exkommuniziert, wenn seine Opponenten an einer Verlobung festhalten, die er selber nicht billigt. In diesem Falle ist die Exkommunikation nicht so lebensgefährlich, weil ja die Gemeinschaft dieser Exkommunizierten gewissermassen eine neue Kaste bildet, in der man sich gegenseitig unterstützt. Darum dauern solche Massenexkommunikationen manchmal jahrelang. Es spricht aber auch für die Liebe zu Gottes Wort und zur Gemeinschaft der christlichen Gemeinde, dass solche Fälle bisher noch immer wieder bereinigt werden konnten und die Ausgeschlossenen zurückkehren wollten. Manchmal haben sie schon eigene christliche Gemeinden organisiert gehabt oder mit dem Anschluss an andere Kirchen gedroht - ein Zeichen, dass auch sie nicht ganz ohne Druckmittel in diesem Machtkampf zwischen Pfarrer und Gemeinden sind. Streiftigkeiten um Ländereien zwischen der Kirche und ganzen Gemeinden sind ein weiterer beliebter Anlass, hier mit der Exkommunikation den Willen der Kirche durchzusetzen. Bei dem typisch indischen Mangel an Voraussicht werken die Machthaber garnicht, dass sie durch den übermässigen Gebrauch der Exkommunikation diese Waffe selbst abstumpfen. Sie haben auch noch nicht gesehen, dass in den Städten, namentlich in den modernen Industriestädten wie Jamshedpur, eine Generation heranwächst, die getrost auch ohne Verbindung mit ihrem Stamm, ihrer Kirche oder ihrer Kaste leben kann, weil die Gemeinschaft der arbeitenden Klasse ihre neue Lebensgemeinschaft geworden ist, die sie trägt und ihnen Heimat gibt. Da reicht die Disziplinargewalt des kirchlichen Funktionärs nicht mehr hin. Aber das hat er noch nicht gesehen, und davon lässt er sich bis jetzt auch noch nicht überzeugen.

Zu diesem Bilde passt, dass andere Bereiche der Ethik für die Disziplin der Kirche geradezu uninteressant sind. Ein überführter Mörder oder Dieb oder Lügner wird nicht exkommuniziert, auch wenn er sich weigert, Busse zu tun. Nur in ganz seltenen Fällen wird der Versuch gemacht, ihn geistlich zu beraten. Mit ihm fertig zu werden, wird getrost dem Staat überlassen. Bestechung und pfiffige Lügen ("Diplomatie" oder "Statemanship" genannt) sind noch immer so sehr Bestandteile des indischen täglichen Lebens, dass selbst ein Pastor damit nicht besonders unangenehm auffällt. Niemand denkt daran, einen solchen Antsträger etwa zu ersetzen oder ihm wenigstens das Recht, eine Exkommunikation auszusprechen, zu nehmen. Entsprechend verbreitet ist eine verheerend laxe Behandlung kirchlicher Gelder. Fast jeder ist überzeugt, dass nicht alle Kollektengelder ihren Zweck auch wirklich zugeführt werden. Hier setzt sich erst ganz allmählich eine genauere Überwachung durch, weil bei solchen Missbrauch naturgemäss die Kollekten sehr nachlassen. Das unerhört grosszügige aber unkritische Geben und Spenden der amerikanischen Freunde ist für diese heilsame Entwicklung eher ein Hindernis als eine Förderung. Sie verleiten mit ihrer Grosszügigkeit geradezu zum Missbrauch. Ohne ihre Hilfe wäre die Kirche finanziell schon viel früher am Ende gewesen - und damit am Anfang

eines neuen Finanzgebahrens, vielleicht auch einer neuen Moral.

Die Ethik der Gossnerkirche ist also nicht gesetzlich, sie ist keine Irrlehre. Sie ist aber auch keineswegs biblisch oder christlich, sondern eher die neue Sitte eines neuen Stammes oder einer neuen Kaste. Man weiss gar nicht, dass das Wort Gottes nach einer Antwort verlangt, sondern ist nur bemüht, den Bestand der organisierten Kirche nach Möglichkeit zu erhalten und folgt dabei den Erfahrungen, die man aus dem Leben des eigenen Stammes gewonnen hat. Hier liegt auch der Grund, warum die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volksstamm noch heute eine so grosse Rolle spielt. Wir finden in der Gossnerkirche Angehörige von mindestens 6 Stämmen; allerdings sind nur 4 in nennenswerter Zahl vertreten: Mundas, Uraons, Kharias und Hos. Unter ihnen sind die Uraons wiederum von besonderer Art. Die anderen sind in Sprache, Sitte und Volkstum mit einander nahe verwandt. Die Uraons kommen auch historisch aus einer völlig anderen Ecke. Sie sind geistig erheblich beweglicher, moralisch aber auch anfälliger als die anderen. Da nun nicht das Wort Gottes, sondern nur einigermaßen revidierte alte Stammesitten das Leben der Kirche und des Einzelnen leiten, kann es nicht zu einer wirklichen kirchlichen Einheit in dieser Kirche kommen. Angehörige verschiedener Stämme sind sich nach wie vor denkbar fremd, ja - sie bekämpfen sich, wie sie es immer getan haben, und wachen eifersüchtig darüber, dass das Übergewicht des einen Stammes über den anderen in der Kirche nicht zu gross werde. Darunter leidet natürlich die ganze kirchliche Arbeit und Organisation. Darunter leidet auch die vornehmste Tätigkeit einer Kirche, ihre missionarische Aufgabe. In der Mission kann eine Kirche ihre schönste Antwort auf die Botschaft vom Reiche Gottes geben, indem sie mit ihrem Herrn zusammen nun an dieselbe Arbeit geht. Die Gossnerkirche hat gegenwärtig eine nicht erfolglose Mission in Surguja, einer Landschaft, die im Westen an das Gebiet der Kirche anschliesst. In diesem neuen Missionsgebiet wohnen aber nur Uraon; und auch nur die Uraon-Christen sind folglich an dieser Arbeit interessiert. Ihnen geht es dabei nicht so sehr um die Ausbreitung der Herrschaft Christi als um die Vergrösserung des Anteils der Uraons in der Kirche. Sie leiden schon seit langer Zeit darunter, dass es wohl über hunderttausend Mundachristen, aber nur sechzigtausend christliche Uraons gibt. Um für diese Arbeit genügend Arbeiter zu bekommen, machen die christlichen Uraons also eine Propaganda, die eindeutig auf nationalistischem, vielleicht sollte man mit einem hier viel gebrauchten Wort "communalism" sagen: die eindeutig auf kommunistischen Wegen geht. Ich habe Berichte, nach denen die "Missionare" in Surguja mehr von der Notwendigkeit der Sammlung aller Uraons als vom Tod und Auferstehung unseres Herrn predigen. Natürlich gibt es hier aus Ausnahmen. Es ist ganz selbstverständlich, dass es bei einem solchen Vorgehen zu ernsthaften Zerwürfnissen mit anderen Kirchen kommt, die auch in Surguja Mission treiben, ja sogar mit der indischen, lutherischen Missionsgesellschaft, an der alle indischen lutherischen Kirchen beteiligt sind. Den Gossner-Missionaren geht es darum, die Gossnerkirche auszubreiten und mehr Uraons in die Gossnerkirche hineinzuziehen. - Unter diesen Aspekt wird auch die Arbeit des neu gebildeten Joint Mission Board leiden. Dessen Arbeit wird sich wesentlich in Gebieten abspielen, in denen Mundas und ihnen verwandte Stämme wohnen. Die Uraons in der Kirche sind unter diesen Verhältnissen daran garnicht so sehr interessiert, weil ein Erfolg dieser Arbeit das Zahlenverhältnis wieder zu ihren Ungunsten beeinflussen würde. Es ist nicht zu sehen, wie in absehbarer Zeit eine Missionsarbeit der Gesamtkirche zustandekommen könnte, solange nicht wirklich das Wort Gottes die Sitte der Kirche und das Leben der Christen bestimmt.

Allerdings haben die erwähnten Stämme eines gemeinsam: sie gehören zu den Ureinwohnern, den aboriginal tribes, oder - wie sie sich selbst

nennen - zu den "Adivassis". Sie alle zusammen haben eine eigene politische Partei gegründet und versuchen, innerhalb der indischen Union einen eigenen selbständigen Staat zu bilden. Sie sind überzeugt, dass sie bisher von den Hindus rigoros unterdrückt und aller Rechte und Chancen systematisch beraubt wurden. Sie buchen ihre Zurückgebliebenheit ganz auf das Konto dieser jahrhundertelangen Unterdrückung und Verfolgung. In diesen Ansichten finden sich alle Stämme, und hier sind sie sich auch in unserer Kirche einig. Es gibt ein wirklich gemeinsames Unternehmen der Kirche: die Schularbeit. Als 1919 die Selbständigkeit der Kirche ausgerufen wurde, bestand eine Hochschule; heute sind es vierzehn. Alles Geld, das die Kirche aufreiben kann, geht in die Arbeit. Die Katechisten können manchmal monatelang nicht bezahlt werden (die Pastoren zahlen sich ihr Gehalt meist regelmässig aus ¹), für Bücher und theologische Ausbildung und Arbeit ist nichts vorhanden, aber für die Schulen und Hochschulen wird jedes Opfer gebracht. Unsere Freunde sind der Überzeugung, dass die höhere Bildung die Adivassis aus ihre langen Knechtschaft befreien und dann auch alle anderen Probleme lösen werde - auch die kirchlichen Probleme und Schwächen. Jeder Versuch, sie hier zu etwas Zurückhaltung zu überzeugen, ist hoffnungslos zum Scheitern verurteilt. Dabei hat sich erwiesen, dass der Staat einen immer grösseren Einfluss auf diese Schulen nimmt. Religionsunterricht darf in ihnen nicht gegeben werden. Man ist genötigt, viele nichtchristliche Lehrer anzustellen. Der missionarische Erfolg bei nichtchristlichen Schülern ist gleich Null.

Bei dieser Einstellung der Adivassis, auch der christlichen, gegenüber den Hindus, nimmt es auch nicht Wunder, dass die Notwendigkeit einer missionarischen Arbeit an Nicht-Adivassis, d.h. also an Hindus und Mohamedanern, mit denen sie ja schliesslich in jeder Stadt und in vielen Dörfern zusammenleben garnicht in den Blick kommt. Unsere Brüder könnten sich eine Kirche, in der auch ehemalige Hindus sind, garnicht voratellen. Sie befürchten - und dazu haben sie allen Grund - dass sie dann wieder - und diesmal nun auf kirchlicher Ebene - von den Hindus überrundet werden. Darum ist für sie auch der Gedanke einer Union aller lutherischen Kirchen Indiens nur schwer zu vollziehen. Sie fürchten, dass sie da neben anderen Lutheranern, besonders Südindiens, nur eine untergeordnete Rolle werden spielen können. Für viele von ihnen ist das Adivassi-Ideal, d.h. die Emanzipation und Trennung von allen anderen, zugleich das kirchliche Ideal.

Andere Unternehmungen der Kirche bestehen eigentlich nicht. Es gibt keine "innere Mission", da man ja überhaupt noch nicht gesehen hat, dass Gott eine Antwort auf sein Wort wünscht, und dass Er uns in die Mitarbeit ruft. Allerdings sorgt bisher auch das Funktionieren der alten sozialen Familienordnung dafür, dass niemand in irgend einer materiellen Not zu verzweifeln braucht. Noch hilft ein Glied des Clan dem anderen, und noch sind die Clans reich genug, den Wechselfällen des Lebens zu begegnen. Und bei Leuten, die nicht zum eigenen Stamm gehören, wird irgendwelche Not ja nicht

einmal wahrgenommen. Die Inder sind nicht egoistisch in Sinne eines individuellen Egoismus. Aber sie lieben ihre Familie und ihren Stamm über alles. Und sie sind immer noch der Überzeugung, dass die christliche "Liebe" in eben diesen Verhalten gegenüber den eigenen Stammesgenossen erfüllt sei. - Es gibt weiter so gut wie keine Jugendarbeit, auch keine Studentenarbeit. Für beides sind allerdings Organisationen vorhanden, die sich aber in der Aufrechterhaltung ihres organisatorischen Betriebes erschöpfen. Sie haben kein Ziel. Sie sind eigentlich nur da, damit gelegentlich ökumenische Tagungen beschickt werden können. D.h. sie existieren, weil es woanders so etwas gibt und man nicht zurückstehen möchte. Da die Elternhäuser in Grossen und Ganzen als Stätten christlicher Unterweisung ausfallen - man hält den normalen kirchlich - öffentlichen Betrieb für ausreichend -, wird für die Jugend so gut wie nichts getan. Denn Kindergottesdienst und Sonntagsschule kranken an denselben Schwächen wie Gottesdienst und kirchliches Leben. Man lässt nach Möglichkeit Alles vom Pastor machen, weil man die Mitarbeit von Nicht-Pastoren geradezu fürchtet. Eine kirchliche Organisation, die derartig auf den Amtsträger und Kastenfunktionär gestellt ist, muss notwendigerweise laienfeindlich sein und wird sich hüten, etwa Jugendliche, Eltern oder andere Laien in irgendwelchen geistlichen Funktionen zuzulassen oder zu bestätigen.

Eine Ausnahme macht in diesem Zusammenhang nur die Frauenarbeit. Hier ist eine gewisse Regelmässigkeit zu beobachten. Die meisten Frauenkreise kommen im Allgemeinen wöchentlich einmal zu einer Andacht zusammen und stellen sich gelegentlich selbst Aufgaben innerhalb der Kirche wie Geldsammlung für einen Kirchenbau durch Veranstaltung eines Bazzars, Sticken von Altardecken, Schmücken der Kirche u. dgl. Es mag sein, dass hier der Wille der Frauen zur Emanzipation, wie er nun in ganz Indien zu beobachten ist, eine gewisse Rolle spielt. Zugleich haben sie den Vorteil, dass die altmodischere Hierarchie sie immer noch nicht ganz ernst nimmt und darum auch nicht fürchtet, sodass sie ohne zu ernste Behinderungen von oben etwas Eigenes tun können.

Gottes Wort ist also in dieser Kirche. Aber wie überall ist es verborgen unter menschlichen Unternehmungen, die ihm zeitweise sogar widerstreiten. Aber Gott hat verheissen und beweist es immer wieder, dass sein Wort nie leer zurückkommt. Darum glaube ich, dass auch die Gossnerkirche zur Kirche Jesu Christi gehört.

gez: G. Schultz.

Die wichtigsten Punkte aus den Briefen der Missionsgeschwister
Hedwig Schmidt, Klimkeit und Borutta

I. K l i m k e i t

Brief vom 10. September 47: Bericht über einen Katechistenkursus in Rajgangpur, an dem 80 Katechisten teilnahmen. Wegen der Propaganda der Adventisten wurde Offenbarung Johannes behandelt. Von großer Wichtigkeit war auch die Frage, welche Bedeutung das Pfarramt in der Gemeinde hat. K. trat einem überspitzten Amtsbegriff, der die Katechisten und Laienglieder der Gemeinde entmündigt, entgegen, so z.B. dem Diktat eines Pastors in einem früheren Kursus: Die Gemeinde habe ihre Bedeutung nur wegen des Pastors. Ist in einer Gemeinde kein Pastor mehr vorhanden, so hat sie auch aufgehört, christliche Gemeinde zu sein. K. stellt fest, daß unter den Pastoren in Rajgangpur noch viel Stimmung für die Jubilee-Synode ist; gerade darum lag es ihm daran, der überbetonten Bedeutung des Pfarramtes entgegenzuwirken. Er fand bei den älteren Katechisten volles Verständnis.

Klage über die mangelhafte Ausbildung der jüngeren Pastoren, denen die älteren Katechisten, auch was das Niveau der Predigt betrifft, überlegen sind. So wird z.B. die Predigt des Pastors Minz auf der letzten Mahasabha scharf kritisiert. Umso wichtiger ist es, für die Pastoren regelmässige Kurse abzuhalten. Aber aus Geldmangel soll in diesem Jahr der regelmäßige Pastorenkursus ausfallen. K. hat Dr. Strock vorgeschlagen, den Pastoren regelmäßig wissenschaftliche Arbeit aufzuerlegen. Dazu fehlt es aber an Büchern. Klage über den Mangel an Gesangbüchern, Katechismen, Konfessio Augustana usw. Er beabsichtigt, eine kurze, leichtverständliche Dogmatik zu schreiben.

Von Dr. Strock Geld für drei Katechisten für ein Jahr erhalten. Viel zu wenig, da auch in Jaspur zwei neue Gemeinden entstanden sind und zwei Katechisten gebraucht werden.

Brief vom 10. Oktober 47: Große Freude über die Eastern States Union Constitution, die Gewissens- und Glaubensfreiheit auch für Jaspur, Bamra, Banai und Gangpur zu sichern. Besprechung mit dem Dewan von Bamra, der die Meinung äußerte, nachdem Indien selbständig geworden sei, bliebe den Staaten nichts anderes übrig, als dieselben Freiheiten zu geben, wie sie im übrigen Indien üblich sind. K. solle in seinem Namen in den Dörfern, die er besuche, die Versicherung abgeben, daß sie nun genau dieselben Freiheiten hätten, wie jeder andere Bewohner des Staates, und niemand ihre Rechte streitig machen dürfe. Auf der Bamrareise war K. erschüttert über die Verkommenheit und Armut der Munda-Bevölkerung. K. plant eine große Evangelisationswoche für die Mundadörfer in Bamra außerhalb ihrer eigenen Dörfer, nur um sie einmal aus ihrem Milieu herauszureißen.

Besuch des Dewans in Sundargarh, der K. davon überzeugt, daß die Steuerverweigerung der Christen gegen die lutherische Kirchenlehre sei. 5000 Rs. für den Bau der Kirche in Sundargarh stehen nach wie vor zur Verfügung. K. hofft, die Kirche bis zur nächsten Regenzeit fertigzustellen.

K. durch häufige Malariaanfalle sehr geschwächt: "Ich fürchte schon, daß ich nicht allzu lange bis zum Heimaturlaub aushalten kann." Besuch des Dorfes Barogar in der Nähe von Sundargarh. Dort herrscht die Meinung, es lohne sich nicht, bei der Goßnerschen Kirche zu bleiben, weil keine Missionare mehr da seien und die Pastoren sich nicht um die Gemeinden kümmern.

Brief vom 16. Oktober 47: Klage darüber, daß die neugetroffene Ordnung für den Dienst der Missionare unter dem Kirchenrat von seiten der Kirche nicht eingehalten wird. Das zeige sich vor allem auch in seinem Verhältnis zu dem Ortspfarrer, der in öffentlicher Versammlung erklärt, daß der Missionar nichts zu sagen habe. Als K. in einer Gemeinde, in der die Gemeinderatsmitglieder der Trunksucht verfallen sind, ein scharfes Wort führte, stand der Pastor auf und erkläre: "Was Ihr eben gehört habt, war nur die private Meinung des Missionars. Wir werden darüber in der Gemeindegemeinderats-sitzung verhandeln." K. hatte 300 Rs. für Reparaturen beantragt. Keine Antwort. Der Pastor bekommt den Auftrag, den Antrag nachzuprüfen, und holt dann die 300 Rs. aus Ranchi. Von dem ganzen Geld bekommt K. nur 12 Rs. für Reparaturen, alles andere Geld verschwindet. Auch in Bamra klagen alle Katechisten, daß der Pastor die Missionsgelder des Kirchenrats unterschlage; es findet aber keine Nachprüfung statt. Der Pastor in Rajgangpur liegt Woche um Woche zuhause herum, während die Lage der Gemeinden so ist, daß sie nach dem Pastor schreien. Der Missionar muß diesen Zustand mit ansehen und darf nichts sagen. K. schlägt vor: "Darum ist mein Plan und Vorschlag für die Zukunft folgender: die Gossner-sche Mission soll sobald wie nur irgend möglich ein eigenes Arbeitsfeld am Rande der Kirche als Gossnersche Mission eröffnen. Daneben kann die Zusammenarbeit mit der Kirche aufrechterhalten werden." Auf jeden Fall sollten erst einmal soviel Missionare wie nur möglich herauszukommen versuchen (auch Bruder Radsick).

II. B e r u t t a

Brief vom 17. 8. 47: Vorschlag Rücksprache mit Präses Stosch, um grundsätzliche Richtlinien für das Verhalten der Missionare in der gegenwärtigen Situation auszuarbeiten. Es sei versäumt worden, 1) für einen Vertreter der Missionare einen Gaststz im Kirchenrat zu erwirken, 2) sei kein Missionar als Nachfolger von Präses Stosch für die Kommission bestimmt worden, die die Kirche reorganisieren soll.

Die Mahasabha 1948 ist deswegen wichtig, weil auf ihr der neue Präsident gewählt werden muß. Die Kandidator Joel Lakras stünde auf schwachen Füßen. Das Kuratorium solle die Wahl Joel Lakras unterstützen.

Klage über den Mangel an Literatur in den Pastorenhäusern. Anregung, ob nicht durch Präses Stosch und auch Bruder Kerschis, der ein ausgezeichnete Kenner des Hindi sei, Übersetzungsarbeit geleistet werden könne.

Brief vom 16. Oktober 47: B. regt erneut an, vom Kuratorium aus dahinzuwirken, daß ein Vertreter der Missionare einen Gaststz im C.C. erhält und, daß ferner ein Missionar in der Kommission zur Reorganisation der Kirche sitzt.

Aufgrund der Bedingungen, unter denen unsere Missionare in den Dienst der Kirche zurückgekehrt sind, hätten sie ein Recht auf einen Platz im Kirchenrat. Berufungsschreiben (unterzeichnet von Manikam) vom 9.10.46, worin es unter Punkt 4 heißt: "Der Missionar soll in der Mahasabha, im Kirchenrat und im Executiv-Ausschuß des Kirchenrats einen Sitz haben, mit dem vollen Recht der Meinungsäußerung, allerdings ohne Stimmberechtigung." Silo Tiga hat B. mitgeteilt, daß der Kirchenrat beschlossen habe, keinen der Missionare zu den Sitzungen des Church Council einzuladen. Er behält es sich aber vor, jederzeit einen Missionar zu rufen, wo es erforderlich ist. Der Beschluß wurde in Abwesenheit von Joel Lakra gefaßt.

Mitteilung, daß vom 12. - 15. Dezember in Ranchi eine große Konferenz der lutherischen Missionen in Indien stattfindet, zu der Bischof Sandegren kommen will. Hier soll die Frage des Zusammenschlusses aller lutherischen Kirchen in Indien behandelt werden. Eine Vorkonferenz hat bereits in Madras stattgefunden. Missionar Lic. Meyer von der Breklumer Mission leistet die vorbereitende Arbeit für die Ranchi-Konferenz. B. hat Joel Lakra gebeten, an der Konferenz teilzunehmen, Lakra hat zugesagt. Es sollen etwa 100 Delegierte aus allen lutherischen Kirchen und Missionen teilnehmen. Gut wäre es, wenn auch Klimkeit hinzugezogen werden könnte.

Z.Zt., also Mitte Oktober, findet auf unserem Missionsgrundstück in Ranchi eine Konferenz der Lutheraner, Römer und Anglikaner über Schulfragen statt. Es sollen der Regierung bestimmte gemeinsame Beschlüsse in den Fragen der christlichen Erziehung vorgelegt werden.

III. Hedwig Schmidt

Brief vom 17. Oktober 47: Mitteilung, daß am 16. Oktober das Church Council die Neuerrichtung der Tabita-Schule bewilligt hat. Am 1. Januar soll die Arbeit beginnen. Dieser Beschluß ist Joel Lakra zu verdanken. Gegenwärtig haben die beiden Schwestern in Burju einen Katechistenkursus. Sie wollen bis zur Eröffnung der Tabita-Schule im Januar Evangelisationsreisen durch die Gemeinden durchführen.

Bericht von Präses Lic. Stosch über die Lage der Kolskirche
auf der Kuratoriumssitzung vom 10. 10. 1947.

Anfang des Krieges, im September 1939, wurden alle Missionare interniert. Doch erfolgte Ende November wieder die Freilassung. Doch mußten die Missionare sich jeden Morgen auf der Polizei melden. Die Reisen wurden überwacht. Beim Eintritt Italiens in den Krieg mußten alle Missionare wieder in das Lager zurück. Ausgenommen hiervon waren Präses Lic. Stosch und Missionar Radsick. Ebenso konnten die Frauen die Arbeit fortsetzen. Dann wurden auch Frau Dr. Wolff, die als Nazi-Agentin denunziert wurde, und Frau Borutta sowie Fräulein Storim in Hazaribagh-Singhani interniert. Am 1. August 40 erhielt auch Frau Jellinghaus Unterrichtsverbot. Ende August wurde Missionar Radsick interniert. Präses Stosch wandte sich an den Sekretär des National Missionary Council, Hodge, und an Bischof Dr. Wescott in Calcutta mit der Bitte, sich dafür zu verwenden, daß er noch weiterhin auf dem Missionsfelde bleiben dürfe. Die Folge war, daß er noch drei Jahre ungehindert weiterarbeiten durfte. Das bedeutete, daß seine Arbeit durch den Ausfall der internierten Missionare wuchs. In seiner Eigenschaft als Präsident der Kirche hatte er viel zu reisen. Dazu kam der Unterricht am Predigerseminar und die literarische Arbeit. In seiner Eigenschaft als Präsident der Kirche hatte er auch die Vorbereitungen und die Durchführung des alljährlichen Pastorenkurses und anderes mehr zu erledigen. In der Zeit, wenn die jungen Seminaristen des Predigerseminars zur praktischen Ausbildung in die Gemeinden gesandt wurden, nutzte Präses Stosch diese Gelegenheit zum Reisen in die Gemeinden aus. Im Jahre 1941 kehrte Rev. Lakra aus Südindien zurück, wo seine Arbeit solche Anerkennung gefunden hatte, daß er nur sehr ungern entlassen wurde. Er wurde Principal des Seminars, und Präses Stosch ging in die Stelle des Assistant über.

Am 1. 3. 42 erfolgte durch die Beschlagnahme des 100 Morgen großen Missionsgrundstücks in Ranchi zum Hauptquartier im Kriege gegen Japan eine weitere Erschwerung der Arbeit. Obwohl sich die Zivilverwaltung sehr für die Mission einsetzte, wurde durch die Militärverwaltung bestimmt, daß Präses Lic. Stosch, Frau Jellinghaus und Frau Klimkeit sowie die Schwestern am 3. 3. nach Gumla überzusiedeln hätten. Dort wurden die Frauen im Bungalow untergebracht, während Präses Stosch das Rasthaus angewiesen wurde. Er richtete die Bitte an die Regierung, nach Govindpur gehen zu dürfen. Dem wurde von der Regierung stattgegeben. Ebenso siedelte das Seminar dorthin über mit seinem Principal Lakra. Dieser Zustand dauerte ein halbes Jahr. Dann zeigte es sich, daß das Amt des Präsidenten wegen der Entfernung von Ranchi nicht gut versehen werden konnte. Inzwischen spitzte sich die Lage in Indien immer mehr zu. Das nationale Indien forderte die Engländer auf, Indien zu verlassen. So schien es untragbar, daß ein Deutscher das Präsidentenamt in einer indischen Kirche weiter ausübte. Darum stellte Präses Stosch sein Amt, welches er im Jahre 1938 auf die Dauer von 5 Jahren übernommen hatte, im April 1942 zur Verfügung. Auf der Synode in Burju, der Präses Stosch bereits fern blieb, wurde die Frage seines Nachfolgers bereits verhandelt. Unter dem Eindruck eines Hirtenbriefes, den Präses Stosch an die Synode richtete, wurde Joel Lakra zum Präsidenten gewählt. Pastor Silo Tiga wurde Principal des Theologischen Seminars. Die Berufung von Surin als Sekretär des Church Council erwies sich sehr bald als ein Fehlgriff. Präses Stosch arbeitete in dieser Zeit an einem Handbuch für den Konfirmandenunterricht, das dann auch im Druck erschien. Am ersten Tage des Pastorenkurses, den er noch ver-

bereitet hatte, erreichte ihn der Internierungsbefehl. Er wählte das Lager Satara. Dort wurden auch die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt interniert. Am 5. 11. traf er im Lager ein. Der Aufenthalt von Präses Lic. Stosch in Satara dauerte 3 1/2 Jahre. Er schenkte ihm die Möglichkeit zu Studien und Arbeiten, zu denen er sonst nie die Zeit gefunden hätte. Zuletzt waren alle Missionsgeschwister in Satara und Purandhar untergebracht, außer Schwester Auguste Fritz, die bereits im März 1940 nach Deutschland zurückgekehrt war.

Im Oktober 1945 wurde über die Zukunft der Internierten verhandelt. Es wurde bekannt, daß alle Internierten repatriert werden sollten. Jedoch sollten Ausnahmen gestattet werden. Fragebogen wurden ausgegeben, und wer den Wunsch hatte, in Indien zu bleiben, sollte es angeben. Präses Stosch stellte den Antrag auf Entlassung. Diesem wurde stattgegeben, so daß er im Mai 46 auf das Missionsfeld zurückkehren konnte. Fräulein Storin, Schwester Anni Diller und Schwester Hedwig Schmidt, die Missionare Borutta und Klimkeit hatten ebenfalls Anträge auf Entlassung gestellt. Die Anträge der Missionare Borutta und Klimkeit sowie von Schwester Anni Diller wurden bewilligt, während das Gesuch von Schwester Hedwig Schmidt erst nach anfänglicher Ablehnung genehmigt wurde. Missionar Rad-sick, der bereits 16 Jahre in Indien wieder ununterbrochen gearbeitet hatte, wollte zu seiner Familie nach Deutschland zurückkehren. Er erhielt einen sechswöchigen Urlaub, den er auf den Besuch der Gemeinde in Assam verwandte. Später, als er hörte, daß Präses Stosch nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte, beantragte auch er die Erlaubnis, in Indien bleiben zu dürfen, doch der Antrag kam zu spät.

Am 31. Mai war Präses Stosch wieder in Ranchi und fand die Situation ähnlich wie im Jahre 1935 vor. Dieselben Leute, Naeman Topno, Silo Tiga und die Urao-Pastoren, die sich, welche Ironie der Missionsgeschichte, "Jubelee-Synode" nannte, weil sie im Jahre des hundertjährigen Jubiläums der Gossnerschen Kolsmission ihren Anfang nahm. Die Hauptgründe waren Majorisierung der Uraos durch die Mundas und Geldstreitigkeiten. Die Uraos stellten ein Ultimatum und wollten zum 1. 5. 1946 eine Nebenkirche unter geographischer Aufteilung gründen. Präses Stosch fürchtete, bereits zu spät gekommen zu sein, um eine Kirchenspaltung zu verhindern. Trotzdem nahm er die Besprechungen zwischen den einzelnen Gruppen auf, und es zeigte sich wieder, daß alle auf ihn als ihren alten Lehrer hörten. In Missionar Cannaday, der siebzigjährig auf der Heimreise nach Amerika war, um in den Ruhestand zu treten, erhielt er unerwartet Hilfe. Missionar Cannaday kam im Auftrage der Lutheran Federation, um die Frage des Kirchenstreits in der Gossnerkirche zu untersuchen. Mit viel Gebet gingen Präses Stosch und Missionar Cannaday an die Arbeit. Vier lange Sitzungen mit den Uraos wurden abgehalten und einige Fälle von Unterdrückungen bereinigt. Eine Synode sollte jetzt einberufen werden. Präses Stosch galt als Vertrauensmann aller Parteien und wurde als Schiedsrichter anerkannt. Es zeigte sich aber, daß er, solange er noch in Indien war, niemals in diesem Amt in Anspruch genommen wurde. In der letzten Sitzung wurde nochmals über 1. Kor. 3 gesprochen, dann wurde die "Jubelee-Synode" suspendiert. Die Spaltung der Kirche war vermieden.

Ende Juni 1946 siedelte Präses Stosch nach Lohardaga über und unterrichtete dort am Predigerseminar. Auch arbeitete er die Predigtmeditationen aus, die eine unschätzbare Hilfe für die Abhaltung der Gottesdienste in den vielen Gemeinden auf dem Missionsfelde bedeuten. Für den März 1947 wurde die Synode einberufen. Auf der Sitzung des Ministeriums, die der Synode vorausging, hielt Präses Stosch eine

einstündige Rede, die den Verlauf der gesamten Synode im voraus bestimmte. Der Friede in der Kirche war nun endgültig wieder hergestellt. An der Synode nahm zum ersten Male der amerikanische Missionar Dr. Strock teil, der im Oktober 1946 nach Indien gekommen war. Er kennt die Sprache des Landes noch nicht, so daß er seine Tätigkeit darauf beschränkt, Einblick und Einfluß auf die Verwaltung und die Finanzen der Kirche zu gewinnen. Die Zusammenarbeit mit ihm ist gut. Er vertritt den Gedanken der Dezentralisation der kirchlichen Verwaltung. Präses Stosch hat zu dieser Frage ebenfalls ein Memorandum von 32 Seiten ausgearbeitet, die auf der nächsten Synode beraten werden soll. Aus der Gemeinde kamen Anträge an das Church Council auf Rückkehr der deutschen Missionare, deren Arbeit volle Anerkennung fand. Auf dem Pastorenkursus 1946, der im September stattfand, wurde diese Frage behandelt, und auch die Gesamtheit der Pastoren trat für die Rückkehr der deutschen Missionare ein. In der anschließenden Beratung des C.C. war Joel Iakra der einzige, der sich dagegen aussprach. Nach der Mittagspause jedoch änderte er seine Meinung. So kam es, daß wieder ein Missionar (Berutta) für die Lehrtätigkeit am Predigerseminar und ein zweiter (Klinkert) für die eigentliche Missionsarbeit angefordert wurden. Dieser sollte in Rajgangpur stationiert werden. Dazu kam die Anforderung der beiden Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt, denen Burju als Arbeitsplatz angewiesen wurde. Die Entscheidung über ihren Aufgabenkreis ist noch nicht gefallen. Zu der Wiedereröffnung der Tabita-Schule, die die beiden Schwestern erstreben, nimmt die Kirche eine ablehnende Haltung ein. Sie hält die Errichtung eines Lehrerinnenseminars für wichtiger. Präses Stosch fühlte sich seiner Familie gegenüber zur Rückkehr nach Deutschland verpflichtet und traf alle Vorbereitungen hierzu.

Über den Stand der Kirche urteilt Präses Stosch abschließend: Von außen gesehen weist die Kirche viele Mängel auf. So werden die Gelder nicht treu verwaltet, Sammlungen in den Gemeinden für den Zentralfonds der Kirche werden veruntreut. Es werden Gelder verliehen und nicht zurückgezahlt. Durch den Familien- und Sippenzusammenhang, der den einzelnen zu gegenseitiger Unterstützung und Förderung verpflichtet, werden die Begriffe von Recht und Unrecht verwischt. Die anglikanische Kirche, in der heute noch europäischer Einfluß beherrschend ist, bildet einen starken Kontrast hierzu.

Von innen her gesehen muß mit Dank gegen Gott festgestellt werden, daß die Goßnersche Kolskirche geistlich lebendig ist. Gottes Wort wird gehört und geliebt. Der Kirchenbesuch ist gut. Unsere Christen können beten. Die Alten können es, und die Jungen lernen es. Gott ist bei ihr darinnen. Darum soll uns um ihre Zukunft nicht bange sein.

P. Ziv. Schultz

Die Gossnerkirche in Indien.

"Ein Land, eine Regierung, eine Religion", das war der Ruf und die Hoffnung vieler hinduistischer Kreise, als Indien die Selbständigkeit erlangte. Selbst in den entlegenden Dörfern der Junglegebiete war diese Parole Tagessprache geworden. Die religiös-politisch gefärbte Presse sorgte dafür, daß solche und ähnliche Hoffnungen aufrecht erhalten wurden. "Die Zeit des Christentums in Indien ist vorüber, wir werden die Christen aus unserer Mitte entfernen, wie man eine Fliege aus der Milch entfernt", so schrieben die radikalen Hindus in ihren Zeitschriften in Benchi. Man war bemüht, jede weitere Ausbreitung des Christentums zu unterbinden und dann auch die Christen entweder zu ihrem alten Glauben zurückzugewinnen oder aber ihnen den Weg in die hinduistische Religion zu ermöglichen. Reiche Hindus stifteten große Summen, um die Ausbreitung des Christentums auf die jetzt frei gewordenen Staaten zu verhindern. Ein hinduistischer Kaufmann in Benchi stiftete allein eine Summe von Rs 100,000,- um den ehemaligen Staat Surgaja vom Christentum abzuriegeln und die dortige Bevölkerung zu hinduisieren. Der Hinduismus schien erweckt zu sein und sollte die ihm erscheinend gebotene Gelegenheit im Frei-Indien voll zu nutzen. Besondere Gesellschaften wurden gegründet, um die hinduistische Religion zu propagieren, Schulen wurden gegründet, um besonders den christlichen Schulen entgegenzuwirken und großzügige Stipendien den Kindern der rückständigen Klassen, sofern sie nicht Christen waren, zugesichert. Man ging in der Tat mit großem Kosten- und Kraftaufwand ans Werk. Hindu-Missionare durchzogen die Dörfer der Urbewölkerung oder wurden an zentralen Plätzen stationiert. Der Erfolg schien ihnen auch nicht auszubleiben. In Surgaja ließen sich an einem Tage bis zu 500 Hindus als Missionare eintragen und versicherten der Erfüllung großer Versprechungen. Sie sollten von nun an mit den hinduistischen Dorfbesitzern auf gleicher Stufe stehen, da sie nun zur selben Religion gehörten.

Die Betenung der großen Liebe der Hindus gegenüber der rückständigen Bevölkerung war etwas ganz Unerhörtes. Die riesigen Geldsummen, die ausgegeben wurden, schienen Beweis dafür zu sein, daß diese Liebe echt war. Hatte der Hinduismus den Kernglauben aufgegeben und glaubte man etwas an der schicksalhaft bedingten Gebundenheit der rückständigen Bevölkerung und anders zu können, oder war die angeblich neu entdeckte Liebe gegenüber den Kastenlosen und Unterdrückten nur Mittel zum Zweck? Man sah zwar überall die neugebauten Schulen, aber es waren keine ansehnlichen Bauten, sondern nur einfache Lehnhütten, auch die erst recht großzügigen Stipendien wurden recht bald beschnitten. Schulen wurden auch nur in der Hauptsache da gegründet, wo christliche Schulen bereits eingerichtet waren. So noch nichts von kirchlicher Arbeit zu spüren war, schien man es auch mit dem Öffnen von Schulen keine Mühe zu haben.

In der gleichen Zeit kämpften die christlichen Schulen um ihr Dasein. Aus "technischen Gründen" blieben die Staatsschulen jahrelang aus. Der weit größere Teil aller kirchlichen Einnahmen mußte für die Erhaltung der Schulen zur Verfügung gestellt werden. Die Kirchen aller Konfessionen weigerten sich aber ihre Schulen zu schließen oder sie dem Staat zu übergeben. Man fürchtete, daß sobald die kirchlichen Schulen geschlossen sein würden, auch die der hinduistischen Gesellschaften bald eingehen würden, da sie ja dann ihren negativen Zweck erfüllt gehabt hätten. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Schulen vielfach andere kirchliche Arbeiten geleistet haben. Aber unsere Gemeinden waren sich dessen bewußt, daß es sich hier um eine Kraftprobe handelte, die zu bestehen sie gewillt waren und darum auch große Opfer brachten. 1)

- 1) Gerade in diesen Tagen erhalten wir die Nachricht, daß sich jetzt die Regierung bereit erklärt hat, unserer Kirche für das Jahr 1955 für die Aufrechterhaltung ihrer Schulen Rs 10, 100,- auszusahlen.

In Anbetracht der großen Ausgaben, mit denen die Unterhaltung einer riesigen

riesigen Schulbesatz für insgesamt 323 Schulen innerhalb der Gosnerkirche vorhanden ist, kann man die berechtigte Frage stellen, ob das nicht eine Verschwendung von Kirchengeldern bedeutet, andererseits aber ist auch die missionarische Bedeutung der Schulen unverkennbar. Niemand wird hier der kirchlichen Jugend eine christliche Erziehung geboten, wie sie in den Staatsschulen, so weit sie überhaupt vorhanden sind, gar nicht möglich ist. Und abgesehen von einigen Ausnahmen, wo der Religionsunterricht recht zweifelhaft ist, ist die christliche Erziehung doch unverkennbar. In unserer Kirche kommt es vor allem auch darin zum Ausdruck, daß wir keinen Mangel an kirchlichen Arbeitern haben und sogar andere kirchliche Denominationen vielfach mit Arbeitern versorgen, die selbst keine geeigneten Leute in ihrer eigenen Mitte auftreiben können. 1) Die geringe Bezahlung der kirchlichen Arbeiter kann auch nicht als Grund dafür gelten, daß sich so viele der Kirche zur Verfügung stellen, hat doch die heutige Jugend in der sich immer breiter machenden Industrie weit bessere Ausichten, wenn man die finanziellen Vergünstigungen in Betracht zieht, es ist aber unseren Leuten vielfach Ehrensache, auch gegen eine geringe Bezahlung als Katechisten zu arbeiten. Ferner haben die Schulen aber auch eine direkte missionarische Bedeutung. Fast alle Gemeinden haben jährlich einen gewissen Prozentsatz neuer Christen auf Grund ihrer Schulen zu verzeichnen, vor allem von den oberen Klassen. Und es sind auch keine Ausnahmen, wenn die durch die Schule zu Christen gewordenen Jungs die besten Zeugen des Evangeliums werden, die vielfach schon bei der Taufe den Wunsch aussprechen, einmal als Katechisten oder Pastoren zu arbeiten. Auch wenn dieser Schrittbruch mit der Familie und Kaste bedeutet, was auch heute noch keine Ausnahme ist, scheuen diese jungen Leute nicht davor zurück. 2) (siehe letzte Seite -1.. 2 -)

Die Tatsache, daß die hinduistischen Gesellschaften sich in ihrem Kampf gegen das Christentum vor allem gegen die Schulen wenden, ist der beste Beweis, wie auch die christlichen Schulen einschätzen. Vielfach bieten die christlichen Schulen unseren Christen aber auch die einzige Möglichkeit, ihren Kindern eine Schulernziehung angedeihen zu lassen. Es sind wiederholt Klagen laut geworden, daß christliche Kinder in Staatsschulen keine Aufnahme finden konnten.

Evangelische Arbeit der Kirche.

Als die Missionare 1918 das Missionfeld verlassen hatten, schätzte die Kirche noch nicht einmal 10,000 Christen. In den darauf folgenden Jahren sind viele unserer Christen zur anglikanischen oder katholischen Kirche übergegangen. Und da die Organisation damals fast vollkommen demoralisiert war, haben sich die Zahlen derer, die die Kirche verlassen haben, nie ermitteln lassen. Es ist aber Tatsache, daß die Kirche damals einen großen Verlust zu verzeichnen hatte. Wenn aber trotzdem noch etwa 30 Jahren die Zahl der Christen auf 100,000 gestiegen ist, was man der Tatsache gerecht werden, daß die Kirche eine reichliche evangelistische Tätigkeit entfaltet hat. Auch wenn man den normalen Zuwachs der Gemeinde aus Kindertaufen mit in Betracht zieht, bleibt die Zahl der Neutaufen aus den Heiden doch recht beträchtlich.

Vielfach ist die evangelistische Arbeit der Kirche ganz im Stillen vor sich gegangen und war durch eine allgemeine Erweiterung der Ortsgemeinde gekennzeichnet. Solange die finanzielle Lage der Kirche recht kritisch war, konnte die Arbeit auch nicht in der Weise ausgedehnt werden, daß neue Plätze besetzt wurden, aber dennoch ist die Zeugnis kraft der Gemeinden nie erloschen. Jahr für Jahr sind fast in allen Gemeinden Neutaufen zu verzeichnen gewesen.

Eine große evangelistische Bedeutung muß ferner den Neuansiedlern beigemessen werden, denen die Heimat zu eng wurde und die sich in einer ganz heidnischen Umgebung niederlassen. Sie haben sich fast in allen Fällen als Christen und Gemeinden gefühlt, und wenn auch in aller Bescheidenheit, in ihrer neuen Umgebung Gottesdienste gehalten. Oft wurden sie nach Jahren von der Kirche entdeckt, und wiederholt stellte er sich heraus

heraus, daß der Pastor schon bei seinem ersten Besuch Taufbewerber in den Unterricht aufnehmen konnte. Ähnliches gilt von denen, die in die Industriegebiete ausgewandert, auch sie haben dort als Salz und Licht gewirkt. Eine mehr organisierte evangelistische Tätigkeit begann die Kirche in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Bahnbrechend war die durch die christlichen Schulen gegangene Jugend, die sich nun zum ersten Male zu Jugendgruppen organisierte und singend und predigend durch die Dörfer zog. So sind vor allem in Jashpur ganze Gemeinden durch diese Jugendgruppen ins Leben gerufen worden. Diesem Beispiel folgend haben dann auch die Jugendgruppen der an Jashpur angrenzenden Gemeinden eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Jährlich stattfindende Freizeiten richteten das Augenmerk der Jugend auf ihre evangelistische Aufgabe. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Jugend selbst die Initiative ergriff und sie nicht von aussen her künstlich organisiert wurde.

In den Gebieten, wo der hinduistische Widerstand am stärksten war, wurde der individuelle Kontakt mit den Nichtchristen durch freiwillige Reisekatechisten aufgenommen. Als sich diese Arbeit als fruchtbar erwies, wurde eine ganze Anzahl solcher Katechisten angestellt, die nun ganz systematisch die Dörfer und Familien besuchen. Sobald sich eine willige Zuhörerschaft gefunden hat, wird mit dem Taufunterricht begonnen.

In dem neu erschlossenen Surguja Staat hat die Kirche die Arbeit in Verbindung mit der N. M. S. aufgenommen. Auch dort war der Boden durch Reisekatechisten vorbereitet. Bis zum 1. März 1953 sind dort 1200 Taufbewerber getauft worden. 6 Pastoren und 100 Katechisten stehen dort im Dienst. Durch die oben erwähnte Hinduisierung großer Kreise der Urbbevölkerung, sind im Augenblick ganze Dörfer dem Christentum verschlossen. Die Arbeiter sind oft starken Widerständen und Entbehrungen ausgesetzt, aber sie spüren auch den Segen Gottes, der auf ihrer Arbeit ruht.

Bibelübersetzungen und literarische Arbeit.

Als die ersten Missionare 1845 nach Indien kamen, fanden sie die Hindi-Bibel, die durch William Carey, der 1800 nach Serampur übersiedelte, zum erstenmal übersetzt worden war, bereits vor. Die erste Sprache in Chotanagpur, in die die Bibel von Dr. Hottrott übertragen wurde, war das Mundari. Die Uraus und Kharis hatten bis dahin keine Bibel in ihrer Muttersprache. Pastor Urbanus Kujur wurde 1949 damit beauftragt, die Bibel ins Uraus zu übersetzen. Das Neue Testament ist bereits im Druck erschienen, während das alte Testament noch einer Revision unterzogen wird. In der Bibelübersetzung für die Kharis arbeitet Pastor Pastor Samuel Bage, bis dahin ist erst das Johannesevangelium im Druck erschienen.

Gesangbücher sind in alle vier Sprachen übersetzt worden und erleben fast jährliche Neuauflagen. Vor allem die Lieder, denen die eigenen Volkslied-Melodien zugrunde gelegt wurden, sind in den fast allen Gemeinden sehr geschätzt. Die Zahl dieser Lieder ist so ins unendliche gestiegen, daß sie gar nicht alle gedruckt werden können. Gemeinden und auch Einzelpersonen haben oft einen eigenen Liederschatz, der handschriftlich weiterverbreitet wird.

Kleinere Schriften belehrenden und erbaulichen Inhalts wurden von den Leiterinnen der Frauen-Bibelschule (Tabita) in Druck gegeben und fanden besonders bei den Dorfgemeinden einen erfreulichen Widerhall. Ja allgemal muß aber gesagt werden, daß die Kirche in literarischer Hinsicht noch vieles nachzuholen hat.

Kirche und missionarische Zusammenarbeit

Nachdem die Kirche 1919 die Autonomie erlangt hatte, war sie auch bestrebt, diesen Status aufrecht zu erhalten, besonders als die Missionare wieder nach Indien zurückkehren durften. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat es gezeigt, daß der Drang nach autonomer Verwaltung ein gesunder war und der Kirche gute Dienste geleistet hat. Fühlte man sich bis dahin in vieler Hinsicht vom Missionar abhängig, so galt es nun, selbst die Initiative zu ergreifen. Naturgemäß waren es erst nur einige wenige, die mit besonderer Verantwortung betraut werden konnten. Aber es war der beste Weg, das Verantwortungsgefühl zu wecken. Einen weiteren Weg vorwärts bedep-

tate die Einführung der synodalen Verfassung. Sie brachte eine Zentralisierung der Verwaltung, bewirkte aber, daß die einzelnen Synoden sich ihrer Verantwortung viel stärker, als es bis dahin der Fall gewesen war, bewußt wurden.

Die geistliche Betreuung der Gemeinden, das Schulwesen wie auch die finanzielle Verwaltung wurde den Synoden übertragen. Zuschüsse aus der Zentralkasse fielen nun ganz fort, dagegen wurden den 15 neu gebildeten Synoden bedeutende Lasten auferlegt. Andersdenkende Missionare brachten es mit sich, daß sie ihr Soll nicht erfüllen konnten, aber sie haben ihre eigenen Arbeiten nicht nur aufrecht erhalten, sondern vielfach auch noch weiter ausgebaut. Es hat sich auch ein gesunder Wettstreit in den Synoden bemerkbar gemacht, so vor allem, was Kirchen- und Schulbauten wie auch missionarische Arbeit betrifft.

Auch in der Kassenverwaltung bemüht man sich den in Indien so üblichen Verzicht durch eine geordnetere Kassenführung aus dem Wege zu gehen. Verfassungsgemäß darf kein Pastor oder Katechist irgend eine Kasse verwalten, meistens sind es wohlhabende Landbesitzer oder besser gestellte Industriearbeiter, denen diese Pflichten übertragen werden. Obwohl die Klagen noch nicht verstummt sind, hat sich in den letzten Jahren doch eine gesunde Entwicklung Bahn gemacht.

Nachdem die Kirche in dieser Weise recht tatkräftig ihre eigenen Angelegenheiten ohne den Missionar zu regeln begann, entstand die Frage, welchen Platz in Zukunft der westliche Missionar in der Kirche haben sollte. Es war erwiesene Tatsache, daß die Kirche sich auch ohne die Hilfe der Missionare verwalten konnte, aber der Ruf nach Missionaren war nicht verstummt und man war gerne bereit, ihre Ratschläge zu hören. Darum wurden sie eingeladen, um "Freunde und Helfer" der Kirche zu sein. Es gab auch noch einige Zweige, wo der Missionar fruchtbar wirken konnte, ohne der Vorsehung die Möglichkeit der Kirche im Wege zu stehen. Die Aufgabenkreise wurden aber scharf umrissen, sie wurden eingeladen, um als Lehrer am Seminar mitzuwirken, die Kirche in ihrer missionarischen Arbeit zu unterstützen und Gemeindegliederinnen wie auch Religionslehrerinnen auszubilden. Die Ausdrücke "Freunde und Helfer" waren mit großem Bedacht gewählt worden, und man kann es der Kirche nicht verdenken, daß sie die westlichen Missionare mit scharfen Augen beobachtet. Es sind unter den führenden kirchlichen Persönlichkeiten Indiens Klagen laut geworden, daß viele Missionare besonders kritischmüßig veranlagt waren und überall etwas anzusetzen hatten, ohne sich die Mühe zu geben, sich auch nach dem Guten umzusehen, das in den jungen Kirchen auch da ist. Die Kirchen Indiens haben heute genügend Kenntnisse über die Lage der westlichen Kirchen und der westlichen Christenheit, um zu wissen, daß auch dort die Kirchen aus Menschen bestehen und alle Anzeichen menschlicher Schwäche an sich tragen. Darum wird jede Kritik seitens des Missionars als aus einem pharisäischen Geist entspringend gebrandmarkt. Es genügt darum nicht, daß ein Missionar die Autonomie anerkennt und ihre Verfassung unterschreibt, er muß sich auch schon dazu bequemen jeden Überlegenheitsdünkel abzustreifen und wirklich "Freund und Helfer" der Kirche zu werden. Die Kirche ist bereit jede Kritik, die mit diesen Ausdrücken in Einklang steht anzuhören und anzunehmen.

Der beste Beweis dafür, daß die Kirche die westliche Zusammenarbeit haben will, ist das neue Abkommen zwischen der Gossnerkirche in Indien und der Heimleitung in Berlin, nach dem neue Gebiete von beiden gemeinsam missioniert werden. Hier ist auch für die westlichen Kirchen eine Möglichkeit geschaffen, die missionsarbeit dem Missionsbefehl unseres Herrn zufolge neu in Angriff zu nehmen.

Die Kirchen Indiens haben es sehr begrüßt, daß die JEM in Rillingen den Unterschied zwischen alten und jungen Kirchen hat fallen lassen und von

einer Mission der Kirchen spricht. Wir haben im Joint Board einen Weg gefunden, wo westliche und östliche Kirchen als gemeinsame Partner in gemeinsamer Arbeit stehen. Es wird aber viel davon abhängen, ob von beiden Seiten, der Kirche hier draussen wie auch drheim die geeigneten Leute gefunden werden, die in gemeinsamer Verantwortung und gegenseitigem Verstehen ans Werk gehen werden.

gez. Klinkert.

- 1) Auf der Utkal Christian Council Konferenz klagten amerikanische Missionare darüber, daß sie zwar keine finanziellen Schwierigkeiten hätten, um ihre Arbeit weiter auszudehnen, aber sie hätten keine Leute, die sich zur Verfügung stellten.
- 2) Im Seminar befinden sich im Augenblick zwei Studenten, deren Eltern und Verwandten Heiden sind, eines ist die Heimat auch für die Ferien verapert.

--- MAI 1953

Manuskripte Hans Lohies
Indien und Mission

Genf f. d. Gen. CWM

10.5.62

Entwurf

Jahresbericht der Goßner-Mission
(1961/62)

Das Jahr 1961 brachte in der Leitung der Goßner-Mission eine wichtige Personalveränderung. Als Nachfolger von Missionsdirektor D. Lokies wurde in der Kuratoriumssitzung vom 16.10.1961 der bisherige Direktor der Ökumenischen Abteilung bei Innerer Mission und Hilfswerk in Stuttgart, Kirchenrat Dr. Christian Berg, einstimmig gewählt. Die Amtsübergabe ist für den 8.7.1962 vorgesehen. Solange bleibt Missionsdirektor D. Lokies in seinem bisherigen Dienst. Kirchenrat Dr. Berg war bisher auch der Vorsitzende des Kuratoriums der Goßner-Mission. Sobald er das Direktorat übernimmt, tritt an seine Stelle der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses D. Kurt Scharf, den das Kuratorium einstimmig zu seinem Vorsitzenden gewählt hat. Präses D. Scharf hat die Wahl angenommen.

In der Frage der Missionarsausbildung ist die Goßner-Mission mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen, daß sie für den Missionsdienst in Indien nur Theologen mit voller Universitätsausbildung und besonderen Qualifikationen aussenden kann. Das hängt auch mit den Einreiseschwierigkeiten zusammen, die die indische Regierung macht. Aus dem Grundsatz heraus, Missionare aus dem Ausland nur für solche Aufgaben in der indischen Kirche nach Indien hereinzulassen, die die indischen Christen nicht erfüllen können, gibt sie in der Regel nur besonders qualifizierten Missionaren, die sich gewissermaßen als Experten ausweisen müssen, die Einreiseerlaubnis. An die Stelle des früheren Missions-Seminars der Goßner-Mission, in dem deutsche Missionare seminarisch ausgebildet wurden, ist ein Studentenheim für indische Studenten (Theologen und Nichttheologen) getreten. Dort werden im besonderen Studenten aus der Goßner-Kirche, aber auch aus anderen indischen Kirchen aufgenommen.

Das Verhältnis der Goßner-Mission zur Goßner-Kirche ist seit je das eines gegenseitigen Vertrauens. Darin hat sich nichts geändert. Im Gegenteil: seitdem die Goßner-Kirche durch die Vermittlung des LWB, im besonderen durch die hingebungsvolle Arbeit von Bischof D. Meyer, Lübeck, wieder zur Einheit und zum Frieden zurückgekehrt ist, sind die Beziehungen zur Goßner-Kirche nur noch enger geworden. Dafür sind wir sehr dankbar.

In der Heimat vollzieht sich langsam und nach der 3. Weltkirchenkonferenz in Neu Delhi unter der Losung "Integration der Mission in die Kirche" schneller und energischer eine Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Missionsgesellschaft. So hat die Goßner-Mission, die keine sogenannte landeskirchliche Missionsgesellschaft ist, im Jahre 1961 zum ersten Mal in ihrer Geschichte eine größere finanzielle Unterstützung aus kirchlichen Mitteln erhalten (von den Landeskirchen Hannover und Westfalen). Bei den Leitungen der verschiedensten Kirchen, in denen die Goßner-Mission arbeitet, ist gerade auch dadurch eine größere Bereitwilligkeit zur zwischenkirchlichen Hilfe entstanden, daß eine größere Schar von Persönlichkeiten, die in kirchenleitender Stellung stehen, die Goßner-Kirche in Indien besucht und persönlich kennengelernt haben. Sie sind tief beeindruckt von dem Leben dieser durch eine deutsche Mission gegründeten jungen indischen Kirche heimgekehrt.

Dabei haben sie auch etwas von der Armut dieser Kirche gesehen und sind seitdem bemüht, ihr zu helfen. Es ist in Aussicht genommen, der Goßner-Kirche in einem Fünfjahresplan die Reparatur vieler Kirchen und kirchlicher

Im vergangenen Jahr stand die von Deutschland aus geförderte Entwicklungsarbeit in der Goßner-Kirche im Vordergrund. So sind erhebliche Mittel aus der Sammlung BROT FÜR DIE WELT für das Agriculture Centre in Khuntitoli und das Technical Training Centre in Phudi zur Verfügung gestellt worden. Auch das Missionshospital Amgaon wird von der Aktion BROT FÜR DIE WELT gefördert. Neu ist der Einsatz auch von freiwilligen Kräften, die sich auf Grund eines Aufrufes bei der Aktion BROT FÜR DIE WELT zu einem 3-jährigen Dienst in Übersee gemeldet haben. Der Goßner-Mission - Zweigstelle West - in Mainz-Kastel, ist der Auftrag erteilt worden, solche Kräfte in Zurüstungskursen für ihren Dienst in Übersee vorzubereiten. Für die Entwicklungsarbeit in der Goßner-Kirche sind auf diese Weise bereits 5 Mitarbeiter zugewachsen.

Geblott "Zum guten Hirten"
62

Die Missionsverantwortung der Gemeinde

Einer der wichtigsten Beschlüsse auf der 3. Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi betrifft die sogenannte "Integration" der Mission in die Kirche. Das heißt: Die sehr viel ältere Missionsbewegung, vertreten durch den Internationalen Missions-Rat, und die kirchliche Einheitsbewegung, vertreten durch den Oekumenischen Rat der Kirchen, die nebeneinanderher liefen, sind jetzt eins geworden. Dieser Beschluß ist von den deutschen Delegierten mit gefaßt worden und muß nun in den Heimatkirchen verwirklicht werden.

So hat denn auch die Regionalsynode für Westberlin beschlossen, einen Oekumenisch-missionarischen Rat zu bilden, der dafür Sorge trägt, daß in Zukunft nicht die Missionsgesellschaften, sondern die Kirchenleitungen und -Gemeinden eine Selbstverantwortung für die Evangelische Weltmission übernehmen. Die Missionsgesellschaften werden nicht aufhören zu arbeiten, sie werden im besonderen den so wichtigen Besuchsdienst in den Gemeinden weiter durchführen, um Missionskenntnisse zu vermitteln und die Liebe zur Mission in den Gemeinden zu wecken oder lebendig zu erhalten; aber die Initiative, d.h. die Verantwortung dafür, daß das Missionswerk noch umfassender und energischer vorangetrieben wird, soll mehr und mehr auf die Kirchen und Gemeinden übergehen.

Bisher war es vielfach so, daß die Kirchenleitungen meinten, das Werk der Weltmission befinde sich ja in den besten Händen (nämlich der Missionsgesellschaften); so brauchten sie sich nicht direkt darum zu kümmern. Ähnlich dachten auch häufig gerade solche Gemeinden - wie z.B. in der Gemeinde "Zum guten Hirten", in deren Mitte eine Missionsgesellschaft mit ihrem Missionshaus ihren Sitz hat. Das soll nun anders werden! Wie das im Einzelnen geschehen soll, darüber müssen sich nun die Gemeindekirchenräte Kopf und Herz zerbrechen. Dies ist in Zukunft eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Dieses ganze Problem der sogenannten "Verklichlichung der Mission" ist zum erstenmal auf den Missionsfeldern selbst durchdacht, durchlitten und gelöst worden. Das geschah in dem Augenblick, als auf den alten deutschen Missionsfeldern selbständige Jungen Kirchen entstanden, z.B. auf dem indischen Missionsfeld die sogenannte Evangelisch-lutherische Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam. Zu ihrer vollen Selbständigkeit und Mündig-

keit gehörte in erster Linie gerade auch die Übernahme der Verantwortung für die Mission. Die Missionsgesellschaften, in diesem Falle die Goßner-Mission, mit ihren Missionaren müssen die Missionsverantwortung auf die jungen indischen Kirchen und ihre Gemeinden übertragen.

Das ist nicht ganz ohne Krisen abgegangen; aber, es zeigte sich sehr bald, wie richtig diese Entscheidung war. Die Jungen Kirchen sind dadurch, daß sie nun selber Mission treiben müssen, nur noch lebendiger geworden.

Ich hatte auf meiner 1. Indienreise nach dem Kriege Gelegenheit, dies festzustellen. Die indische Kirchenleitung hatte jene Fehlentwicklung vermieden, die hier in Deutschland nach Lage der Dinge nicht zu vermeiden war. Sie hatte keine indische Missionsgesellschaft gegründet, sondern das Missionswerk selbst in die Hand genommen. Sie berief einen Missionsdirektor, der nicht der Direktor einer Gesellschaft, sondern der Kirche selber war, ihr unmittelbar unterstellt. Und es geschah, daß ganze Synoden und auch einzelne Gemeinden ihre Verantwortung für die Mission in der Weise wahrnahmen, daß sie selbst Missionare in die Missionsgebiete aussandten. So habe ich z.B. in einer großen Gemeinde, die genau an der Grenze des Kirchengebietes lag, einen Abordnungsgottesdienst erlebt, in dem 3 Missionare von dieser einen Gemeinde unmittelbar aufs Missionsfeld hinausgesandt wurden. Darunter war ein Missionar, der den Namen Martin Luther trug. Ich war natürlich begierig, bei dieser Gelegenheit Martin Luther ^{höchst} persönlich zu begegnen, und ^{ich} ^{sich} ~~ich~~ erfuhr dann seine Lebensgeschichte: Er stammte aus einem christlichen Elternhause und war in seinem Beruf Landvermesser in staatlichem Dienste. Als solcher verdiente er ein sehr hohes Gehalt. Seine Tätigkeit führte ihn in diese Gemeinde, die den Zugang zu einem weiteren, vom Evangelium noch wenig berührten Missionsfeld bildet. Da gab er seinen Beruf und sein schönes Gehalt auf, um sich als Missionar mit einem sehr viel bescheidenerem Einkommen aussenden zu lassen. Von dem dritten habe ich keine rechte Vorstellung mehr, aber von dem zweiten weiß ich, daß er 3 Tage, bevor nachdem er geheiratet hatte, seine junge Frau zuhause ließ, um ebenfalls aufs Missionsfeld zu gehen. Für die Junge Gemeinde war dieser Tag ein großes Ereignis. Jeder Besucher konnte es mit den Händen greifen, wie sich auch hier die Verheißung Jesu erfüllte: Wer sein Leben lieb hat,

wird es verlieren, aber wer sein Leben verliert um meinetwillen, wird es erhalten zum ewigen Leben. Jede Gemeinde, die nur an sich selbst denkt, an ihre eigene Erbauung und Selbstversorgung, wird früher oder später verkümmern und veröden; Aber eine Gemeinde, die Aufgaben anpackt, die über ihren eigenen Lebenskreis hinausgehen, ^{wird stets auf} das neue Leben empfangen.

Es gibt nun auch schon in Deutschland, ja auch in Berlin, ganze Synoden und einzelne Gemeinden, die sich ganz bestimmte Missionsaufgaben gesetzt haben. So hat z.B. eine Berliner Synode die Patenschaft für das Missionshospital der Goßner-Kirche in Amgaon übernommen; eine andere bringt das Stipendium für einen indischen Studenten auf; eine einzige Berliner Gemeinde ^{in wenigen Jahren} hat für eine bestimmte Missionsaufgabe in Indien rund 20.000.- DM aufgebracht. Die Berliner Kirchenleitung selbst unterhält direkt - nicht auf dem Umweg über eine Missionsgesellschaft - eine Missionsakademie mit ihrem Leiter in Japan. Das alles selbst sind Anfänge und Ansätze. Es geht dabei nicht nur um die finanzielle Verantwortung für das Missionswerk, noch wichtiger ist die innere Anteilnahme der Kirchen und Gemeinden und ihre ^{an und} Fürbitte für das weltweite Werk der Mission, das sich in Zukunft als Hilfe von Kirche zu Kirche und von Gemeinde zu Gemeinde vollziehen soll. ^{Wird.} So geht die "Verkirklichung der Mission mit ^{der} ~~ihre~~ missionarischen Neuausrichtung der Kirche Hand in Hand.

Lokies

12.6.62

2

Am 12. Dezember 1961 feierte die Goßner-Mission in Berlin und in ihren Zweigstellen in Mainz-Kastel und Ost-Berlin das Jubiläum ihres 125-jährigen Bestehens. In Berlin wurde um 8 Uhr morgens, zu der Stunde, in der sich die ersten Missionare bei Goßner meldeten, eine Hausandacht gehalten. Am Abend begannen und schlossen Superintendent Dr. Rieger und Pfarrer F.W. Otto in Berlin die Feier mit einem Gotteswort. ~~Darüber~~ berichtete Präses Lic. Stosch über die Arbeit in Indien, die schon 1919 zur Begründung einer selbständigen Kirche führte, ~~der sogenannten Evangelisch-lutherischen Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam.~~ Er schilderte im besonderen die schwere innere Krise, durch die die junge Kirche hindurchgehen mußte, um nach einer Zeit der patriarchalischen Leitung durch die deutschen Missionare zu einer eigenen echten Autorität und kirchlichen Selbständigkeit heranzureifen. ² ³ ¹ ^{den} [Missionsdirektor D. Lokies erstattete einen Bericht über die Arbeit der Goßner-Mission in Indien und daheim in den letzten 25 Jahren.] Er erklärte dann, daß

Die Goßner-Mission stellte sich von Anfang an auf die Seite der "Bekennenden Kirche" und mußte über sich Devisenverbot, Rede- und Schreibverbot ergehen lassen. ^{mühte} Im besonderen aber war es der Kirchsaal der Goßner-Mission, der zu einem Zentrum des Kirchenkampfes in Berlin wurde. In ihm fanden die christlichen Nichtariⁿ eine letzte Zuflucht, ehe sie nach Auschwitz oder Theresienstadt abtransportiert wurden. Zuletzt ging auch das Missionshaus in Flammen auf und konnte erst 1953 wieder aufgebaut werden.

Die Zusammenschau von Missionsarbeit in Indien und missionarischem Dienst in der Heimatkirche wurde während des letzten Vierteljahrhunderts mehr und mehr für die Goßner-Mission charakteristisch. Im besonderen widmete sie sich im Blick auf die Verfälschung und Zerstörung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen zur Zeit des Nationalsozialismus der Neuordnung der christlichen Unterweisung in Haus und Schule. So hat sie denn auch nach dem Kriege

für den Aufbau des katechetischen Dienstes in Berlin einen wesentlichen Beitrag geleistet.

Im Mittelpunkt der Jubiläumsfeier in Mainz-Kastel stand der

Vortrag von Professor Dr. Kupisch-Berlin über das Leben und Werk

als Pionier der Inneren und Äußeren Mission
Goßners, der für das erstarrte Kirchentum und die reaktionäre

Staatspolitik seiner Zeit "ein unbequemer Mann" war. ~~Nachdem er~~

~~nach vielen Schicksalsschlägen endlich in Berlin und in der Berliner~~

~~Kirche eine Heimat gefunden hatte, entwickelte er sich mit seiner~~

~~böhmisch-lutherischen Bethlehemsgemeinde als Ausgangspunkt zu~~

~~einem Pionier der Inneren und Äußeren Mission. Er nahm sich des~~

~~Kinder- und Krankheitselends der jungen Großstadt an. So begrün-~~

~~dete er die ersten Kindergärten und das erste Krankenhaus Berlins.~~

~~Gleichzeitig sandte er Missionare zur Betreuung der Auslandsdeut-~~

~~schen in Australien und Amerika und zur Verkündigung des Evan-~~

~~geliums unter den Heiden aus, im besondern nach Indien. Professor~~

~~Kupisch schloß seinen Vortrag mit den Worten: "Goßner war seiner~~

~~Zeit unverständlich, sein Werk kann auch heute nicht nachgemacht~~

~~werden, es muß immer wieder zeitgemäß übersetzt werden. "~~

Eine solche zeitgemäße Übertragung von Goßner's Werk stellt die

Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel und in Ost-Berlin dar.

In Mainz-Kastel geht es - so berichtete Pastor Horst Symanowski -

um den kirchlichen Dienst an dem Menschen in der Industrie. ~~Nach~~

~~großen Anfangsschwierigkeiten und trotz mancherlei Verkennung bis~~

~~auf den heutigen Tag hat sich dieses Werk nach und nach auch die~~

~~Anerkennung der Kirchleitungen erworben. Es werden dort in jedem~~

~~Jahr die "Praktikanten-Kurse für Theologiestudenten" und "das~~

~~Seminar für den Kirchlichen Dienst in der Industrie" durchgeführt,~~

~~zu dem fast alle Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Im Februar~~

~~d.J. beginnt in Mainz-Kastel auch der erste Kurs für die jungen~~

~~Techniker, Handwerker und sonstigen Facharbeiter, die sich im Rahmen~~

der Aktion "Brot für die Welt" freiwillig für den Dienst in
Übersee gemeldet haben. Diakon Weissinger ergänzte die Aus-
führungen von Pastor Symanowski; das Schlußwort sprach P.Jaeckel.

Entwurf

(H. Rief, W. Berg
30.1.62)

Am 12. Dezember 1961 feierte die Goßner-Mission in Berlin und in ihren Zweigstellen in Mainz-Kastel und Ost-Berlin das Jubiläum ihres 125-jährigen Bestehens. In Berlin wurde um 8 Uhr morgens, zu der Stunde, in der sich die ersten Missionare bei Goßner meldeten, eine Hausandacht gehalten. Am Abend begannen und schlossen Superintendent Dr. Rieger und Pfarrer F.W. Otto -Berlin die Feier mit einem Gotteswort. Inmitten der Veranstaltung standen Vorträge. Präses Lic. Stosch berichtete über die Arbeit in Indien, die schon 1919 zur Begründung einer selbständigen Kirche führte, der sogenannten Evangelisch-lutherischen Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam. Er schilderte im besonderen die schwere innere Krisis, durch die die Junge Kirche hindurchgehen mußte, um nach einer Zeit der patriarchalischen Leitung durch die deutschen Missionare zu einer eigenen echten Autorität und kirchlichen Selbständigkeit heranzureifen. Selbst 1955 bestand die Gefahr, daß die Einheit der Goßner-Kirche zusammenbrechen und sie in zwei Stammeskirchen auseinanderbrechen konnte. Auch diese letzte Krisis ist mit Gottes Hilfe überwunden worden. Es gelang einer ökumenischen Kommission, die durch den Lutherischen Weltbund eingesetzt wurde und unter der Leitung der beiden Bischöfe Dr. Manikam von der Tamulenkirche in Südindien und Bischof Dr. Meyer-Lübeck, ^{Kund} die Goßner-Kirche durch eine neugeschaffene Verfassung zum Frieden und zur Einheit zurückzuführen. Darin erblickt die Goßner-Mission die schönste Jubiläumsfreude, die ihr bereitet werden konnte und nimmt sie dankbar aus Gottes Hand.

Missionsdirektor D. Lokies erstattete im Rückblick einen Bericht über die Arbeit der Goßner-Mission in Indien und daheim in den letzten 25 Jahren. Die 100-Jahrfeier der Goßner-Mission war 1936 noch in der Predigtkirche Goßners, der Betlehemskirche in Berlin begangen worden, die heute in Trümmern liegt. Aber schon damals stand die -2- Goßner-Mission, die sich von Anfang an auf die Seite der "Bekennenden Kirche" stellte, in schwerer Bedrohung. Es wurde über sie Devisen-

verbot verhängt, ja, eine zeitlang schien es, als sollte ihr jede Tätigkeit untersagt und sie als Organisation aufgelöst werden. Ihre Mitarbeiter waren von Verhaftung, Rede- und Schreibverbot nicht verschont. Im besonderen aber war es der Kirchsaal der Goßner-Mission, der zu einem Zentrum des Kirchenkampfes in Berlin wurde. In ihm fanden auch die christlichen Nichtariern eine letzte Zuflucht, ehe sie nach Auschwitz oder Theresienstadt abtransportiert wurden. Die Bekennende Gemeinde Friedenaus, die sich, betreut von ihrem damaligen Pfarrer, Professor Dr. Jannasch, regelmäßig im Goßnersaal zum Predigtgottesdienst und Abendmahl versammelte, wird diese Zeit der Lebens- und Todesgemeinschaft mit den Brüdern und Schwestern aus Israel nie vergessen.

Die Zusammenschau von Missionsarbeit in Indien und missionarischem Dienst in der Heimatkirche, wurde während des letzten Viertel-Jahrhunderts mehr und mehr für die Goßner-Mission charakteristisch. Im besonderen widmete sie sich im Blick auf die Verfälschung und Zerstörung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen zur Zeit des Nationalsozialismus der Neuordnung der christlichen Unterweisung in Schule und Haus. So hat sie denn auch nach dem Kriege für den Aufbau des katechetischen Dienstes in Berlin einen wesentlichen Beitrag geleistet.

Indien im Wandel der letzten fünfzehn Jahre

1./ Das selbständige Indien

Daß Indien aus einer europäischen Kolonie eine unabhängige Republik geworden ist (1947), ist das entscheidende Ereignis der letzten Zeit. Welche Rückwirkungen hat das auf die christliche Mission und die indische Christenheit gehabt? Die Voraussage, daß nach Abzug der "christlichen" Kolonialmacht England über der indischen Christenheit das Kreuz aufgerichtet werden würde, hat sich nicht erfüllt - im Gegenteil: erst jetzt haben alle Religionen und auch die christliche Kirche in Indien einen verfassungsmäßigen Schutz erhalten. Die Christen dürfen im neuen Indien ihres Glaubens leben, sie dürfen sogar missionieren. ~~Gewiss sind~~ wiederholt Versuche, die Missionstätigkeit in Indien zu unterbinden - darunter missionsfeindliche Anträge, die im indischen Parlament eingebracht wurden ^{als verfassungswidrig} als verfassungswidrig zurückgewiesen worden. Aber in einem Punkte könnte man der indischen Regierung mit Recht einen Vorwurf machen, nämlich in der Frage der Einreiseverweigerung für Missionare (Ablehnung von etwa 50% der gestellten Anträge). Auf Beschwerden gibt die indische Regierung zur Antwort, daß es sich dabei nicht um eine religionspolitische, sondern politische Maßnahme handle. In einem selbständigen Indien sollten auch die indischen Kirchen selbständig sein und selbst Mission treiben. Man kann einer solchen Auffassung grundsätzlich zustimmen; Tatsache aber ist, daß auch das selbständige Indien nicht ohne auswärtige Hilfe auskommt, weder finanziell noch personell. Und was Indien recht ist, das sollte auch den indischen Kirchen billig sein. Wir wissen heute, daß keine Kirche in der Welt ohne die ökumenische Zusammenarbeit mit den anderen leben kann.

2./ Die selbständige indische Kirche

Alle indischen Kirchen, die auf einem deutschen Missionsfelde erwachsen sind, sind heute selbständig. Die erste, die ihre volle Selbständigkeit erhielt, war die Goßner-Kirche in Mittellindien (1919). Die Leitung liegt in indischen Händen; die Missionare sind Glieder der indischen Kirche und verzichten auf jede leitende Stellung in ihr. Eine solche Regelung erscheint sprichwörtlich durchaus der gegenwärtigen Welt- und Missionslage. Sie hat aber nicht dazu geführt, daß in den indischen Kirchen seitdem alles in Ordnung ist. Anstelle früherer Schwierigkeiten sind neue aufgetaucht. So kam es in der Goßner-Kirche zu einem Ausbruch von Stammesgegensätzen, die zu einer Kirchenspaltung zu führen drohten. Bei dieser Gelegenheit sagte sich zum ersten Male, welches Gewicht die ökumenische Verbundenheit der Kirchen untereinander hat. Auf Bitten der Goßner-Kirche wurde vom Lutherischen Weltbund eine Ökumenische Kommission unter der Leitung der Bischöfe Dr. Marikam von der Tamilenkirche in Südindien und Dr. Meyer-

Lübeck eingesetzt (Oktober 1959), die der Goßner-Kirche eine neue Verfassung geschenkt hat. Es ist zu hoffen, daß die Goßner-Kirche durch die damit geschaffene neue Ordnung zum Frieden und zur Einheit zurückkehrt.

3./ Die Industrialisierung Indiens

In 5 Fünf-Jahres-Plänen versucht die neue indische Regierung, den Kampf gegen die abgründige Armut, den Hunger, das Krankheitselend und das Analphabetentum aufzunehmen. Indien wird industrialisiert und gerade das Gebiet der Goßner-Kirche wird zum industriellen Zentrum Indiens. Mit englischer, russischer und auch deutscher Wirtschaftshilfe sind dort 3 neue Eisenhüttenwerke entstanden. In diesen Prozess der Industrialisierung wird das ganze Gebiet, in dem die Goßner-Kirche liegt, hineingezogen. Hunderte von Dörfern werden evakuiert, Hunderte von Dörfern versinken auf dem Grund von Riesenstaudämmen, die für Bewässerungszwecke und zur Kraftstromerzeugung gebaut werden. Aus ehemaligen Bauern werden ungelernte Arbeiter, d.h. Kulis. ~~Industrie und Landwirtschaft~~, mit jahrtausendealten primitiven Methoden betrieben, kommen gegen die Konkurrenz der Industrie nicht mehr auf. Sie verkümmert. Z.B. muß Rourkela, das mitten im Bauernland liegt, alle Lebensmittel aus Kaschmir einfliegen. In dieser Situation hat die Goßner-Kirche in Indien die Goßner-Mission gebeten, ihr eine Musterfarm mit einer angeschlossenen landwirtschaftlichen Schule und ein technisches Zentrum aufzubauen. Dort ~~mit dem Hand der modernen Landwirtschaft bekannt gemacht und so weit wie möglich sollen die Bauern zu Fachleuten umgeschult und mit der modernen landwirtschaftlichen Arbeitsweise bekannt gemacht werden.~~ Die Goßner-Mission hat diesen Wunsch der Kirche mit Hilfe der Sammlung "Brot für die Welt" erfüllen können. In Khutitoli ist das landwirtschaftliche und in Phudi das technische Zentrum im Aufbau.

4./ Die eigentliche Missionsarbeit

Wichtiger aber als all diese Entwicklungsarbeit in der Goßner-Kirche ist die Verkündigung des Evangeliums unter den Nicht-Christen. Bischof Dr. Meyer-Lübeck hat bei seinem Besuch in der Goßner-Kirche festgestellt, daß ihre Missionstätigkeit weder durch die inneren Spannungen, noch durch die äußeren Wandlungen, die sich im indischen Leben vollziehen, gelitten hat. Die Kirchenleitung weiß um ihre Missionsverpflichtung. Die Kirche selbst treibt Mission. Das kommt darin zum Ausdruck, daß sie ~~die Kirche ist nicht eine Missionsgesellschaft gerade~~ jetzt zwei ~~hauptsächlich~~ hauptsächlich ~~Missionsdirektoren~~ Missionsdirektoren ~~(Frieder)~~ (Frieder) berufen hat, die Gemeinden und Synoden zu verstärktem Missionseinsatz heranziehen.

F. wohlverstanden der Kirche und nicht einer Missionsgesellschaft - Lokies

Die Rehumanisierung Christi und des Christentums in Indien.

Allerdings ist die Frage berechtigt, ob diese Angleichung des Ostens an den Westen nur die äußere Fassade des Lebens berührt, während in den undurchdringlich tiefen Schichten des menschlichen Bewußtseins, z.B. im Religiösen, die Unterschiede oder gar Gegensätze bestehen bleiben. Allein schon im engeren christlichen Raum - bekanntlich stellt die indische Christenheit zahlenmäßig eine verschwindend kleine Minderheit (nur 2% der Gesamtbevölkerung) dar - stößt man auf die Behauptung der Missionstheologen, daß es dem indischen Christen nicht zumutbar sei, die aus ganz anderen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen erwachsene Dogmengeschichte des Westens einfach zu übernehmen. ^{des indischen Christen} Seine Aufgabe sei es, unter Berücksichtigung seiner religiösen Vergangenheit und in Auseinandersetzung mit der für ihn unsausweichlichen nichtchristlichen Umwelt ein eigenes Lehrbekenntnis zu erarbeiten, wobei ihm der Ältere Bruder aus dem Westen aus existentiellen Gründen nicht behilflich sein könne.

Soweit es sich um die Lehrunterschiede noch kirchengeschichtlich junger Konfessionen und Denominationen handelt, scheint die indische Christenheit in der Tat die Elastizität des Geistes zu besitzen, um sich über sie hinwegzusetzen. In der Kirche von Südindien haben hochkirchliche Anglikaner, Presbyterianer, Methodisten, eine kleine Gruppe von Lutheranern und sogar Thomaschristen die Zäune zwischen sich niedergerissen und das "Abenteuer der Einheit" als ein Wagnis des Glaubens an den einen Christus auf sich genommen. Und auch die lutherischen Kirchen in Südindien, die der südindischen Kirche bisher nicht angeschlossen sind, haben nach jahrelangen Lehrgesprächen mit ihr ausdrücklich erklärt, daß es nicht einen einzigen Grund in der Lehre gäbe, auch nicht - wenn recht verstanden - in der Lehre von der apostolischen Sukzession, der eine Vereinigung verhindern dürfte.

Wie steht es aber mit den alten ökumenischen und vorkatholischen Bekenntnissen der christlichen Kirche, z.B. dem Apostolikum, dem Athanasianum und Nicaenum? Sind nicht gerade sie für die indische Christenheit von höchster Aktualität und Brauchbarkeit zu einem Zeitpunkt, in dem die Auseinandersetzung zwischen dem Geiste der Christusbotschaft und dem religiösen Genius Indiens, als dessen Manifestation der Hinduismus anzusehen ist, eben erst beginnt? Wir meinen damit den Hinduismus in seiner uralten, vorchristlichen, naiv-heidnischen Erscheinungsform, aber auch in den modernen Ausprägungen einer durch die Begegnung mit dem Westen herausgeforderten Renaissance, die ihn aus einer vorchristlichen zu einer nachchristlichen und in letzter Tendenz gegenchristlichen Religion umgewandelt hat.

"Gott in Christus": das ist die zentrale Glaubensaussage, die in der Mitte des frühkirchlichen, ökumenischen Symbols steht. Mit diesem Bekenntnis tritt die junge Christenheit nicht nur als eine geradezu lächerliche Minderheit, sondern auch in der Haltung grundsätzlicher Ohnmacht einer Weltmacht des Geistes entgegen, die einzig in der Weltgeschichte dasteht: nämlich der Hochkultur der römisch-griechischen Antike. Was der Kirche Jesu Christi die Kraft verleiht, zu ihrem Bekenntnis zu stehen und dafür auch

zu leiden und zu sterben, ist die Tatsache, daß es sich bei ihrer Glaubensaussage nicht um eine neue religiöse Konzeption neben anderen Alternen handelt (also um ein *Wahrheit*), sondern um ein Widerfahrnis, das, nachdem es einmal geschehen ist, nicht mehr zurückgenommen werden kann, um ein Ereignis, das unumkehrbar ist und hinter das man nicht mehr zurückgehen kann. Die Christen sind der Wirklichkeit Gottes in dem gekreuzigten und auferstandenen Christus persönlich begegnet. In ihm ist Gott gegenwärtig. Diese im Glauben empfangene Gewisheit hat die Welt radikaler verändert als das Weltbild des Kopernikus oder die Entdeckung der Atomenergie. Diese Botschaft, daß Gott in Christus unter uns Menschen gegenwärtig ist, wird nun einer Welt verkündigt, die mehr als jede andere im Zeichen des "Humanismus" steht. Es ist eine Welt, in der das Maß aller Dinge der Mensch ist, der seine Wertmaßstäbe auch an Gott anlegt. Es ist eine Welt, in der die Menschen ganz unter sich sind und selbst bestimmen, was wahr, schön und gut ist. So kennt diese Welt nur eine relative Wahrheit und übt darum auch eine Toleranz, die bereit ist, jedem zuzugestehen, daß er sich im Besitz seiner eigenen "Wahrheit befindet." "Was ist Wahrheit?" so fragt Pilatus, der Humanist.

In diese Welt des autonomen Menschen verkündigen nun die Christen, daß der Horizont des "Humanum" an einer Stelle, nämlich in Christus, durchgebrochen und Gott unter die Menschen getreten ist mit dem Anspruch letztgültiger Wahrheit. Sie lehren und lernen selbst das ABC des christlichen Glaubens, daß nämlich Gott^{Gott} und der Mensch Mensch ist, sie buchstabieren das Alphabet dieses Glaubens durch und wenden^{es} nach und nach auf alle Denk- und Wirklichkeitsgebiete an - sie buchstabieren stockend und stammelnd daran noch bis auf den heutigen Tag.

Wie aber steht es mit der Reaktion der Welt, der diese Botschaft gilt? Nimmt sie sie als das, was sie ist, als die "frohe Botschaft", als das Evangelium ohne weiteres entgegen? Die Weltgeschichte post Christum natum ist

ein einziger Bericht von der Annahme und der Ablehnung

von Verfälschung, Verleugnung und Verrat, von siegreichen Durchbrüchen und Niederlagen dieser Christusbotschaft in der Welt. Von Anfang an setzt sich der in seiner Souveränität bedrohte Menschengestalt zur Wehr. Er ist ständig an der Arbeit, den ländlichen Horizont seiner Welt zu reparieren. Er empfindet die nun einmal vorhandene Einbruchsstelle nicht als das, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich als den Quellpunkt universalen Heils, sondern als einen Störungspunkt und macht den gigantischen Versuch, ihn mit seiner ganzen Geisteskraft hinter den Horizont seiner Welt, der Welt des "Humanum", wieder zurückzudrücken.

Das ist - in drastischer Kürze dargestellt - die Geschichte der Rehumanisierung Christi und des Christentums in West und Ost. Die griechisch-römische Antike hat die Christusbotschaft drei Jahrhunderte hindurch bekämpft und zuletzt vor ihr kapituliert. Daß es ein Pyrrhussieg war, den die Kirche im Zeitalter Konstantine errang, das wissen wir. Heute noch leiden wir unter diesem Sieg. Aber Tatsache ist, daß die europäische Antike in der Begegnung mit der Christusbotschaft ein für alle Male versank. Wir können sie, auch wenn wir es wollten, in unserem Bewußtsein nicht mehr rekonstruieren.

Indien ist nun die letzte lebende Antike. Und bei der Missionierung Indiens stehen wir genau in Kirchengeschichte I - oder, wenn wir eine noch präzisere Standortbestimmung vornehmen wollen: mitten in den christologischen Auseinandersetzungen der alten Kirche. An die Namen der beiden gegnerischen Wortführer in diesem Bekenntnisstreit erinnern wir uns vielleicht noch aus dem Schulunterricht: Arius und Athanasius. Adolf Harnack hat sie uns in seiner Dogmengeschichte mit einer Fülle biographischen Details nahegebracht. Und vielleicht empfinden wir für den einen von ihnen, Arius, der den Kampf verlor, eine gewisse menschliche Sympathie, während wir bei Athanasius den Eindruck nicht loswerden, daß wir es hier zwar mit einem diamantharten, aber unfreundlichen, ~~einsamen~~ Fanatiker zu tun haben. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Arius in seiner Zeit eine populäre Erscheinung war und den Beifall aller gebildeten und einflußreichen Zeitgenossen für sich hatte, während Athanasius oft in tragischer Einsamkeit eine unpopuläre und durchaus mißverständliche Sache zu

141

vertreten hatte. Aber die echte Größe und die weltgeschichtliche Leistung des Athanasius geht uns erst auf, wenn wir den indischen Raum betreten und die Stellung erkennen, die heute die führenden Geister Indiens in der Christusfrage bezogen haben. Sie gleicht der des Arius und der Arianer auf ein Haar. "Der Streit zwischen Arius und Athanasius dauert heute noch in den Herzen der Menschen fort", schreibt Radhakrishnan. Er hat recht. Es geht in Indien heute wie auch schon damals ~~der Athanasius~~ *in Nizäa* um ein Jota (*ἓνα ὅστις* oder *ὁμοούσιος* = mit Gott eins oder gottähnlich) und es ist uns allen deutlich, daß es um mehr als um einen Buchstaben geht.

Gandhi formuliert seine Stellung zu der Persönlichkeit Jesu einem indischen Christen gegenüber: "Ich glaube an die Vervollkommungsmöglichkeit der menschlichen Natur. Jesus kam der Vollkommenheit so nahe wie möglich. Zu sagen, daß er vollkommen gewesen sei, würde bedeuten, die Überlegenheit Gottes zu leugnen Ich betrachte Jesus als einen großen Lehrer der Menschheit, aber ich sehe ihn nicht als den eingeborenen Sohn Gottes an. In methaphorischem Sinn sind wir alle Söhne Gottes." Und so wie Gandhi in Christus nur einen Lehrer sieht, so ist für ihn auch das Christentum nichts mehr und nichts weniger als eine Lehre. Otto Wolff schreibt dazu in seinem Buch "Mahatma und Christus": "Gandhi behandelt Religionen grundsätzlich seinem durchgehenden Rationalismus folgend als "Lehren" großer "Lehrer". Lehren kann man verwerfen oder assimilieren, ergänzen und entwickeln, sich miteinander mischen und aneinander läutern lassen Entsprechend glaubt Gandhi auch von Christus und dem Christentum "das Gesetz des Kreuzes" als eine rationale allgemeine Idee abschälen zu können, der man folgen kann, ohne mit dem dynamischen Existenzbereich jener pneumatischen Realität, die im Christentum Geschichte geworden ist, auch nur das Geringste zu tun haben zu wollen." * Mit anderen Worten: Wie Christus, so wird auch das Christentum durch den Humanisten und religiösen Idealisten Gandhi eigenmächtig rehumanisiert, ~~Wem~~ dem Christentum die Dimension, in der es seine Existenz hat + nämlich das "Gott in Christo" - kurzerhand wegoperiert.

Das Bekenntnis des Christen

~~daß er nicht aus eigener Vernunft~~^h
noch Kraft " an Jesus Christus, seinen Herrn, glauben oder
zu ihm kommen, d.h. also an jene Dimension gelangen könne.
Dies Eingeständnis seiner Armut und Ohnmacht

~~ist für alle Humanisten und humanistischen Religionen ein~~
ist für alle Humanisten und humanistischen Religionen ein

Dorn im Auge - gerade auch in Indien. Wir zitieren dazu
den gegenwärtig größten humanistischen Philosophen Indiens
Radhakrishnan (nach seinem Buche "Die Gemeinschaft des
Geistes") :

" Wir brauchen eine Religion, die sowohl wissenschaftlich
wie humanistisch ist. Religion, Wissenschaft und Humanis-
mus waren im alten Indien Schwestern; in Griechenland waren
sie Bundesgenossen. Sie müssen sich auch heute wieder verein-
igen..... Wir brauchen eine geistige Heimat, in der
wir ohne Preisgabe der Vernunft und der Bedürfnisse der
Menschheit leben können Wahrheit steht im Gegensatz
nicht zur Vernunft oder zum griechischen Geist, sondern
zum Dogma und zur versteinerten Überlieferung. Wir können
die Sache der Religion nicht mehr auf dogmatische Über-
mächtigkeit stellen. " Und an einer anderen Stelle noch
deutlicher: " Der überdogmatische Charakter der prophetischen
Religion des biblischen Realismus ist der Glaube, daß Jesus
der Sohn des lebendigen Gottes ist. Solche Dogmatismen
sind die Werkzeuge des menschlichen Hochmuts und nicht der
Demut. Der Glaube kann nicht im Widerspruch zur Vernunft
stehen. Er hat nicht die Macht, das Gewissen und den Intel-
lekt zu tyrannisieren. " Das ist deutlich genug; man fragt
sich beim Lesen dieser Sätze nur eins: wie denn das aufrich-
tige Bekenntnis "Nicht aus eigener Kraft noch Vernunft" als
Hochmut ausgelegt werden könne ?

Von solchen Grundsätzen wie den obigen ausgehend, erteilt
nun Radhakrishnan Noten. Wie ein tüchtiger Schulmeister,
der genau weiß, was er will, sitzt er vor seiner Klasse,
bald lobend, bald tadelnd, hier korrigierend, dort weise
mahnend - aus der Haut führt er nur ein einziges Mal !
Es ist höchst bezeichnend, wann dies passiert, wie höchst
aufschlußreich, wem er gute und wem er schlechte Zensuren
gibt. Eine gute Zensur erhält zunächst der erste berück-
tigte Kritiker am Christentum überhaupt; Celsus, der

Radhakrishnan geradezu aus der Seele spricht. Dann verständlicherweise Arius und die beiden ersten christlichen Philosophen Clemens und Origines von Alexandrien. Zwei Schülern steht Radhakrishnan mit gemischten Gefühlen gegenüber: Augustin und Luther. Sie bekommen *beide je* eine 1 und eine 5. Gelobt wird Augustin, weil ^{er} seine Herkunft vom Neuplatanismus *(w)* nie ganz verleugnet hat, und ge tadelt, weil er an das Böse im Menschen glaubt. Von Luther und der deutschen Reformation heißt es anerkennend: " Die protestantische Reformation sollte zu einer neuen Interpretation der Bekenntnisse im Einklang mit den Grundsätzen universaler Religion führen, sie sollte uns erkennen helfen, was wahr und gut ist, nicht nach der überlieferten Lehre, sondern im Lichte der Vernunft und des Gewissens. " Leider versagt Luther, wofür ein Zitat aus seiner Römerbriefvorlesung angezogen wird. Wie konnte er auch nur darin so etwas sagen wie dieses: " *exradicare hominem et glorificare deum.* " !

Der Bekenntenden Kirche geht es nicht besser. Doch hören wir, was Radhakrishnan selber über sie zu sagen hat: " Die heroische Haltung, die die Bekenntniskirchen gegen die Übergriffe des Staates einnehmen, ist aller Anerkennung wert, aber wir dürfen in unserer Bewunderung nicht vergessen, daß unter der Führung Karl Barths das liberale Christentum der Vorkriegszeit, das den Geist der Renaissance und der Aufklärung mit dem Erbe der Vergangenheit in Einklang zu bringen versuchte, erdrosselt worden ist. Mehr als hundert Jahre vor dem Kriege versuchte die christliche Theologie unter dem Einfluß von Männern wie Kant und Hegel, Schleiermacher und Ritschl, Herder und Hermann *(an anderer Stelle ist ausdrücklich Troeltsch hervorgehoben)* mit dem modernen Denken in Einklang zu ^{gelangen} bringen. Für sie war die Erkenntnis Gottes die Erkenntnis des Menschen selbst. Barth erklärt, das Christentum könne solange nicht Anspruch auf absolute übernatürliche Wahrheit erheben, als es versuche, mit Humanismus, Liberalismus, Psychologie und Religionsphilosophie Kompromisse zu schließen. Auch die katholische Kirche (die also hiermit gelobt wird) bemüht sich, Brücken zwischen Christentum und Plato (Augustin) und Aristoteles (Thomas von Aquino) zu schlagen. Barth aber lehnt alle Versuche

einer Anpassung der Vernunft an die Offenbarung ab. // Und hier - eben an dieser Stelle - platzt dem Philosophen und hochgelehrten Wortführer der Hindu-Renaissance Radhakrishnan die Geduld. Professor Karl Barth bekommt die denkbar schlechteste Note.

Vielleicht deswegen, weil er wirklich ein wenig unsanft an die Grundformel des Hinduismus gerührt hat, die dieselbe bleibt, ob sich der Hinduismus polytheistisch, theistisch oder atheistisch gibt, idealistisch, nominalistisch oder mystisch: die dem Menschen angeborene Identität mit Gott. Karl Barth hat das alte ABC des christlichen Glaubens so laut und eindringlich buchstabiert - nämlich, daß Gott Gott und der Mensch Mensch ist - daß es nicht nur bis in den politischen Raum, sondern bis in das Allerheiligste der Weltreligionen gehört worden ist (einschließlich des Buddhismus und Konfucianismus). Ob ihm das verdacht wird?

Eins ist aber aus alledem deutlich geworden: Daß das tragische Schicksalslied Kiplings von dem Osten, der sich nie und nimmer mit dem Westen begegnen kann "The twin shall never meet", für die innersten Bezirke des menschlichen Bewußtseins keine Geltung mehr hat. Alles, was es an Humanismus, Idealismus und Liberalismus in Europa gibt, versteht sich mit dem Humanismus, Idealismus und Liberalismus in Indien ausgezeichnet. Nur daß man die Bemerkung Hendryk Kraemers gleich hinzufügen muß: daß nämlich der Humanismus Europas im Vergleich mit dem Asiens ein Zwerg ist: der Humanismus Asiens ist ein Riese.

Und doch liegt in allem, was hier ausgeführt worden ist, eine Hoffnung verborgen. Ist es nicht einfach logisch und vernünftig, anzunehmen, daß dort, wo man sich in der Ablehnung der zentralen christlichen Glaubensaussage ("Gott in Christus") so gut versteht, die doch von nicht geringeren Vertretern der westlichen Geisteswelt ohne Vernunft- und Gewissenszwang voll bejaht wird - auch die Möglichkeit besteht, daß der Osten sie bejaht? Die jungen Kirchen Asiens sind Beweis und Verheißung dafür.

Nur eins müssen wir, die wir uns im Westen zum biblischen Christusglauben bekennen, gestehen: Auch wir sind nicht fähig, das Christusgeheimnis ("Gott in Christus") zu begreifen.

Darum sprechen wir mit der Erklärung Luthers zum 3-ten Glaubensartikel:

" Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Kraft noch Vernunft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann. 2

Dies gilt wirklich und wahrhaftig für Ost und West in gleicher Weise. Es ist aber nicht das letzte Wort, das wir zu sagen haben, das entscheidende Wort kommt noch, wenn wir in der Erklärung fortfahren, und in gläubiger Fürbitte für Ost und West sprechen :

----- " sondern der Heilige Geist " ...

Lokies

August 1961

2x Pres. Harp
1x Chef
1x Brunnth

Home Report

Hans LOKIES : G o ß n e r - M i s s i o n Berlin

Neu-Aussendungen nach Indien : Im Berichtsjahr hat die Goßner-Mission ein Arztehepaar mit 3 Krankenschwestern, ~~und~~ 1 Ingenieur und 1 Diplomlandwirt mit ihren Frauen ausgesandt. Der Diplomlandwirt und der Ingenieur haben die Aufgabe, im Raume der Goßner-Kirche ein technisches und landwirtschaftliches Zentrum aufzubauen. Die Mittel dazu (insgesamt DM 185.000.-) wurden aus der Sammlung "BROT FÜR DIE WELT" aufgebracht. Mit einem Teil der Spende sollte außerdem das Missionshospital in Amgaon weiter ausgebaut werden. Die aus Deutschland importierten landwirtschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion wurden auf der ersten landwirtschaftlichen Ausstellung Indiens in Calcutta vorgeführt. Das Ergebnis war, daß die indische Regierung ~~ihnen~~ volle Unterstützung für die neugeplante Entwicklungsarbeit der Goßner-Kirche zusagte.

Aus der Heimatarbeit : Das vergangene Jahr brachte in der Leitung der Goßner-Mission einen Personalwechsel. Anstelle des bisherigen Vorsitzenden des Kuratoriums, Präses Dr. Moeller, der aus Altersgründen zurücktrat, wurde Kirchenrat Dr. Christian Berg gewählt. Die Zweigstelle der Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat neben dem Leiter der dortigen Arbeit, Pastor Horst Symanowski, durch die Berufung des langjährigen früheren Japan-Missionars, Pastor Theodor J a e c k e l , einen zweiten hauptamtlichen ^{Miss} ~~Berufs~~arbeiter erhalten. Die Ausbildung von Studenten und Pfarrern für den Dienst in der Industrie wird dort in Kursen durchgeführt, zu denen die verschiedensten deutschen Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Die Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat darüber hinaus von dem Verteilerausschuß der Sammlung "Brot für die Welt" den Auftrag erhalten, die Facharbeiter, die sich zu einem freiwilligen Dienst in den Entwicklungsländern angeboten haben, für ihre Aufgabe zuzurüsten.

Die Goßner-Mission O s t , die in Ost-Berlin ihren Sitz hat, unternimmt in Zusammenarbeit mit verschiedenen Kirchenleitungen den Versuch, durch Einsatz von Teams, die aus Theologen und Laien bestehen, auf neuen Wegen auch in solchen Gebieten Gemeinde zu sammeln, in denen die alten Gemeindeformen unter dem Anprall einer neuen Gesellschaftsordnung zerbrechen. Es stellen sich ihr für diese Aufgabe auch junge Theologen zur Verfügung, die bereit sind, sich als Facharbeiter ausbilden zu lassen, um in einer sich verändernden Welt ihren christlichen Zeugendienst für die Welt zu tun.

.-.-.-.-.-

J a h r e s b e r i c h t der GOSSNER-MISSION (1 9 6 0 / 6 1)

Obwohl hiermit ein Jahresbericht nur über die Heimatarbeit der Goßner-Mission erstattet wird, so muß doch das wichtigste Ereignis erwähnt werden, das auf das Leben der Goßner-Kirche in Indien, mit der die Goßner-Mission insammanarbeitet, einen bestimmenden Einfluß gehabt hat.

Auf Bitten der letzten Synode der Goßner-Kirche im Jahre 1959 setzte der Lutherische Weltbund eine Oekumenische Kommission ein, die zusammen mit Vertretern der Goßner-Kirche eine neue Verfassung ausarbeiten sollte. Der Lutherische Weltbund entsandte in diese Verfassungskommission die Bischöfe Dr. MANIKAM von der Tamulen-Kirche /Südindien und Dr. MEYER-Lübeck /Deutschland. Professor Dr. KISHI aus Tokio, der als drittes oekumenisches Mitglied dieser Kommission berufen war, erhielt keine Einreisegenehmigung nach Indien. Die Kommission trat für die Zeit vom 6. - 23. April 1960 unter dem Vorsitz von Bischof Dr. Manikam in Ranchi zusammen, und am 1. Mai 1960 nahm die Synode der Goßner-Kirche die ihr von der Kommission vorgelegte Verfassung an. Sie ist am 1. November 1960 in Kraft getreten.

Seit Jahren hatten die Gemeinden in Deutschland, die mit der Goßner-Mission verbunden sind, mit Trauer und Sorge, aber auch mit Fürbitte und geistlichem Rat die ständig wachsenden Spannungen in der indischen Kirche verfolgt. Durch die Arbeit der Oekumenischen Kommission wurde die drohende Spaltung der Goßner-Kirche verhindert. Dafür ist die Goßner-Mission dem Lutherischen Weltbund tief dankbar.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß nur eine in sich geeinigte Kirche die Aufgaben lösen kann, die ihr in der gegenwärtigen krisenhaften Zeit gestellt sind. Dazu gehört in der Goßner-Kirche nicht nur die Verkündigung des Evangeliums unter den Nicht-Christen, sondern auch die Bewältigung der Aufgaben, die ihr durch den wirtschaftlichen und sozialen Umbruch erwachsen, von dem ihr Gebiet betroffen ist. Der Raum, in dem die Goßner-Kirche liegt, wird mehr und mehr zum Industriezentrum Indiens. Dort entstehen neben dem alten Eisenhüttenwerk in Jamshedpur, dem bisher größten in Indien, drei neue Werke : Durgapur mit britischem, Bilai mit sowjet-russischer und Rourkela mit deutscher Entwicklungshilfe. Unweit von Ranchi wird die in

Zukunft modernste Werkzeugfabrik durch russische Ingenieure und Techniker aufgebaut.

In diese Umwälzung sind die bäuerlichen Gemeinden ~~unter~~ der Goßner-Kirche hineingezogen. Viele Gemeindeglieder, die bisher Bauern waren, werden über Nacht Industriearbeiter. Wenn sie nicht für immer Kulis bleiben wollen, bedürfen sie einer technischen Schulung. Auch die bisher mit den primitivsten Methoden betriebene Landwirtschaft kann nicht bleiben wie sie ist; sie wird von der über sie hereinbrechenden Industrialisierung zu einer intensiveren Leistung herausgefordert, wofür auch sie der Schulung bedarf. Darum hat die Goßner-Mission der Goßner-Kirche mit Hilfe der Sammlung "Brot für die Welt" einen ganzen Park moderner landwirtschaftlicher Maschinen zur Verfügung gestellt, um auf der Station Khutitoli, zu der viel Land gehört, eine Modellfarm mit angeschlossener landwirtschaftlicher Schule aufzubauen. Gleichzeitig soll in Phudi, zwischen Ranchi und Hatia (dem Ort, in dem die sowjetrussische Werkzeugfabrik entsteht), eine technische Schule errichtet werden. In einem Diplomlandwirt (Dr. Junghans) und einen Bauingenieur (Werner Thiel) sind der Goßner-Mission zwei Mitarbeiter geschenkt worden, die diese Pläne mit einem inneren Verständnis für die Lage der Goßner-Kirche durchzuführen geeignet sind. Ein weiteres Aufgabengebiet, für das die Goßner-Mission ebenfalls durch die Sammlung "Brot für die Welt" zweckbestimmte Mittel erhält, ist der Ausbau des Hospitals in Amgaon. Für diese Arbeit konnten im vergangenen Jahr ein Arztehepaar (Dr. Gründler) und drei Krankenschwestern neu ausgesandt werden.

Das vergangene Jahr brachte in der Leitung der Goßner-Mission einen Personalwechsel. Anstelle des bisherigen Vorsitzenden des Kuratoriums, der aus Altersgründen zurücktrat, wurde Kirchenrat Dr. Christian B e r g gewählt. Die Zweigstelle der Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat neben dem Leiter der dortigen Arbeit, Pastor Horst Symanowski, durch die Berufung des langjährigen früheren Japan-Missionars, Pastor Theodor J a e c k e l, einen zweiten hauptamtlichen Berufsarbeiter erhalten.

Die Ausbildung von Studenten und Pfarrern für den Dienst in der Industrie wird dort in Kursen durchgeführt, zu denen die verschiedensten deutschen Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Die Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat darüber hinaus von dem

Verteilerausschuß der Sammlung "Brot für die Welt" den Auftrag erhalten, die Facharbeiter, die sich zu einem freiwilligen Dienst in den Entwicklungsländern angeboten haben, für ihre Aufgabe zuzurüsten.

Die Gossner-Mission OST, die in Ost-Berlin ihren Sitz hat, unternimmt in Zusammenarbeit mit verschiedenen Kirchenleitungen den Versuch, durch Einsatz von Teams, die aus Theologen und Laien bestehen, auf neuen Wegen auch in solchen Gebieten Gemeinde zu sammeln, in denen die alten Gemeindeformen unter dem Anprall einer neuen, antikirchlichen Gesellschaftsordnung zerbrechen. Es stellen sich ihr für diese Aufgabe auch junge Theologen zur Verfügung, die bereit sind, sich als Facharbeiter ausbilden zu lassen, um in einer sich verändernden Welt ihren christlichen Zeugendienst für die Welt zu tun.

Lokies

18.4.61
Lo/Su.

LWF (DWM) DEM R
Aug. 67

Arbeitsbericht der Goßner-Mission
für das Jahr 1961

1./ Neu-Aussendungen nach Indien : Im Berichtsjahr hat die Goßner-Mission ein Arztehepaar (Dr.Gründler) mit drei Krankenschwestern (Ursula von Lingen, Maria Schatz und Marlies Gründler), 1 Ingenieur (Werner Thiel) und 1 Diplomlandwirt (Dr.Junghans) mit ihren Frauen ausgesandt. Der Diplomlandwirt und der Ingenieur haben die Aufgabe, im Raume der Goßner-Kirche ein technisches und ein landwirtschaftliches Zentrum aufzubauen. Die Mittel dazu (insgesamt DM 185.000.-) wurden aus der Sammlung "Brot für die Welt" aufgebracht. Mit einem Teil der Spende sollte außerdem das Missionshospital in Amgaon weiter ausgebaut werden. Die aus Deutschland importierten landwirtschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion wurden auf der ersten Landwirtschaftlichen Ausstellung Indiens in Calcutta vorgeführt. Das Ergebnis war, daß die indische Regierung volle Unterstützung für die neugeplante Entwicklungsarbeit der Goßner-Kirche zusagte.

2./ Die Goßner-Kirche in Indien unter der neuen Verfassung

Am 1.November 1960 trat die neue Verfassung der Goßner-Kirche in Kraft. Sie war in einer durch den Lutherischen Weltbund eingesetzten Oekumenischen Kommission, zu der Bischof Dr. Manikam/Südindien und Bischof Dr.Meyer/Lübeck gehörten, erarbeitet worden. Sie ist eine echt indische Verfassung und dazu geeignet, der Kirche die Einheit und den Frieden wiederzuschenken. Zum Präsidenten der Kirche wurde Rev. Joel Lakra gewählt. Er ist bemüht, die Kirche aus einem gesamtkirchlichen Gesichtspunkt zu leiten.

Für die neue Entwicklungsarbeit der Kirche (Hospital, landwirtschaftliches und technisches Zentrum) ist ein besonderer Vorstand gewählt worden. Für die Missionsarbeit der Kirche wurde ein zweiter Missionsdirektor berufen. Beide Direktoren sind der Kirchenleitung direkt verantwortlich.

Im Widerspruch zu den Abmachungen zwischen Junger Kirche und Missionsgesellschaft, wonach Missionare keine leitenden Stellen bekleiden sollen, hat die Kirchenleitung den neu ausgesandten Ingenieur Thiel zum "financial advisor" der Kirche und zum Chairman des gesamtkirchlichen Eingens-

tums gemacht. Er hat die schwere Aufgabe, die durch den langjährigen Streit in der Kirche vernachlässigte Finanzverwaltung wieder in Ordnung zu bringen.

3./ Aus der Heimatarbeit : Das vergangene Jahre brachte in der Leitung der Goßner-Mission einen Personenwechsel. Anstelle des bisherigen Vorsitzenden des Kuratoriums, Präses Dr. Moeller, der aus Altersgründen zurücktrat, wurde Kirchenrat Dr. Christian Berg gewählt. Die Zweigstelle der Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat neben dem Leiter der dortigen Arbeit, Pastor Horst Symanowski, durch die Berufung des langjährigen früheren Japan-Missionars, Pastor Theodor Jacckel, einen zweiten hauptamtlichen Berufsarbeiter erhalten. Die Ausbildung von Studenten und Pfarrern für den Dienst in der Industrie wird dort in Kursen durchgeführt, zu denen die verschiedensten deutschen Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Die Goßner-Mission in Mainz-Kastel hat darüber hinaus von dem Verteilerausschuß der Sammlung "Brot für die Welt" den Auftrag erhalten, die Facharbeiter, die sich zu einem freiwilligen Dienst in den Entwicklungsländern angeboten haben, für ihre Aufgabe zuzurüsten.

Die Goßner-Mission Ost, die in Ost-Berlin ihren Sitz hat, unternimmt in Zusammenarbeit mit verschiedenen Kirchenleitungen des Versuch, durch Einsatz von Teams, die aus Theologen und Laien bestehen, auf neuen Wegen auch in solchen Gebieten Gemeinde zu sammeln, in denen die alten Gemeindeformen unter dem Anprall einer neuen Gesellschaftsordnung zerbrechen. Es stellen sich ihr für diese Aufgabe auch junge Theologen zur Verfügung, die bereit sind, sich als Facharbeiter ausbilden zu lassen, um in einer sich verändernden Welt ihren christlichen Zeugendienst für die Welt zu tun.

L o k i e s

15.8.61

Die Gossner-Mission vor neuen, aktuellen Aufgaben

Professor Dr. Walter Freytag, um dessen Heimgang die ganze evangelische Weltmission trauert, hat einmal das Wort von der "verlorenen Unmittelbarkeit" in der Mission geprägt. Gemeint ist damit die Tatsache, dass auf den alten deutschen Missionsfeldern junge selbständige Kirchen entstanden sind, die die eigentliche Missionsarbeit an vorderster Front aus der Hand der alten Missionsgesellschaften in ihre eigene Verantwortung übernommen haben. Soll man diesen Verlust beklagen und einen Ersatz dafür suchen, indem man die selbständig gewordene Missionskirche sich selbst überlässt und nach einem neuen Missionsfeld ausschaut, um dort wieder, wie vor hundert Jahren, mit einer Missions- Pionierarbeit zu beginnen?

Grundsätzliche Entscheidung

Die Gossner-Mission hat sich anders entschieden. Sie begleitet die sogenannte Evangelisch-Lutherische Gossner-Kirche von Chotanagpur und Assam, die als erste Kirche auf einem deutschen Missionsfeld bereits 1919 selbständig wurde, weiter auf ihrem Wege zur vollen Selbständigkeit, und entdeckt dabei immer neue eigene Aufgaben, die ihre volle geistliche und finanzielle Kraft in Anspruch nehmen.

Es handelt sich um ein ganzes Bündel von neuen Aufgaben, die sich daraus ergeben, dass über ganz Indien und damit auch über die christlichen Kirchen in Indien eine neue Zeit hereingebrochen ist. Indien wird industrialisiert, und gerade das dürre und unfruchtbare Dschangelgebiet, in dem die Gossner-Kirche liegt, entwickelt sich mehr und mehr zum Industriezentrum Indiens.

Die Gossner-Kirche im Wandel der Zeit

Welch' eine Ironie der Weltgeschichte! Als um 2000 v.Chr. die Indogermanen, deren Nachkommen die heutigen Hindus sind, Indien eroberten, rotteten sie zum Teil die Ureinwohner (heute "Adivasi" genannt) aus; zum Teil drängten sie sie in den Dschangel zurück, den die Adivasi - geborene Bauern - sofort wieder urbar zu machen begannen. Damals galt fruchtbares Reis- und Weizenland als Masstab des Reichtums. Heute bilden Kohle, Eisen und andere Erdschätze den Grundstock des Volksvermögens. Und nun stellt sich heraus, dass gerade die Staaten Bihar und Orissa, in denen die Adivasi zusammengedrängt leben und in deren Mitte die Gossner-Kirche liegt, die reichsten Kohle-, Eisen- und Kupfer-Vorkommen von ganz Indien aufzuweisen haben: Kohle und höchstwertiges Eisenerz (60-70%ig; in USA 50%ig, in Europa 40%ig) über Tag abzubauen! Das älteste Eisenhüttenwerk Jamshedpur (1907 zu drei Vierteln von deutschen Firmen aufgebaut), ist schon heute das grösste in ganz Asien.

Und gegenwärtig befinden sich in demselben Raum, nicht allzuweit von einander entfernt, drei neue, moderne Eisenhüttenwerke im Aufbau: ein russisches in Bhilai, ein englisches in Durgapur und ein deutsches in Rourkela.

Dazu kommt, dass eines der 5 grössten Staudammprojekte Indiens, der Konar-Damm (ein Teil des sogenannten Damodartal-Projektes), gerade in einer der Synoden der Gossner-Kirche, Hazaribhag, durchgeführt wird - in Verbindung mit einem Kraftwerk, das dieses ganze Gebiet elektrifizieren soll. In der Nähe anderer Synoden und Gemeinden der Gossner-Kirche werden andere industrielle Unternehmungen entwickelt, die zum Teil von weltwirtschaftlicher Bedeutung sind. So ist z.B. Indien der zweit- bzw. drittgrösste Produzent der Welt an Mangan-Erzen, Bauxit (Grundstoff für Aluminium) und Glimmer. 75% des Weltbedarfs an Glimmer werden aus Indien gedeckt. Und alle diese Industrien liegen wiederum in Bihar oder um Bihar herum und haben ihren Sitz in Ortschaften, deren Namen sich oft mit den Namen von Gemeinden der Gossner-Kirche decken (z.B. Lohardagga, Hazaribagh, Chaibasa u.a.).

Kirche und Industrie stossen im engsten Raum zusammen. In Rajganpur stört das Arbeitsgetöse einer modernen Zementfabrik, die mit Tag- und Nachtschichten arbeitet, den Gottesdienst in der unmittelbar benachbarten Kirche.

3/4 der Arbeiter sind Glieder der Gemeinde Rajganpur. In Birmitrapur ragt das grösste Kalkwerk nicht nur Indiens, sondern Asiens, wie ein Gebirge auf. Von den 8000 Arbeitern sind 6000 Glieder der Gossner-Kirche. Unweit der Gemeinde Chaibasa wird Speckstein und Porzellanerde abgebaut - und so fort. Lauter Fakten, aus denen deutlich hervorgeht, dass die Gossner-Kirche, die bisher eine Bauernkirche war und in der Zurückgezogenheit des Urwaldes ein stilles Leben führte, heute in den Prozess der Industrialisierung hineingezogen ist und der neuen Situation ins Auge schauen muss.

Die neuen Aufgaben

Sie muss damit rechnen, dass ein nicht unerheblicher Teil ihrer Glieder von der Industrialisierung erfasst wird, obwohl die Mehrheit der dort ansässigen Bevölkerung auch in Zukunft der Landwirtschaft zugewandt bleiben wird. Schon 1954, als man das Gebiet für das neue Unternehmen Rourkela abzustecken begann, wurden rd. 100 Adivasidörfer, darunter eine Anzahl christlicher Gemeinden, evakuiert. Die Bauern standen vor der Entscheidung, sich für den Verlust ihres Landes entschädigen zu lassen und mit einem kleinen Anfangskapital irgendwo im Dschangel wieder neu anzufangen. Oder sie entschieden sich, sich der ganzen Härte der neuen Zeit zu stellen

und in den Prozess der Industrialisierung tapfer einzusteigen. Dazu gehören z.B. zwei Gemeinden der Gossner-Kirche im Zentrum von Rourkela, die als Entschädigung für ihr verlorenes Land Unterkunft in einer neuen Wohnsiedlung, die Erlaubnis, sich eine Kapelle zu bauen und einen Rechtsanspruch auf Arbeit erhalten. Die Jugend in diesen Gemeinden nimmt die Herausforderung, die die neue Zeit in sich birgt, mit Entschlossenheit, aber auch mit aller Nüchternheit an. Sie erklärte anlässlich des Besuchs eines Vertreters der Gossner-Mission: "Wir wissen, dass die alte Generation verloren ist; aber auch wir, die Jungen, sind verloren. Bisher kleine Reisbauern im Dschangel, aber unabhängig und frei, sind wir jetzt über Nacht ungelernte Arbeiter, Kulis geworden! Du musst uns helfen, eine Fachschule für Techniker aufzubauen, damit wir Facharbeiter werden und wieder aufsteigen können." Die Lebensnotwendigkeit einer solchen Bitte und ihre Bedeutung auch für die äussere Existenz der Kirche liegen auf der Hand. Darum sieht sich die Gossner-Mission vor die Aufgabe gestellt, der Gossner-Kirche auf ihre Einladung einen Ingenieur zur Verfügung zu stellen mit dem Auftrag, die Ausbildung von Facharbeitern in Gang zu bringen.

Aber auch die Landwirtschaft, die seit Jahrhunderten mit altüberlieferten, patriarchalischen Methoden arbeitet, kann nicht dieselbe bleiben wie bisher. Sie ist gegenwärtig nicht im entferntesten leistungsfähig genug, um der ständig steigenden Nachfrage der Industrie, die in ihrer Mitte entsteht, zu entsprechen. Diese sieht sich darum gezwungen, die erforderlichen Lebensmittel von weither heranzuholen, was zur Folge hat, dass sich die Lebenshaltung der Industriebevölkerung in einer geradezu ungesunden Überstürzung verteuert. Kein Wunder, dass die einzelnen industriellen Unternehmungen auf den Gedanken kommen, eine eigene Landwirtschaft aufzubauen, um ihren Bedarf aus nächster Nähe zu decken. So bedeutet denn jedes Industrieunternehmen in einem solchen bisher rein agrarischen Entwicklungsgebiet ein unerhörtes Angebot, zugleich aber auch die unausweichliche Herausforderung an die bäuerliche Bevölkerung, ihre Arbeitsweise zu modernisieren und zu intensivieren.

Auch die Gossner-Kirche, die selbst Land besitzt, hat ein eigenstes Interesse daran, diese Forderung der Stunde zu erkennen und ihre Glieder, die immer noch in ihrer Mehrheit Reisbauern sind, auf die neuen Notwendigkeiten und Möglichkeiten hinzuweisen. Sie weiss aber auch um den natürlichen, in Jahrtausenden gewachsenen Widerstand, den die zäheste und konservativste aller Bevölkerungsgruppen Indiens, nämlich die der indischen Kleinbauern, jeder Neuerung entgegengesetzt. Darum hat die Gossner-Kirche auch für diese Entwicklungsarbeit die Gossner-Mission in Deutschland um Hilfe gebeten. So kommt es, dass die Gossner-Mission in diesem Jahr einen

für die tropische Landwirtschaft ausgebildeten Diplomlandwirt hinaus-
schickt, um in Zusammenarbeit mit der Gossner-Kirche eine landwirtschaft-
liche Schule mit angeschlossener Musterfarm aufzubauen. Eine Starthilfe
für die Lehrfarm, im besonderen für den Ankauf eines Maschinenparks, hat
sie dankenswerterweise aus der Sammlung "Brot für die Welt" erhalten.
Der Beitrag der Gossner-Kirche besteht darin, dass sie in Indien kir-
cheneigenes Land und ein altes, verhältnismässig noch gut erhaltenes
Missionarsbungalow hergibt, während die Gossner-Mission ausser für die
Passage- und die Frachtkosten für die laufenden Gehälter und Betriebs-
mittel aufkommt.

Es versteht sich von selbst, dass sich der ganze Reichtum des Landes an
Kohle, Eisen und anderen Erdschätzen im Staatsbesitz befindet. Die Be-
völkerung aber, in der überwiegenden Mehrheit auch heute noch kleinbäu-
erlich und arm, bleibt - wenn Hitze und Dürre eintreten - immer noch dem
Hunger und im Zusammenhang damit einem unbeschreiblichen Krankheitselend
preisgegeben. Darum hat sich die Gossner-Mission 1954 zur Gründung eines
Missionshospitals in Amgaon (Staat Orissa) entschlossen, mit dem eine
Ausbildungsstätte für indische Krankenschwestern verbunden werden soll.
Zu diesem Zweck sendet sie einen neuen Arzt und drei weitere Krankenschwe-
stern aus.

Endlich ist es wichtig zu wissen, dass die Industrialisierung dieses
Gebietes seine Hinduisierung bedeutet. Die Adivasi erleben jetzt eine
Hindu-Invasion in neuzeitlicher Form. Es kommen Hindus als Facharbeiter,
Techniker und Ingenieure ins Land. Alle leitenden Stellen werden von
Hindus besetzt. Das bedeutet zugleich den Anfang einer hinduistischen
Gegenmission, die mit ihrer Werbearbeit gerade auch unter den christli-
chen Adivasi eingesetzt hat. So ist die Bitte der Gossner-Kirche verständ-
lich, ihr aus Deutschland nach wie vor theologische Lehrer zur Verfügung
zu stellen, die die indischen Pastoren und Missionare ausbilden - heute
mit stärkerer Betonung einer theologischen Auseinandersetzung mit den
Hochreligionen Indiens. Was aber die Gossner-Kirche in Zukunft braucht
- dringender als alles andere - das ist ein Führernachwuchs, nicht nur
im kirchlichen, sondern auch im weltlichen Raum. Aus diesem Grunde beab-
sichtigt die Gossner-Mission, in ihrem Missionshaus in Berlin ein Studen-
tenheim für Studenten aus der Gossner-Kirche einzurichten, und zwar aus
allen Fakultäten. Die ersten 5 Studenten (2 Theologen, 2 Techniker und
1 Volkswirtschaftler) hat die Gossner-Kirche bereits delegiert, weitere
werden nachfolgen.

Partnerschaft.

Wir sagten, dass es sich um ein ganzes Bündel von neuen Aufgaben handelt,
vor denen die Gossner-Mission steht. Die Gossner-Kirche bringt 9/10

ihres ordentlichen Bedarfs selbst auf. Das Defizit von 1/10, das sie für die zentralen Arbeiten der Kirche benötigt, erhielt sie bisher auf Antrag vom Lutherischen Weltbund.

Aber für all die Sonderaufgaben, von denen hier die Rede war, fehlen ihr die Mittel. So ist sie nicht nur auf den geistlichen Rat und die brüderliche Weisung der Gossner-Mission, sondern auch auf ihre finanzielle Hilfe angewiesen. Darum sind die deutschen Heimatgemeinden, die die Gossner-Mission und ihre Arbeit seit vielen Jahrzehnten tragen, weder aus ihrer Fürbitte, noch aus ihrem Opfer entlassen. Ja, die neue Zeit stellt neue Forderungen an sie. Die Gossner-Mission aber ist ein Beispiel dafür, wie sich auch die herkömmliche Vorstellung von der Art und Arbeitsweise einer Missionsgesellschaft wandeln kann. Bei dem neuen Verhältnis zwischen Missionskirche und Mission hängt der Umfang und die Bedeutung ihrer Heimatarbeit weniger von der Zahl der Missionare ab, die sie aussendet, als von der Fülle und Aktualität des Dienstes, den sie der selbständig gewordenen Kirche in einer Zeit rapiden Umbruchs als ihr Partner leistet.

Lokies

Berlin-Friedenau, August 1960

Arbeitsbericht 1960 der Goßner-Mission

I. Die Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche in Indien

Das wichtigste Ereignis im Leben der Goßner-Kirche war in diesem Jahre die einmütige Annahme einer neuen Verfassung durch die sogenannte Mahasabha (Generalsynode) am 1. Mai d.J. - Im vergangenen Jahre hatte dieselbe Synode unter der Leitung von Missionsdirektor Lokies beschlossen, den Lutherischen Weltbund um die Einsetzung einer oekumenischen Kommission zu bitten, mit der Aufgabe, der Kirche eine neue Verfassung zu schenken. Im April dieses Jahres trat diese Kommission unter Leitung des Bischofs der Tamulenkirche, Dr. Manikam, und Bischof Dr. Meyer-Lübeck zusammen.

Nach Überwindung schwerster innerer Spannungen innerhalb der Kommission gelang es beiden Brüdern, in Zusammenarbeit mit den Delegierten der Goßnerkirche eine Verfassung zu entwerfen, die den Notwendigkeiten der indischen Kirche entsprach. Auf Beschluß der Generalsynode sollte die neue Verfassung am 1. Juli d.J. in Kraft treten. Aber verfassungswidrige Wahlvorgänge in einer der vier Synoden haben dazu geführt, daß sie erst am 1. November d.J. Gesetzeskraft erhält. Es ist nun zu hoffen, daß durch die neue Verfassung die rechtlichen und organisatorischen Voraussetzungen dafür gegeben sind, daß Einheit und Frieden in der Goßner-Kirche gesichert bleiben.

Aber dieser ganze sogenannte Kirchenstreit hat deutlich gemacht, wie sehr die Goßner-Kirche einer inneren Erneuerung durch Gottes Wort und Geist bedarf.

Das Erstaunliche dabei ist allerdings die Tatsache, daß trotz des Unfriedens in der Kirche die Gottesdienste der verfeindeten Kirchengruppen voll besucht waren und der missionarische Impuls bis auf den heutigen Tag nicht gelitten hat. Trotzdem läßt jeden, der die Goßner-Kirche in ihrer inneren Situation kennt, der Gedanke nicht los, daß nach der äußeren Befriedung der Kirche jetzt eine Evangelisationsbewegung durch alle Gemeinden hindurchgehen müßte.

Eine Folge des Kirchenstreites ist die Unmöglichkeit, die Goßner-Kirche statistisch zu erfassen. Die letzte genaue Übersicht stammt aus dem Jahre 1955. Seither war die indische Kirchenleitung nicht imstande, genaues Material für die Gesamtkirche beizubringen. Es darf aber angenommen werden, daß die Kirche inzwischen (bei vorsichtiger Schätzung) zahlenmäßig um 30-40.000 Glieder gewachsen ist.

Was die finanziellen Leistungen der Goßner-Kirche betrifft, so darf man feststellen, daß sie aufsganze gesehen etwa 90% ihres Etats selbst aufbringt. Zehn Prozent des Bedarfs (im besonderen für die zentralen Aufgaben der Kirche) hat sie bisher vom Lutherischen Weltbund erhalten. Alle finanzielle Hilfe, die sie darüber hinaus durch die Goßner-Mission aus Deutschland erhält, dient solchen missionarischen Aufgaben, die ganz neu in Angriff genommen werden und die Finanzkraft der Kirche übersteigen: Industriemission, Ärztliche Mission mit dem neubegründeten Missionshospital in Amgaon als Zentrum, Aufbau einer landwirtschaftlichen Schule mit Lehrfarm, Einrichtung einer technischen Schule u.a. - Auch die Goßner-Mission würde aus ihren normalen Einnahmen im besonderen die zuletzt aufgeführten Aufgaben nicht lösen können ohne die Sonderhilfe aus den erst in jüngster Zeit durchgeführten gesamtkirchlichen Sammlungen, z.B. "BROT FÜR DIE WELT", eine Kollekte für die "Ökumenische Diakonie" u.a.m.

II. Die Heimatarbeit der Goßner-Mission

Sie wird getragen von der Verantwortung:

- 1./ für eine ökumenisch-brüderliche Zusammenarbeit mit der Goßner-Kirche in Indien,
- 2./ für einen intensiven volksmissionarischen Dienst in der Heimatkirche und in unsrem eigenen Volk.

Seit dem Kriege haben sich in der Heimatarbeit der Goßner-Mission, bedingt auch durch die politische Lage, immer mehr und deutlicher drei Arbeitszentralen herausgebildet:

- a/ Berlin
- b/ Mainz-Kastel
- c/ Ost-Berlin mit der DDR als Arbeitsgebiet.

B e r l i n, Sitz der Missionsleitung (Kuratorium, Missionsdirektor Lokies), trägt die Gesamtverantwortung für die Heimatarbeit und den Missionsdienst in Indien.

Auch Mainz-Kastel und die Goßner-Mission in der DDR verlieren trotz ihrer profilierten volksmissionarischen Arbeitsausrichtung die missionarische Aufgabe in Indien nicht aus dem Auge. Indem sie ganz besondere missionarische Aufgaben in der Heimat anpacken, glauben sie, damit auch der Missionsarbeit draußeg einen wirklichen Dienst zu leisten.

Mainz-Kastel ist unter der Leitung von Pastor Symanowski das Zentrum einer eigenartigen Industriemission geworden, die auch zur Gründung eines "Seminars für den kirchlichen Dienst in der Industrie" geführt hat. Dieses Seminar veranstaltet nun schon seit zwei Jahren Kurse für Theologiestudenten und Pfarrer aus fast allen Landeskirchen Deutschlands. Durch verwandte Unternehmungen in den verschiedensten Kirchen Europas und Amerikas steht die Goßner-Mission in Mainz-Kastel in engem oekumenischen Kontakt mit einer ganzen Anzahl außerdeutscher Kirchen.

Die Goßner-Mission in der D D R (Leitung: Prediger Schottstädt und Volksmissionar Gutsch) versucht, in einer Umwelt, die sich mehr und mehr der Kirche verschließt, auf völlig neuen Wegen Menschen um Gottes Wort zu sammeln. Sie veranstaltet Arbeitslager mit Pastoren und Jugendlichen, sie arbeitet mit Wohnwagen und Evangelisationszelten; sie stellt Teams von Laien und Theologen zusammen, die an bestimmten industriellen Schwerpunkten eingesetzt werden; sie führt Bibel-Freizeiten mit der Jugend und mit ganzen Familien durch; sie organisiert Ost-West/Begegnungen und oekumenische Wochenend-Freizeiten und Gottesdienste in Ost-Berlin; sie leistet einen überaus fleissigen Vortragsdienst in den Gemeinden (immer auch mit Berichten über die Missionsarbeit in Indien) und ist seit einem Jahr auch bemüht, den Kontakt mit den Kirchen in den sogenannten Volksdemokratien des Ostens aufzunehmen (Ungarn, Cechoslowakei, Polen und Russland, hier in besonderen mit den Evangeliumschriften und Baptisten in Moskau und Petersburg). -

Ein "fraternal worker", Pastor Starbuck aus der Church of Christ in Amerika, der von seiner Kirche den Auftrag erhalten hat, in besonderen die Ost/West-Probleme zu studieren, steht in enger Zusammenarbeit mit der Goßner-Mission in West- und Ost-Berlin.

Zuletzt noch zwei wichtige Personaländerungen in der Goßner-Mission:

1./ Als Nachfolger seines bisherigen Vorsitzenden Präses Dr. Moeller hat das Kuratorium Kirchenrat Dr. B e r g - Berlin gewählt, der sein Amt am 7. Juli d.J. übernommen hat.

2./ Neben Pastor Symanowski ist in Mainz-Kastel ein zweiter theologischer Mitarbeiter berufen worden, der langjährige Japan-Missionar Pastor Theodor J a e c k e l, der mit seinem Dienst am 1. Juli d.J. begonnen hat. -

Lokies

5.10.60

7560

Arbeitsbericht der Gossner-Mission
für das Jahr 1959

Die Arbeit der Gossner-Mission ist von dem Grundsatz bestimmt, der Gossner-Kirche in Indien auch nach ihrer Verselbständigung zur Seite zu stehen und in Zukunft alle Missionsarbeit nur im organischen Zusammenhang mit der indischen Kirche zu treiben.

Die Heimatarbeit der Gossner-Mission hängt ferner mit der veränderten Situation zusammen, in der die Gossner-Kirche in Indien steht. Die Heimatgemeinden, die die Arbeit der Gossner-Mission mit ihrer Fürbitte und ihrem Opfer tragen, müssen mit der neuen Situation der Kirche in Indien und den neuartigen Aufgaben bekanntgemacht werden, die sich heute ergeben. Die Gossner-Kirche gehört zu den Gebieten, die einen radikalen sozialen und wirtschaftlichen Umbruch durchmachen. Das Gebiet der Gossner-Kirche war bisher Bauernland und die Gossner-Kirche eine Bauernkirche. Aber dieses Gebiet wird jetzt mehr und mehr zum Industriezentrum Indiens (Eisenarz und Kohle, über Tag abzubauen). Europa, Amerika und auch Rußland bieten hierzu Wirtschaftshilfe an. So entstehen mitten in diesem Gebiet dicht nebeneinander ein englisches, ein russisches und ein deutsches (Rourkela) Eisenhüttenwerk. In dieser kritischen Zeit erwartet die Gossner-Kirche von der Gossner-Mission Hilfe:

- a) für den Aufbau einer Lehrfarm und landwirtschaftlichen Schule,
- b) die Errichtung einer technischen Schule für die Dorfjugend, die in den Prozeß der Industrialisierung hineingezogen wird,
- c) für die Begründung einer Ausbildungsstätte für indische Krankenschwestern,
- d) Studienhilfe für Studenten aus der Gossner-Kirche, die in Deutschland nicht nur Theologie, sondern auch Technik und andere Wissenschaften studieren.

Die Gossner-Mission hat ihre Heimatarbeit auf diese neuen Aufgaben ausgerichtet und die Aussendung eines Diplomlandwirtes, eines Bauingenieurs, eines Arztes und mehrerer Krankenschwestern in Aussicht genommen (inzwischen hat die indische Regierung auch schon das Einreisevisum für alle diese Missionarbeiter mit Ausnahme des Ingenieurs erteilt). Um endlich der Gossner-Kirche auch dazu zu verhelfen, daß ihr in Zukunft eine kleine Schar von Männern zur Verfügung steht, die eine qualifizierte Ausbildung erhalten haben und zur Führung geeignet sind, wird eine größere Anzahl von Studenten aus der Gossner-Kirche nach Deutschland eingeladen und im Missionsheim in Berlin für diesen Zweck ein indisches Studentenheim eingerichtet.

Für die Heimatarbeit der Gossner-Mission ist die Zusammenschau von Missionsarbeit draußen und evangelistischer Arbeit daheim kennzeichnend. So sieht die Gossner-Mission in Ostdeutschland es als ihre Aufgabe an, mit neuen Methoden der Evangelisation, der Gesprächsmission und mit jeder Art von Kontaktaufnahme Gottes Wort auch an den kommunistischen Menschen herauszutragen (Wohnwagenarbeit, studentische Arbeitslager, Zeltmission, Einsatz von Arbeitsgruppen im Industriegebiet, bestehend aus Theologen und Laien). Dort, wo die alte, in der Geschichte gewachsene Form der Parochialgemeinde unter dem Anprall der kommunistischen Gesellschaftsordnung zerbricht, wird der Versuch gemacht, neue Formen der Gemeindebildung zu finden. Dabei handelt

es sich vor allem um den Einsatz von Theologen und Laien mit gleichen Vollmachten zu gemeinsamem Dienst. Und dies geschieht mit ausdrücklicher Zustimmung der offiziellen Kirchenleitung.

In Westdeutschland ist das Gossnerhaus in Mainz-Kastel unter der Leitung von Pastor Horst Symanowski zum Zentrum einer neuartigen Industriemission geworden. Hier wird der Versuch gemacht, das Evangelium in die industrielle Arbeitswelt von heute hineinzutragen in der Weise, daß sich der Diener an Worte mit den Sachfragen des Arbeiters vertraut macht und mit ihm zu leben versucht. Dazu dient vor allem das neubegründete Seminar für den kirchlichen Dienst in der Industrie, zu dem fast alle deutschen Landeskirchen junge Pastoren als Teilnehmer entsenden und das seinen zweiten Kursus mit gutem Ergebnis abgeschlossen hat.

Die eigentliche Zentrale für den Missionsdienst in Indien, in besonderen für die Zusammenarbeit mit der selbständigen indischen Kirche, liegt noch wie vor in Berlin-Friedenau; aber auch die Gossner-Mission in der DDR und die Industrie-Mission in Mainz-Kastel verbinden zielbewußt den Dienst an der indischen Kirche mit ihrem evangelistischen Einsatz in der Heimat. -

Berlin, den 17. Mai 1960
Bo/RII

L

Kleine Reisbauern und arme Landarbeiter : Das sind die Christen ! Sie leben in kleinen Dörfern mitten im indischen Urwald. Ziegen und Kühe, die sie halten, sind ständig vom Tiger bedroht. Und wenn kein Regen kommt, droht Hungersgefahr. Es sind alles arme Leute, die zur Evangelisch-lutherischen Goßner-Kirche in Indien gehören. Ihr großer Reichtum aber sind die Kirchen und Schulen, die die deutschen Missionare unter ihnen aufgebaut haben. Hier lernen sie lesen, schreiben und rechnen; hier hören sie aus dem Munde christlicher Lehrer die biblischen Geschichten. Hier lernen sie viele, viele "Jesus-Lieder" und singen sie während sie auf der Erde hocken, sich in den Hüften wiegen und in die Hände klatschen. Man muß das einmal gesehen haben, wie dabei die Augen der Großen und Kleinen vor Freude glänzen.

Die großen, reichen Gutsbesitzer (Zamendare) , die dort auf einzelnen großen Gütern leben, sind keine Christen. Sie sind Hindus, die viele Götter anbeten. Man kann solche Götzen verstreut auf ihren Gutshöfen, im Garten, im Innenhof und auch in den Wohnräumen sehen. Einmal im Jahre werden sie alle zusammengetan und dann gibt es auf der Veranda des Gutshauses ein großes Götzenfest. Der Priester kommt, liest aus heiligen Schriften vor und bringt ein Götzenopfer indem er eigenhändig ein Tier schlachtet.

Auf solch' einem Gutshof lebte ein kleines Mädchen, Santi mit Namen. Sie war die jüngste Tochter des Hindu-Gutsbesitzers. Unter dessen Landarbeitern waren viele Christen, und Santi spielte oft mit den christlichen Arbeiterkindern. Durch sie lernte sie den Namen "Jesus" kennen, sie hörte Geschichten von ihm und sang mit, wenn die Christenkinder ihre Jesus-Lieder sangen. Das ging einige Jahre so, ohne daß Santis Eltern merkten, wie befreundet ihre Tochter mit den Kindern der Gutsarbeiter war. Dann kam das große Götzenfest. Santi